This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

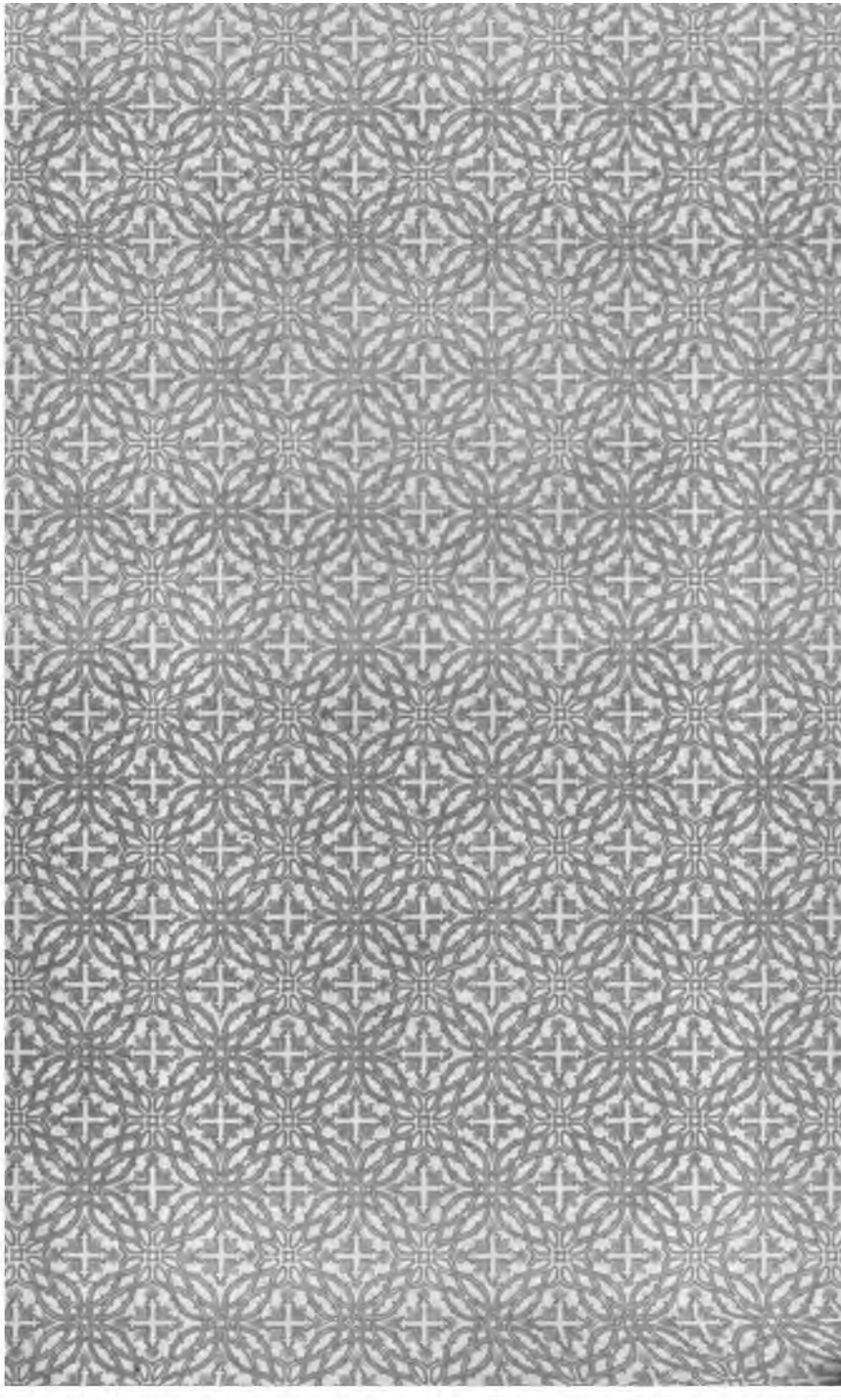
A 459069

Julius Richter

Die deutsche Mission in Südindien.

BV
3265
.R54

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES



Die

Deutsche Mission in Südindien.

Erzählungen und Schilderungen von einer Missions-Studienreise durch Ostindien.

Von

Julius Richter,
Herausgeber der Evangelischen Missionen.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1902.

BV
3265
.R54

0891629-234

Herrn Professor D. Gustav Warneck

dem Begründer und Förderer wissenschaftlicher Missions-Forschung, meinem hochverehrten Lehrer,

in Dankbarkeit

gewidmet.

Vorwort.

* * *

Wenn heute irgendwo in der Welt ein Krieg ausbricht, erwartet es das lesende Publikum von den Vertretern der großen Presse als selbstverständlich, daß Berichterstatter nach dem Kriegsschauplatz hinausgesandt werden, welche durch ausführliche, auf Grund eigener Beobachtung geschriebene Berichte über alle wichtigen Vorgänge zuverlässige Kunde geben. Die Mission ist der heilige Krieg, den die ganze Christenheit im Namen ihres himmlischen Königs gegen die Mächte des Heidentums führt. Die Christen daheim können beanspruchen, daß ihnen auch über diesen Krieg ausführliche und gewissenhafte Nachrichten zu Gebote gestellt werden. Durch die Herausgabe der „Evangelischen Missionen," welche in der ganzen deutsch-evangelischen Christenheit freudigen Zuspruch und freundliche Aufnahme gefunden haben, ist der Verfasser Monat für Monat verpflichtet, über die neuesten Vorgänge auf allen Feldern der Heidenmission zu berichten, und es drängte sich mir dabei immer deutlicher die Überzeugung auf, daß ich dieser Aufgabe ungleich besser würde genügen können, wenn ich wenigstens ein großes Missionsfeld aus eigener Anschauung kennen gelernt hätte. Das freundliche, opferwillige Entgegenkommen der Verlagsbuchhandlung, die kräftige Beförderung meiner Pläne durch Prof. D. Warneck und Pastor D. Grundemann und die thatkräftige, weitgehende Unterstützung des Kultusministeriums und des Konsistoriums meiner Provinz ermöglichten es mir schließlich, im Winter 1900 auf 1901 eine sechseinhalbmonatliche Studienreise nach Indien zu unternehmen.

Es hat sich bereits in den Evangelischen Missionen in Reisebriefen und ausgeführten Skizzen Gelegenheit geboten,

einiges von dieser Studienreise zu erzählen. Allein ich glaubte eine weitergehende Verpflichtung zur Berichterstattung zu haben. Die Missionsfreunde erwarten, wie mir oft gesagt ist, daß ich ihnen mehr von meinen Erlebnissen und Erfahrungen mitteile. Ich komme dieser Aufforderung um so lieber nach, als es ganz überwiegend erhebende und erfreuliche Eindrücke sind, die ich aus Indien heimgebracht habe; diese im Geiste noch einmal zu durchleben und in der litterarischen Durcharbeitung zu vertiefen, war mir eine stete Freude. Ich möchte nur wünschen, daß viele meiner Leser durch dies Büchlein auch einen Eindruck von der Herrlichkeit der indischen Mission gewinnen möchten.

Es ist kaum zu vermeiden, daß in einem solchen Reisebuche die Subjektivität des Verfassers mehr hervortritt, als es in andern Büchern üblich ist. Ich bemühe mich, meine Eindrücke so unbefangen und lebendig wie möglich wiederzugeben. Ich denke, daß darin der Reiz von Reiseschilderungen liegt; allerdings auch ihre Schwäche! Natürlich kennen die ortsangesessenen Missionare und die Missionsleitungen die Verhältnisse viel besser, als sie ein durchreisender Missionsfreund auffassen kann. Sie werden bei der Lektüre viele Fragezeichen machen oder den Kopf schütteln. Sei es darum, ich war ja nach Indien gegangen, um zu lernen, ich bin deshalb auch jeder weiteren Belehrung zugänglich. Um übrigens meine Leser vor Irrtümern zu schützen, haben sich erfahrene Missionare, die jetzt in der Heimat weilen, der Mühe unterzogen, die Korrekturbogen durchzulesen; ich sage auch an dieser Stelle besonders dem Herrn Missionssenior Handmann und den Missionaren Joh. Kabis, S. Zehme und Wilh. Dilger für diese Hilfe herzlichen Dank.

Die deutschen Missionsfreunde werden es billigen, daß ich in diesen Reiseskizzen die deutsche Mission in den Vordergrund treten lasse. Nicht als ob ich mich in Indien auf sie beschränkt hätte; ich könnte ebensogut ein Reisebuch über die englischen und amerikanischen Missionen schreiben. Aber meine Hochachtung vor der deutschen Art und Arbeit ist in Indien nur stets gewachsen, und gerade weil die deutsche Mission in den außerdeutschen Kreisen auch in Indien sehr wenig gekannt

und oft mit Geringschätzung angesehen wird, hielt ich es für eine Ehrenpflicht, ihr den ihr gebührenden Ehrenplatz einzuräumen. Ich beschränke mich in diesem Bande auf Südindien; ein zweiter Band, welcher in der gleichen Weise über meine Reisen in Nordindien Bericht erstattet, ist bereits in Vorbereitung und wird hoffentlich noch vor Ende dieses Jahres ausgehen.

Man hat mir freundschaftlich geraten, mich in meiner Darstellung auf die äußerlichen Seiten des indischen Missionslebens, Land und Leute, spezielle Erlebnisse und dergleichen zu beschränken; es sei für einen Durchreisenden zu schwierig, einen Einblick in die Missionsprobleme zu gewinnen. Ich habe mich dieser Ansicht nicht anschließen können. Seitdem ich das Missionsstudium zu meiner Lebensaufgabe gemacht, haben mich gerade die schwebenden Missionsfragen am meisten angezogen; über sie ein Urteil zu gewinnen und zuverlässiges Material zu sammeln, war ich nach Indien gegangen. Die Mission ist in eminentem Maße ein Kampf der Geister; darum sind alle Fragen, die zu einem Missionsverständnisse führen, geistiger Art und verlangen eindringendes Nachdenken. Auch auf die Gefahr hin, in meinem Urteil fehl zu greifen, habe ich mich nirgends gescheut, meinen Lesern offen darzulegen, wie sich mir die brennenden Fragen des indischen Missionslebens darstellten.

Meine Reise wäre zweck- und erfolglos gewesen, wenn mir nicht die Missionsleitungen — deutsche wie englische — in hochherziger Weise die Wege geebnet und die Missionsgeschwister in Indien mich mit unermüdlicher Gastfreundschaft aufgenommen hätten. Es wird mir stets eine große Erinnerung meines Lebens bleiben, daß ich während dieser Monate mit so vielen Kindern Gottes von verschiedenen Ländern und Sprachen habe Gemeinschaft im Geiste pflegen dürfen. Mit innigster Dankbarkeit denke ich an die schönen und gesegneten Tage und Wochen in den indischen Missionshäusern zurück.

Schwanebeck, den 1. Juni 1902.

Der Verfasser.

Inhalts-Übersicht.

* * *

Seite

I. Einleitung.

Die drei großen deutschen Missionen in Indien 1
1. Die Leipziger Mission 6
2. Die Basler Mission 14
3. Die Goßnersche Kols-Mission 23

II. In der Leipziger Mission im Tamulen-Lande.

Zwei Festtage im Madras-Land-Bezirke 32
Majaweram 64
An den Stätten der alten dänisch-halleschen Missionare . . . 88
Tritschinopoli 89
Tandschaur 112
Trankebar 121
Die Kastenfrage in der Leipziger Mission 128

III. In der Basler Mission an Indiens Westküste.

Auf den Blauen Bergen 142
Im Lande der Palmen und des Pfeffers 161
Wanyankulam 173
Kodakal-Paraperi 180
Kalikut 189
Nach Talatscheri 194
Mangalur, die größte deutsche Missionsstation 200

IV. Die deutschen Missionen im Telugu-Lande.

Ein Besuch in der Hermannsburger Mission 229
Bei den amerikanischen Lutheranern in Guntur 242
Ein Blick in die Breklumer Telugu-Mission 261

Die drei großen deutschen Missionen in Indien.

* * *

Unter den großen Aufgaben, welche der Christenheit unserer Tage auf dem weltweiten Missionsfelde gestellt sind, ist vielleicht die anziehendste und fesselndste die Christianisierung Indiens. Es scheint eine über Menschenmaß hinausgehende Aufgabe zu sein, eine kompakte und in gewisser Weise gleichartige Masse von fast dreihundert Millionen Menschen in Arbeit zu nehmen, um ihr an Stelle ihrer alten religiösen Gedankenwelt ein neues geistliches Lebensprincip einzupflanzen. Aber doch hat die politische wie die missionarische Entwickelung des verflossenen Jahrhunderts unwiderstehlich darauf hingedrängt, daß die Christenheit diese gewaltige Aufgabe angreifen muß, mag sie auch im Gefühl ihrer Ohnmacht und Zerrissenheit noch so sehr dabei zaudern. Und es ist in seiner großen Mehrzahl ein indogermanisches Brudervolk, dem wir das ewige Heil bringen, ein in urvordenklicher Zeit losgerissener Stamm aus derselben großen indogermanischen Völkerfamilie, in dessen Geistesleben, Sprache und Sitte wir die Zeichen der Verwandtschaft wiedererkennen. Nur ist dieses Brudervolk in einer mehr als dreitausendjährigen Entwickelung eigene Wege gegangen. Während bei unsern Vorfahren die buntfarbige Götterwelt, ihr Götter-Walhalla, in ihrer Jugendfrische durch das übermächtige Christentum gebrochen, verdrängt wurde, haben sich dieselben religiösen Grundgedanken in dem glutheißen, üppigen Klima Indiens wildwuchernd entfaltet, nach allen Richtungen ausgelebt und auf der einen Seite einen wüsten Aberglauben entwickelt, auf der andern sich in weit-

ausgesponnene, pantheistische Systeme aufgelöst. In ihrer Kindheit sind die beiden Brudervölker aus dem gemeinsamen Vaterhause ausgewandert, das eine hat seine Schritte nach den sonnigen Gefilden des Südens, das andere nach den rauhen Urwäldern des Nordens gelenkt. Jetzt nach so langen Jahrtausenden macht sich der stolze, zur geistigen Kraft, zum Herrscher der Welt herangereifte nördliche Bruder auf, um seinen verschollenen Bruder zu suchen; er findet ihn in sich gekehrt, der Außenwelt abgestorben, in einer phantastischen Gedankenwelt träumend, — er kommt, um ihm den Schatz zu bringen, der ihm inzwischen in den Schoß gefallen ist, und ihm das Geheimnis seiner Kraft zu offenbaren.

Die deutsche evangelische Christenheit hat den Anfang gemacht, das Evangelium nach Indien zu bringen. Als Englands Krämer noch keine höheren Ziele kannten, als mit den Reichtümern Indiens ihre Geldsäcke zu füllen, machten sich die armen Pietisten Deutschlands auf, den Indern die eine köstliche Perle zu bringen. Die großen deutschen Missionare des 18. Jahrhunderts wie Ziegenbalg, Fabricius, Schwartz, sind die Bahnbereiter der evangelischen Mission in Indien geworden. Was bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von evangelischer Mission in Indien bestand, hatte deutsches Gepräge und war von Deutschen erarbeitet, selbst nachdem die Arbeiter meist in den Dienst englischer Gesellschaften übergegangen waren. Seit 1793 und noch mehr seit 1813 traten die Engländer und dann auch die Amerikaner mit in die Arbeit ein; sie nahmen vermöge ihrer ungleich größeren Geldmittel und des bei ihnen naturgemäß lebendigeren Interesses an ihrer Kolonie bald einen solchen Aufschwung, daß sie die deutsche Mission in den Schatten stellten und nach manchen Seiten hin überflügelten. Aber auch die deutsche Christenheit ist nicht dahinten geblieben, sie hat einen angemessenen Teil an der Arbeit, sie hat ihr eigenes Gepräge und ihre eigene Methode, sie verdient es, daß man ihr neben der glänzenderen englischen Mission seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet.

Wir dürfen auch jetzt noch sagen, daß man in ganz

Indien den Spuren deutscher Missionsarbeit auf Schritt und Tritt begegnet, und zwar weit über den Rahmen der deutschen Gesellschaften hinaus. Einmal sind von den seitens der Jänickeschen Missionsschule und der Basler Gesellschaft an englische Missionen abgetretenen Missionare eine ziemlich große Anzahl nach Indien gesandt. Sodann sind während des ganzen verflossenen Jahrhunderts je und dann deutsche Missionare in Indien selbst aus den deutschen Missionen ausgetreten und zu den Engländern und Amerikanern übergegangen. Endlich haben sich auch nicht wenige deutsche oder amerikanisch-deutsche Missionare von vornherein in den Dienst englischer Gesellschaften gestellt. So war es mir überraschend, wie viel deutschen Namen ich wieder und wieder begegnete. Manche dieser ursprünglich deutschen Familien verengländern allerdings bedauerlich schnell. Eines Tages war ich auf den Blauen Bergen eben im Begriff, der Frau eines verreisten englischen Missionars, einer geborenen Leipzigerin, einen Besuch zu machen; da flüsterte mir beim Betreten des Gartens mein Begleiter zu: Bitte, reden Sie mit der Dame englisch; sie spricht nicht mehr deutsch. Ich wandte mich natürlich sofort um und verschmähte es, die Dame aufzusuchen. Ein andermal traf ich den Sohn eines bekannten deutschen Missionars in Südindien als Direktor einer höheren Missionsschule; der fein gebildete Herr hatte von seiner deutschen Abstammung nichts behalten als seinen Namen, er verstand kein Wort Deutsch, bedauerte es aber aufrichtig. Doch das waren Ausnahmen; weit häufiger war es den vielleicht schon seit Jahrzehnten in englisch-indischer Umgebung lebenden Deutschen eine aufrichtige Freude, einmal wieder deutsch zu sprechen und von der deutschen Heimat zu hören.

Im ganzen haben die deutschen Missionare in Indien einen sehr guten Namen; mehreremal betonten Engländer oder Amerikaner, wenn sie mir gegenüber die Verdienste eines deutschen Kollegen, besonders seine wissenschaftliche Art, seine Sprachbegabung, seine selbstverleugnende Seelsorge rühmten: „Er ist eben ein Deutscher", eine Bemerkung, die mir stets eine freudige

Genugthuung gewährte. Es ist mir leider weder in Indien noch bisher daheim möglich gewesen, aus der weit zerstreuten Litteratur das Material zu einer zusammenfassenden Studie über die deutschen Missionare in Indien in außerdeutschen Diensten mit genügender Vollständigkeit zu sammeln. Ich begnüge mich deshalb hier mit einigen Bemerkungen.

Auch im letzten Jahrhundert haben eine beträchtliche Anzahl deutscher Missionare in den englischen Missionen eine hervorragende Stellung eingenommen und sind so auch in englischen Diensten eine Zierde des deutschen Namens geworden. Ich erinnere an die beiden Bahnbrecher Rhenius und Ringeltaube in Tinnevely und Travankor, an des ersteren tüchtigen Kollegen Schaffter, an den hervorragenden Missionar Weitbrecht in Bardwan, an die Pfleger der Krischnagar-Mission Blumhardt, Krückeberg und andere, an Leupolt und Baumann in Benares, an Isenberg, Hörnle und Däuble in Sicandra bei Agra, an den großen Mohammedaner-Missionar Pfander, an Ullmann in Rawalpindi und andere. Fast alle erwähnten Missionare werden auch von den Engländern zu den tüchtigsten indischen Missionaren des verflossenen Jahrhunderts gezählt; und sie waren alle Deutsche! Könnte man zusammenrechnen, wieviel von den bisherigen Missionserfolgen in Indien auf die Rechnung dieser Deutschen kommt, so würde sich ein deutsches Herz daran erfreuen. Es scheint mir fast, als sei die Zahl der *großen* deutschen Missionare in englischen Diensten verhältnismäßig größer als im Zusammenhang mit den deutschen Gesellschaften. Das liegt vielleicht daran, daß oft gerade die kräftigen Geister sich den kleineren Verhältnissen und der strengeren Beaufsichtigung der deutschen Gesellschaften entzogen und in englische Dienste traten; oder daß die freie Entwicklung und Bewegung, welche englische Gesellschaften ihren Missionaren gewähren, gerade den Deutschen, die von Haus aus eine gediegene Bildung und eine gesunde Anschauung mitbrachten, besonders dienlich und ihrer innern Entwickelung förderlich war.

Es sind besonders zwei Gebiete, auf denen sich die deutschen Missionare in englischen Diensten hervorgethan haben,

die gründliche Bemeisterung der indischen Sprachen und die sorgfältige Seelsorge. In ersterer Hinsicht sind die Deutschen in Süd- wie in Nordindien vielfach die Pioniere gewesen; allerdings hat es keiner von ihnen zu so massenhaften linguistischen Produktionen gebracht wie William Carey, aber sie haben gründlicher, solider gearbeitet. In den Bibelrevisions-Komitees, in denen die britische Bibelgesellschaft die hervorragendsten Sprachkenner jedes Idioms zu gemeinsamer Arbeit heranzieht, sind wieder und wieder Deutsche ausschlaggebend — Dilger in Malayalim, Heyde in Tibetisch, Ullmann und Weitbrecht in Urdu, Nottrott in Mundari u. s. w. Und in der Seelsorge machen allerdings die Engländer unsern deutschen Brüdern den Vorwurf, daß sie das „mabap"-System, das heißt die Auffassung, daß die Mission „Vater und Mutter" der eingeborenen Christen, ihr Schützer, Versorger und Helfer in aller Not sei, zu sehr begünstigten, sie seien zu gutmütig, zu aufopfernd, zu mildthätig. Wir lassen uns diesen Vorwurf gefallen, wenn wir sehen, daß nun doch die Engländer die Pflege besonders schwieriger Gemeinden und Anstalten mit Vorliebe in deutsche Hände gelegt haben, wie ihre großen Waisenhäuser in Sicandra bei Agra und Sigra bei Benares, ihre Ackerbaudörfer bei Gorakpur und ihre Krischnagar-Mission. Sie wissen doch eben, was sie an der treuen, deutschen Arbeit haben!

Aber gerade bei genauerer Erwägung dieses letztern Umstandes steigt die Wehmut und das Bedauern auf, daß so viele und so hervorragende Kräfte der deutschen Missionsarbeit verloren gegangen sind. Nicht daß wir den Engländern die tüchtigen Leute mißgönnten; aber wir haben doch den Eindruck, daß der Segen der deutschen Art in dem englischen Rahmen weder voll anerkannt wird noch voll zur Geltung kommen kann. Die englische Art ist mehr auf große Pläne, weitausschauende Perspektiven, glänzende Charaktere, in die Augen fallende Erfolge angelegt; die deutsche Art liebt mehr die treue Kleinarbeit, die gründliche Forschung, die solide Fundamentierung, die Hingabe an jede einzelne Seele. Englische Art ist es, wie die Londoner Mission ganz Indien mit einem

weitmaschigen Netz von Pionierstationen zu überziehen, die doch unter sich keinen Zusammenhang haben noch haben können; deutsche Art ist's, sich wie die Goßnersche Mission bei einem kleinen, verachteten Bergvölklein wie den Kols festzusetzen und alle Kraft auf diese eine Aufgabe zu konzentrieren. Sind auch die beiden Volksarten in den einzelnen Missionaren meist nicht mit Bewußtsein ausgeprägt, so treten sie doch in der ganzen Art, Anlage und Auffassung der Arbeit wieder und wieder hervor, und es wird den Engländern, noch zumal sie die Leitung — und das Geld haben, meist schwer, deutsche Art und Arbeit ganz zu würdigen, und noch schwerer, sie hernach mit englischen Kräften fortzuführen. Ist Kontinuität der Arbeit neben frischer Initiative das Geheimnis des Missionserfolgs, so müssen wir wünschen, daß deutsche Art sich auch im Rahmen deutscher Gesellschaften auswirke, weil sie da allein auf volles Verständnis und auf sachverständige Pflege rechnen darf.

So war es mir doch eine größere Befriedigung, eine ungeteiltere Freude, auf den deutschen Missionsfeldern zu weilen und dort deutsche Art und Arbeit kennen zu lernen. Was ich dort gesehen, davon möchte ich auf den folgenden Blättern kurz Bericht geben, um zu versuchen, für diese deutsche Arbeit besseres Verständnis, wärmere Liebe, thätigere Teilnahme zu erwecken. Ich beginne mit einer kurzen Charakteristik der drei größten deutschen Missionen in Indien.

Das erste deutsche Missionsfeld, in das ich, von Süden, von Ceylon, her kommend, eintrat, war

1. die Leipziger Mission.

Die Leipziger arbeiten ausschließlich unter dem Volke der Tamulen. Dies ist keine der arischen oder indogermanischen Völkerschaften Indiens, sondern sie gehören zu der großen Gruppe der drawidischen Völker, und diese wieder sind ein Teil der finnisch-turanischen Völkerfamilie, als deren Vertreter wir in Europa die Finnen, die Magyaren und die Türken haben. Diese drawidischen Völker waren lange vor den Ariern in Indien eingewandert; von diesen letzteren aus Nord- und

Nordwest-Indien verdrängt, nehmen sie jetzt fast den ganzen Süden der gewaltigen, vorderindischen Halbinsel ein. Der Zahl nach ist unter den drawidischen Völkern der Telugu-Stamm mit 19 Millionen der stärkste; das Tamulen-Volk nimmt mit 15 Millionen erst die zweite Stelle ein; aber in allen andern Beziehungen wird man die Tamulen ohne Zweifel als das erste und vornehmste der Drawiden-Völker anerkennen. Sie allein scheinen bereits vor der arischen Einwanderung eine selbständige, originale Kultur entwickelt zu haben, sie haben auch die durch die Arier gebrachten, neuen Kulturelemente am tiefsten erfaßt und am selbständigsten verarbeitet; ist auch ihre ganze Kultur und ihr Geistesleben arisiert, so haben sie doch in diesem Rahmen ihre Eigenart gewahrt und einen selbständigen Typus entwickelt. Sie haben einen in seiner Art großartigen Tempelbaustil geschaffen; selbst die berühmtesten Tempelstädte Nordindiens wie Benares und Allahabad haben nichts dem großen Tempel der Minakschi in Madura oder dem noch größeren Srirangam-Tempel bei Tritschinopoli, innerhalb dessen geweihten Tempelareals 16000 Menschen leben und wohnen sollen, an die Seite zu setzen. Die hochragenden Gopurams mit ihren grotesken und doch oft mit überraschender Sorgfalt ausgeführten Skulpturen, und die kolossalen Tausendsäulen-Hallen bei fast allen diesen riesigen Tempelanlagen sind spezifisch tamulische Eigenarten der Baukunst. Auch auf dem Gebiete der Philosophie haben die Tamulen die pantheistischen Grundgedanken, dies Gemeingut der indogermanischen Völkerfamilie, selbständig entwickelt und zu fein durchdachten Systemen ausgesponnen; mehrere der am sorgfältigsten ausgearbeiteten Systeme der indischen Philosophen-Schulen haben im Tamulen-Lande ihren Ursprung. Die Tamulen haben eine eigene, zum Teil bedeutende Litteratur, ich erinnere nur an den überaus feinen und sinnigen Kural des Tiruvalluvar; sie haben eine eigene, uns in vielen Stücken sympathische Sitte, ein in ihrer Art sorgfältig durchgebildetes System der Musik, sie haben — auch darin sich vorteilhaft von ihren arischen Lehrern unterscheidend — große nationale Erinnerungen,

sie sind ein in vielen Richtungen hochbegabtes, edles Volk. Solch ein Volk ist ein besonders lohnendes Missionsobjekt. Haben sie in vergangenen Jahrhunderten den arischen Geistesgehalt sich so völlig assimiliert und so selbständig weiter gebildet, von welcher Bedeutung könnten sie für Indien werden, wenn sie nun in gleicher Weise den Geistesgehalt und die Lebenskräfte des Christentums aufnähmen und die Bannerträger desselben in Indien würden!

Durch Gottes wunderbares Walten — menschliche Überlegung spielt bei der Auswahl der Missionsgebiete nur eine untergeordnete Rolle — ist auf dies Volk nun bereits seit vier Jahrhunderten ein gut Stück der Missionsenergie der Christenheit konzentriert worden. In Madura entwickelten nach der Zeit Franz Xavers die Jesuiten ihre zweifelhaften missionsmethodischen Grundsätze am ersten und am deutlichsten; dort wirkten Robert de Nobili, der sprachbegabte Beschi, und andere ihrer bedeutendsten Vertreter. Als sich die Halleschen Pietisten daran machten, in die Missionsarbeit einzutreten, wurde ihnen durch die kleine dänische Kolonie Trankebar der Weg zu den Tamulen gewiesen, und alle ihre großen Männer, Ziegenbalg, Fabricius, Schwartz, Gericke und andere haben ausschließlich unter den Tamulen gearbeitet. Als am Anfang des letzten Jahrhunderts die neue englisch-amerikanische Missionsbewegung einsetzte, erzielte dieselbe wieder unter den Tamulen ihre ersten durchschlagenden Erfolge; die großen deutschen Pioniere Rhenius in Tinnevely und Ringeltaube in dem davon nur durch die Kette der Westghats getrennten Travankor sammelten aus den Tamulen die ersten großen Scharen in Indien in die christliche Kirche. Endlich als die Leipziger Mission in den vierziger Jahren in die indische Missionsarbeit eintrat, konzentrierte sie mit vollem Bewußtsein ihre Kraft auf die Tamulen, sie wollte nichts anderes sein als Tamulen-Mission.

Wenn man auf unsern gewöhnlichen Karten Indiens das Leipziger Missionsgebiet im Tamulen-Lande ansieht, bekommt man kaum eine richtige Vorstellung, um welche riesigen Entfernungen es sich dabei handelt. Ich stieg in der stolzen,

von Hügeln umgebenen Königsstadt Madura, der südlichsten Leipziger Missionsstation, abends um 8 Uhr in den nach Norden führenden Schnellzug. Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang war ich in den blühenden Gefilden des Kaweri-Deltas, dem Garten Südindiens, wo über die üppig grünenden Reisfelder und stolzen Kokospalmen aller Orten sich die ehrwürdigen Pagoden der berühmten Tempelstädte erheben. Dort passierte man schnell hintereinander die zentralen Missionsstationen der Leipziger, Tritschinopoli, Tandschaur, Kumboconam, Sidambaram, Mayaweram und Schialy. Aber die Fahrt geht auch ohne Unterbrechung bis abends um 5 Uhr weiter, ehe der Zug in Madras, der Hauptstadt Süd-Indiens, der nördlichsten Leipziger Missionsstation einläuft; eine Schnellzugsfahrt von 21 Stunden, entsprechend etwa der Fahrt von Berlin über Köln bis an die französische Grenze. Wenn über eine solch riesige Entfernung rund 21 600 Christen und 23 Missionsstationen[1]) zerstreut sind, so sieht man auf den ersten Blick, daß die Besetzung eine außerordentlich dünne, unzulängliche ist, und daß diese Zerstreuung die Arbeit beträchtlich erschweren muß. Die Gefahr wird noch größer, wenn man in Betracht zieht, daß in diesem Gebiete nicht wenige englische und amerikanische Gesellschaften neben den Leipzigern arbeiten. Als diese letzteren um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts in die Missionsarbeit im Tamulen-Lande eintraten (1840), fanden sie im Kaweri-Delta und in Madras, wohin sie ihr Weg zuerst führte, weil hier die bedeutendsten Reste der alten dänisch-halleschen Mission waren, bereits anglikanische und wesleyanische, Londoner und schottische Missionsstationen vor. Man konnte zwar nirgends sagen, daß das dicht bevölkerte Land bereits genügend besetzt sei; denn die einzelnen Stationen lagen weit auseinander, und die Gemeinden waren fast überall klein. Dennoch hatten die Leipziger nur auf verhältnismäßig kleinen Strecken den Vorteil, abgeschlossene Gebiete zu besetzen,

[1]) Die Leipziger zählen, abweichend von dem Gebrauch der andern deutschen Missionsgesellschaften, auch noch 14 nur mit eingeborenen Pastoren besetzte Plätze als Hauptstationen.

wo sie ihre Arbeit unbehelligt von andern Gesellschaften betreiben konnten. Sie haben unter diesen Umständen ihre Arbeit von Anfang an diesen schwierigen Verhältnissen angepaßt, sie haben dieselbe nach Möglichkeit konzentriert. Nur als Beispiel führe ich den Aufbau ihres Schulwesens an.

Jede Mission muß für die niederen und höheren Bedürfnisse ihrer Angehörigen Schulen niederen und höheren Grades einrichten, und bei dem geistigen Charakter und dem Bildungsdrange der Tamulen müssen diese Schulen weiter entwickelt werden als bei verhältnismäßig unkultivierten Völkern. Die Schwierigkeit ist nun, eine große Anzahl verschiedenartiger Schulen, die über einen sehr großen Flächenraum zerstreut sind, zu einem einheitlichen und planmäßigen Schulsystem zusammenzufassen. Die englisch-indische Schulgesetzgebung, der sich keine Missionsgesellschaft entziehen kann, bietet dafür den äußeren Rahmen. Es liegt an dem pädagogischen Geschick und der Konsequenz einer Missionsleitung, ob sie innerhalb dieses gegebenen Rahmens etwas Einheitliches und Befriedigendes zu stande bringt. Die Leipziger Mission hat zu diesem Zweck ein einheitlich durchgeführtes, wenn ich so sagen darf, Filtriersystem eingerichtet. Möglichst auf allen Dörfern, wo Christen wohnen, sind kleine Dorfschulen. Die begabteren Kinder derselben werden in den fünfklassigen gehobenen Elementar-Schulen der Hauptstationen gesammelt. Die Kinder, welche diese Unterstufe des Schulwesens mit Erfolg durchgemacht haben, werden in neun an den pädagogischen Mittelpunkten eingerichteten Mittelschulen gebracht, und diejenigen, welche auch diese zurückgelegt haben, avancieren nach der Centralschule in Schialy, die ihren Namen eben davon hat, daß sie der Mittelpunkt und der krönende Abschluß des ganzen, zu ihr sich pyramidal zuspitzenden Schulwesens ist. Wie auf diesem Gebiete, so zeichnet auch auf andern planmäßige Konzentration den Missionsbetrieb der Leipziger aus.

Jedoch diese Konzentration allein vermöchte bei der großen räumlichen Zerstreuung und der überall lockenden Parallel-Arbeit anderer Gesellschaften den Zusammenhalt der Leipziger

Missionsgemeinden nicht zu verbürgen, mit ihrer Hilfe allein wäre die Hoffnung der Leipziger Mission, eine geschlossene tamulische Volkskirche zu gründen, nicht zu verwirklichen. Eine große Erleichterung in dieser Richtung bietet der ausgeprägte Konfessionalismus dieser Mission, sie ist ihr zweites charakteristisches Merkmal. Es ist bekannt, daß die Leipziger Mission ihren Nährboden daheim ausschließlich in den konfessionellen Landeskirchen hat; reines Luthertum ist draußen wie daheim ihr Schibboleth und Panier. Alle Leipziger Missionare, welche ich in Indien und daheim kennen zu lernen die Freude hatte, sind eins in der Überzeugung, daß die lutherischen Bekenntnisschriften der beste Ausdruck der evangelischen Wahrheit sind. Wer will es ihnen verdenken, wenn sie aus dieser Überzeugung auch für ihr praktisches Handeln wichtige Folgerungen ziehen? Ohne mich auf die Frage der Berechtigung des konfessionellen Gepräges einer Missionsarbeit einzulassen, — man kann darüber verschiedener Ansicht sein; ich bin weit entfernt, das Gewicht der dafür sprechenden Gründe zu verkennen, — betone ich hier nur die, wenn ich so sagen darf, kirchenpolitische Bedeutung der Frage. Die Leipziger prägen ihren Gemeinden den lutherischen Typus klar und deutlich ein, und der aus dieser konfessionellen Haltung sich ergebende Corpsgeist, das Bewußtsein ihrer Unterschiedenheit von allen andern auf demselben Gebiete arbeitenden anglikanischen und nonkonformistischen Missionen ist der sicherste Kitt derselben. Im Luthertum haben die Leipziger Missionsgemeinden ihren festen Zusammenhalt.

Mit diesem Konfessionalismus hängt historisch, aber auch innerlich das dritte unterscheidende Merkmal der Leipziger, ihre eigenartige Stellung in der Kastenfrage zusammen. Bekanntlich kamen die Leipziger in das Tamulenland, um das Erbe der alten dänisch-halleschen Mission anzutreten. Die Väter dieser Mission hatten nach anfänglichem Schwanken in der Kastenfrage mehr und mehr eine duldsame Haltung eingenommen; sie hatten Sudra und Paria in den Kirchen und Kapellen getrennte Sitze angewiesen; sie hatten sie nacheinander zum heiligen Abendmahl gehen lassen; sie hatten keinen Wert

darauf gelegt, daß die verschiedenen Kasten im bürgerlichen Leben Gemeinschaft pflegten, zusammen aßen, unter einander heirateten u. s. w. Sie hatten von der Sauerteigskraft des Evangelii erwartet, daß die Kaste allmählich von innen heraus überwunden werde. In der Zeit des Verfalls dieser Mission hatte der Kastengeist überhand genommen; es waren sogar vorübergehend in einer Kirche die berüchtigten besonderen Kelche für Sudra und Paria aufgekommen.[1]) Das war der tiefste und empfindlichste Grund der weithin gehenden Verstimmung dieser aus dem 18. Jahrhundert stammenden Missionsgemeinden gegen die englischen Missionen, welche ihre Pastoration übernommen hatten, daß dieselben in der Kastenfrage eine so ganz verschiedene, schroffe, ja radikale Haltung einnahmen. Als nun die ersten Leipziger Missionare ins Land kamen und überall die abgerissenen Fäden der alten dänisch-halleschen Mission wieder anknüpften, legten sie selbstverständlich den Schwerpunkt auf lutherische Lehre und Bekenntnis. Allein es ist begreiflich, daß die eingeborenen Christen diese neue Mission, die sich im lutherischen Bekenntnis als Nachfolgerin ihrer Väter im Glauben einführte, vor allem daraufhin ansahen, ob sie in dem Punkte in den Bahnen dieser Väter wandle, der ihnen der empfindlichste war, und in Bezug auf den sie mit der englischen Praxis am wenigsten harmonierten, in der Kastenfrage. Sie erhielten eine befriedigende Antwort, die Leipziger acceptierten die von den Vätern überkommene duldsame Kastenpraxis, selbstverständlich ohne die während der Zeit des Verfalls eingerissenen Übelstände; sie thaten mehr als das, sie haben sich ein halbes Jahrhundert lang bemüht, diese ihre Praxis als die einzig richtige zu beweisen und gegen alle Angriffe zu verteidigen. Ich kann hier auf diese ebenso entscheidende wie schwierige Frage nicht eingehen. Ich erwähne nur, daß alle

[1]) Nur in Trankebar, und auch hier nur vorübergehend; die Missionare schafften den eingerissenen Mißbrauch bald aus eigenem Antrieb wieder ab. Leider wird dieser Mißgriff aus der Zeit des Verfalles der dänisch-halleschen Mission in höchst ungerechter Weise wieder und wieder der daran absolut unschuldigen Leipziger Mission in die Schuhe geschoben.

andern evangelischen Missionsgesellschaften in Indien, auch die lutherischen wie die dänische, die Hermannsburger, die beiden amerikanisch-lutherischen im mittleren Telugu-Land, die Goßnersche Kolsmission und die Breklumer Mission in der Kastenfrage nicht mit den Leipzigern gehen, — die letzteren stehen in dieser ihrer Auffassung und Praxis in Indien isoliert.[1]) Das ist selbstverständlich an sich kein Beweis gegen die Richtigkeit ihrer Grundsätze; aber es zeigt, daß sie sehr starke Gründe zu haben glauben, um in einer für den ganzen indischen Missionsbetrieb geradezu entscheidenden Frage von allen andern evangelischen Gesellschaften zu differieren.

Unsere Charakteristik der Leipziger Mission wäre nicht vollständig, wenn wir nicht noch einen Punkt anführten, der im Vergleich mit den andern deutschen Missionen geradezu als ihr unterscheidendes Merkmal angesehen werden kann; sie legt den Schwerpunkt mehr als diese auf die Pastoration, auf die Arbeit in und an der Gemeinde. Ich meine das nicht im ausschließenden Sinne, als vernachlässige sie die Arbeit an den Heiden; auch die Leipziger Mission hat unter ihren Missionaren einzelne sehr tüchtige Heidenprediger und hat einen eigenen Stand von Evangelisten für die Heidenpredigt; in ihren Schulen ist sogar die überwiegende Mehrzahl Heiden. Aber ihre ganze Arbeit ist auf Gemeindepflege angelegt. Auch das hat sich historisch so entwickelt. Als die Leipziger Missionare sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Tamulenlande festsetzten, hatten sie durch ihre Stellung in der Kastenfrage und ihr Luthertum bald einen bedeutenden Zuzug aus den mit dem anglikanischen Regiment unzufriedenen alten Gemeinden; sie hatten nach wenigen Jahren gegen 4000 Christen in ihrer Pflege; diese Gemeinden nahmen ihre Kraft ganz in Anspruch, und ihre

[1]) Hoffentlich findet sich an anderem Orte Gelegenheit, auf diese ebenso interessante wie schwierige Frage einzugehen. Doch sei schon hier bemerkt, daß andererseits auch die Engländer und Amerikaner viel von ihrer früheren Schroffheit abgelegt haben und in praxi nach meiner Erfahrung im Tamulenlande der Unterschied zwischen der Leipziger und den andern Missionen längst nicht so groß ist, als man nach den theoretischen Gegensätzen vermuten sollte.

Missionsenergie wuchs nicht so schnell, daß sie darüber hinaus für das freie Wirken unter den Massen der Heiden Zeit und Raum gehabt hätten.[1])

2. Die Basler Mission.

Die vorderindische Halbinsel wird zum weitaus größten Teile durch die unabsehbaren und einförmigen Hochebenen von Dekkan eingenommen; diese dachen sich nach Osten hin allmählich in Hügelketten ab; nach Westen zu fallen sie schroff in der vielgestaltigen und zerrissenen Bergkette der Westghats ab, die von der Gegend von Bombay im Norden bis zur indischen Südspitze den ganzen Westen Vorderindiens begleitet. Längs dieser im Durchschnitt 3—5000 Fuß hohen Kette, dem westlichen Grenzwalle Indiens, zieht sich eine meist nur drei bis fünf Meilen breite Küstenebene hin, welche von Süden nach Norden die Landschaften Travankor, Kotschin, Malabar, Kanara und Konkan umfaßt. In diesen Küstenebenen und den sich unmittelbar östlich anschließenden Berglandschaften sind die Arbeitsgebiete der Basler Mission. Jene großartige und entzückende Schönheit, mit welcher die Schilderungen der Dichter Indien ausgestattet haben, ist hier in Malabar in reichstem

[1]) Erst die letzte Pastoralkonferenz in Trankebar (Januar 1902) hat sich wieder eingehend damit beschäftigt, daß von den Leipzigern „die geordnete Reisepredigt zu wenig betrieben werde." (Miss.-Bl. 1902, 159 f.) Dabei soll natürlich gern anerkannt werden, daß die Leipziger von Anfang an großes Gewicht auf die Ausbildung eines tüchtigen tamulischen Pastorenstandes gelegt haben, um auf diese die Gemeindearbeit zu übertragen und die europäischen Kräfte für die eigentliche Heidenpredigt frei zu machen. Auf mehreren Stationen wie Madras, Trankebar und Koimbatur ist diese normale Teilung der Arbeit bereits durchgeführt. Es ist auch in Rechnung zu ziehen, daß die Leipziger Missionschristen in fast 800 Ortschaften zerstreut wohnen, so daß allein schon ihre Pflege den Missionar hundertfach in Beziehung zu den umwohnenden Heiden bringt. Übrigens soll in dem obigen Ausdruck Pastoration die Katechumenen-Unterweisung und Taufvorbereitung ausdrücklich eingeschlossen werden; nehmen doch diese beiden Stücke — mit Recht — ein gut Teil Kraft der Missionsarbeiter, besonders auf einigen schnell wachsenden Stationen in Anspruch.

Maße zu finden; hier ziehen sich meilenweit ununterbrochene Palmenwälder hin, nur um in den Thälern üppig grünen Reisfeldern Platz zu machen, und alle Niederlassungen der Menschen sind in einen geradezu verschwenderischen Reichtum lieblicher Schönheit eingebettet. Die zahlreichen Flüsse, welche sich von den malerisch zerrissenen Westghats in kurzem Laufe nach dem Meere hinunterstürzen, werden hinter den palmenbewachsenen Dünenketten von den mit Macht andringenden Wogen des Oceans zurückgestaut und bilden, mit reichlichem Salzwasser untermischt, längs der Küste meilenweite Lagunen oder „Backwater". Fährt man im langen „Backwater-Boot" in stiller Mondscheinnacht durch diese Gewässer dahin, stundenweit rechts und links von Kokospalmenwäldern umgeben, in der Ferne zur Rechten heben und senken sich gespenstisch die kühngeformten Züge der Ghats, ab und an gleitet das Boot an dem Opferfeuer wie wahnsinnig tanzender Teufelspriester vorbei, und über der ganzen Landschaft liegt ein wahrhaft überirdisch schöner Monden-Silberglanz, — das sind in der That unvergleichlich und unvergeßlich schöne Bilder.

Leider ist die Basler Mission nicht in der glücklichen Lage wie die Leipziger, es mit einem einheitlichen Volkstume zu thun zu haben. Sie arbeitet auf den Blauen Bergen, der südlichsten und höchsten Erhebung der Westghats, wo diese — mit den von Osten herstreichenden Ostghats sich knotenartig vereinigend — bis zu 8500 Fuß aufsteigen, unter den kanaresischen Badaga, in Malabar unter den Malayalen, in Süd-Kánara unter dem Ackerbauvolke der Tulu, in Nordkanara und Süd-Mahratta unter reinen Kanaresen. Da diese Völker, obgleich alle derselben großen dramidischen Völkerfamilie angehörig, wesentlich verschiedene Sprachen und Dialekte sprechen, ist die Basler Mission in der üblen Lage, für sie lokal und sprachlich das Missionswerk in verschiedenen, neben einander stehenden Betrieben zu organisieren, von denen natürlich keiner dem Leipziger an Größe und Vollständigkeit verglichen werden kann. Jene einheitliche Konzentration der Missionsarbeit, die wir als einen Vorzug der Leipziger Mission rühmten, ist also bei den

Baslern unmöglich. Wir haben es bei ihnen nicht mit einem geschlossenen, sondern mit drei oder vier mehr oder weniger unabhängig neben einander stehenden Missionswerken zu thun. Dasjenige Missionsgebiet, auf dem ich relativ am längsten geweilt habe, ist Malabar; hier arbeitet die Basler unter den Malayalen.

Diese sind von den Tamulen erheblich verschieden; sie haben nur eine unbedeutende Litteratur produziert, sie haben fast gar keine historischen Traditionen, sie haben nur wenig einheimische Musik, fast keine eigenen Melodien, auch keine nationale Bekleidung der Männer und Frauen und keine so anmutig ausgebildeten Sitten des Verkehrslebens; sie sind kein geschichtliches Volk; ihre vornehmen Geschlechter leben in ihrem schönen Lande noch bis auf diesen Tag in behaglicher Abgeschlossenheit auf ihren abgelegenen Gehöften dahin, ohne sich um die Welt um sie her zu kümmern. Dabei ist Sitte und Sittlichkeit in mancher Beziehung in bedauerlichster Weise entartet; die Polyandrie, jener schändliche Mißbrauch der Ehe, der sich überall nur bei entartenden Völkern findet, ist bei der Bevölkerung Süd-Malabars ziemlich verbreitet.[1]) Und in Bezug auf Kleidung hat sich das angeborene Schamgefühl so abgestumpft, daß es für die Frauen zumal der mittleren und niedern Stände für anständiger gilt, den Oberkörper unbekleidet zu lassen oder ihn wenigstens in Gegenwart höher Gestellter zu entblößen. Nimmt man noch hinzu, daß nirgends in Indien die Brahmanenherrschaft rücksichtsloser und der die Kasten voneinander trennende Grenzwall unübersteiglicher ist, und daß die zahlreich im Lande an-

[1]) Eigentliche Polyandrie herrscht allerdings nur bei der wenig zahlreichen Palmbauernkaste der Tandan, während bei etwa der Hälfte der Naierkaste, d. h. unter dem Mittelstand und Rückgrat der Bevölkerung Südmalabars die nicht minder verderbliche Unsitte des unaufhörlich wechselnden Konkubinats als anerkannte Kastenordnung zu Recht besteht. Die Gelehrten nehmen an, daß diese vielbesprochene Polyandrie noch ein Rest altdrawidischer, vorarischer Barbarei sei, der sich in diesem schwer zugänglichen Küstenlande durch die Jahrhunderte erhalten habe. Nur in den abgelegenen Thälern des Himalaya finden sich noch in Indien ähnliche Sitten.

gesiedelten und vielfach zu Wohlstand gekommenen Mapla oder Mohammedaner von einem besondern Fanatismus beseelt und in sittlicher Beziehung sogar noch mehr als ihre heidnische Umgebung verdorben sind, so wird man zugestehen, daß die Basler ein besonders schwieriges Arbeitsfeld, einen Missionsacker voller Dornen und Disteln zu bebauen haben.

Allerdings stehen diesen großen Nachteilen auch einige Vorteile gegenüber. Die Basler Mission ist im wesentlichen in diesem ganzen Arbeitsfelde — außer der katholischen Mission, auf welche die Evangelischen nirgends Rücksicht zu nehmen in der Lage sind — die einzige Mission; sie steht nirgends unter dem Druck der Konkurrenz mit verwandten und doch nach andern Grundsätzen arbeitenden Gesellschaften, sie kann ihr Werk durchaus nach ihren Anschauungen organisieren und leiten. Diese Grundsätze konnte sie um so mehr zur Anerkennung bringen, weil bis vor kurzem das Land im Osten durch die Westghats, im Westen durch das Meer, im Innern durch die zahlreichen das Land durchschneidenden Flüsse in auffallender Weise von der Außenwelt abgeschnitten war.[1])

Der Basler Missionsbetrieb hat sich diesen gegebenen und geschichtlich gewordenen Verhältnissen angepaßt; was ihn auszeichnet, ist zuerst sein universaler Zug. Während, wie wir sahen, die Leipziger sich in der Hauptsache auf Pastoration und Gemeindearbeit beschränken, ist der Basler Betrieb darauf angelegt, die ganzen, in Arbeit genommenen Völkerschaften mit dem Worte Gottes zu durchdringen. Durch alle Zweige desselben zieht sich deshalb eine Doppelgliederung hindurch: neben dem Stationsmissionar, in dessen Hand die Pflege der gesammelten Christengemeinde liegt, steht der Reiseprediger, dem die ringsum flutende Masse der heidnischen Bevölkerung auf das Herz gelegt

[1]) Diese Abgeschlossenheit ist jetzt stark im Schwinden. Die Bahnstrecke Kalikut-Madras hat einen lebhaften Verkehr mit der Hauptstadt hervorgerufen, und die Malayalen sind für die von dort kommenden Einflüsse im allgemeinen offener als die näher wohnenden Tamulen. Jetzt ist auch noch eine Küstenbahn von Kalikut über Talatscheri nach Mangalur im Bau, welche vollends bequeme Verbindungen schaffen wird.

ist; neben dem braunen Pastor und Stationskatechisten, welche die kleinen Christenhäuflein in ihrer Obhut haben, stehen die Reisekatechisten, die teils mit dem Reisemissionar, teils allein das Land durchziehen; neben dem Christenschulwesen, welches sich in ähnlichen Formen wie in der Leipziger Mission von der elementarsten Dorfschule bis zu der auf das akademische Studium vorbereitenden Hochschule entwickelt, läuft parallel ein überall dieselben Stadien durchlaufendes, speciell auf die heidnischen und mohammedanischen Kinder berechnetes sog. Heidenschulwesen. Die Gemeindepflege und die Heidenpredigt stehen als koordinierte und selbständig entwickelte Zweige der Missionsarbeit nebeneinander, und beide miteinander gehen darauf aus, das Volksganze zu beeinflussen und zu umfassen.

Da die Basler Mission in ihrem Gebiete nicht allein die erste, sondern im wesentlichen auch bis heute die einzige evangelische Mission ist, hat sie in demselben in den verschiedenen Missionsfragen von entscheidender Bedeutung ihrer Anschauung und ihren Grundsätzen zur Geltung verholfen. Der Umstand, daß ihr dabei draußen so hervorragende Missionare wie Hebich, Gundert und Mögling, und daheim ein so weiser und energischer Inspektor wie Josenhans zu Gebote standen, hat ihr ein besonders entschiedenes und klares Gepräge gegeben. Mir trat das besonders in der Kastenfrage entgegen. Die Basler haben von Anfang an erkannt, daß die Kaste mit dem Christentume schlechthin unverträglich sei, daß sie deshalb innerhalb der christlichen Gemeinde unter keinen Umständen geduldet werden dürfe. Sie haben es deshalb zuerst zur öffentlichen Meinung gemacht, daß der Übertritt zum Christentum nicht nur ein Bruch mit der Kaste sei, sondern dieselbe ganz und gar aufhebe. Innerhalb der Christengemeinde sei kein Tijer oder Najer oder Mopla oder Brahmane, selbst kein Nayadi, — (kein Palmbauer, Grundbesitzer, Mohammedaner oder Priester, selbst kein verachteter Waldbewohner) — sie seien allzumal einer in Christo. Als Ziel wird erstrebt, daß innerhalb der Gemeinde die Christen unbedenklich mit einander essen, nach Neigung und Bildungsstand unter einander heiraten, ja daß allmählich in

der dritten oder vierten Generation sogar das Zugehörigkeitsgefühl zu dieser oder jener Kaste absterbe. Soweit ich in Indien gesehen und in Erfahrung gebracht habe, sind die Basler in dieser Hinsicht allen südindischen Missionen, auch den englischen und amerikanischen, weit voran; bei ihnen ist wirklich die dämonische Macht der Kaste gebrochen. Ich habe davon im einzelnen soviel überraschende und erfreuliche Züge erlebt und erfahren, daß ich an der Realität und Solidität dieses Erfolges nicht mehr zweifle und mich desselben trotz aller schweren Opfer, mit denen derselbe erkauft ist, aufrichtig freue.

Was einem Reisenden an dem Basler Betriebe am ersten und am meisten in die Augen fällt, sind ihre großen Industrien, ihre sich fast auf allen Stationen findenden Ziegeleien und Webereien. Wir müssen, um sie zu verstehen, etwas weiter ausholen. Bekanntlich ist fast überall in Indien der Übertritt zum Christentum mit schweren, auch finanziellen Opfern verknüpft; die Christen werden nicht nur gemißhandelt und verfolgt, man sucht sie auch von Haus und Hof zu vertreiben, aus ihrem Anteil an dem Familienerbe zu verdrängen, von den Vorrechten und Nutznießungen der Kastengemeinschaft auszuschließen, kurz sie wirtschaftlich zu ruinieren. Das legt überall den Missionsgesellschaften die schwer zu beantwortende Frage vor: wie weit sind wir gewissenshalber verpflichtet, den zum Christentum Übertretenden wirtschaftlich zu helfen? In der Basler Mission nahm die Frage eine besonders verwickelte Gestalt an: die Übertretenden kamen zum großen Teile aus der in Südindien weit verzweigten Kastengruppe der Palmweinzieher, das heißt derjenigen, welche täglich zweimal die Palmyra- und Kokospalmen zu besteigen haben, um den süßen und nützlichen Saft derselben abzuziehen. Dieser Saft muß binnen 24 Stunden entweder zu Palmzucker eingekocht oder zu Palmwein resp. Palmschnaps gebrannt sein, sonst verdirbt er. Dieses beständige Umgehen mit berauschenden Getränken hat besondere sittliche Gefahren, und die Basler Mission fühlte sich verpflichtet, allen sich ihr Anschließenden dieses und ähnliche seelenverderbliche Gewerbe zu verbieten. Natürlich

mußte sie dann darauf bedacht sein, ihren Leuten eine andere Erwerbsmöglichkeit zu schaffen. Das aber ist in den übervölkerten Küstenstrichen und bei dem Überfluß an Arbeitskräften schwierig. Die fruchtbaren Reisäcker liegen in festen Händen von Tempeln, reichen Brahmanen- und Najer-Familien; sie sind schwer erhältlich und übermäßig teuer. Das auf den Höhen liegende Land aber ist meist harter Laterit-Boden, der kaum etwas anderes als Kokospalmen trägt, und diese geben einen zu geringen Ertrag, um für größere Scharen eine Unterlage ihrer wirtschaftlichen Existenz zu bieten. Durch Ackerbau also ist schwer zu helfen. Die Handwerke der Eingeborenen sind überall kastenmäßig gegliedert; wer durch den Übertritt zum Christentum seine Kaste aufgiebt, hat damit auch das Recht verloren, das Handwerk seiner Kaste auszuüben; er erhält von den Heiden und Mohammedanern keine Arbeit, selbst wenn er sein Geschäft noch so gut versteht.

Da verfiel die Basler Mission auf den glücklichen Ausweg, europäische Manufakturen einzuführen, und nach verschiedenen mehr oder weniger mißglückten Versuchen mit andern Betrieben konzentrierte sie sich auf die Webereien und die Ziegeleien als diejenigen, welche die verhältnismäßig besten Aussichten haben und es ermöglichen, die meisten Leute anzustellen. Man verstehe wohl, diese Industrien haben nicht die Aufgabe, wie etwa die Industrieschulen Südafrikas, bei einem relativ kulturlosen Volke neue Thätigkeitszweige einzuführen, um dasselbe kulturell zu heben. Sie sind in erster Linie ein Notwerk, um den durch ihren Übertritt existenzlos gewordenen Christen eine neue, sichere wirtschaftliche Grundlage zu geben.

Man wird mit Recht fragen: in diese großen Betriebe, in denen mehrere tausend Arbeiter beschäftigt werden, und von denen noch obendrein doppelt soviel Alte und Junge leben wollen, müssen doch bedeutende Kapitalien gesteckt sein; ist es recht, die Missionsgaben in solche industrielle Unternehmungen zu stecken? Wir können freudig antworten: es steckt kein Pfennig Missionsgeld in ihnen, sondern die dazu erforderlichen Geldmittel hat die mit der Basler Mission eng verbundene,

aber finanziell von ihr unabhängige Missionshandelsgesellschaft dargereicht. Man fragt weiter: zu der Leitung dieser zahlreichen und verwickelten Betriebe gehört ein großes europäisches Personal, dessen Kraft im wesentlichen von diesen Betrieben in Beschlag genommen wird; ist es recht, die Missionare in dieser Weise zu beschäftigen und sie so ihrem Hauptberufe, der Predigt, der Schule, der Seelsorge zu entziehen? Auch darauf hat die Basler Mission eine befriedigende Antwort gefunden: es werden in diesen Betrieben kaum je im Missionshause für den Missionsdienst ausgebildete Leute verwendet, sondern christliche Kaufleute, Handwerker und Meister, welche bereit sind, ihre technischen und kaufmännischen Fähigkeiten in den Dienst des Reiches Gottes zu stellen. Es ist ein großer Vorzug des süddeutschen Pietismus, ein Zeichen, daß er in weiten Schichten der Bevölkerung durchgedrungen ist, daß es an geeigneten jungen Leuten für die oft schwierigen Stellungen in Indien meist nicht gefehlt hat. Man fragt endlich: rentieren diese Betriebe genügend, um damit die darin beschäftigten Christen wirtschaftlich sicher zu stellen? Bei Beantwortung dieser Frage ist allerdings vorauszuschicken, daß sich die Basler Missionshandelsgesellschaft mit einer verhältnismäßig geringen Verzinsung des dargereichten Kapitals begnügt. Nach Abzug dieser Verzinsung reichen die Erträge der Industrien nicht nur aus, die Löhne aller Arbeiter zu decken, sondern sie ergeben in manchen Jahren sogar erhebliche Überschüsse, welche in die Missionskasse fließen; im Jahre 1900 lieferten alle Basler Missionsbetriebe — allerdings einschließlich der afrikanischen — an die Missionskasse einen Überschuß von 223 000 Fr. ab. Man könnte daran wieder Anstoß nehmen und sagen, es sei unrecht, daß sich die Missionskasse auf Kosten ihrer Pflegebefohlenen bereichere, und daß sie von Werken, die sie um der socialen Not willen eingerichtet habe, nun hinterdrein ihre Taschen fülle. Allein einmal hat es sich eben geschichtlich so gestaltet, daß die Basler Mission ohne die bedeutenden Zuschüsse von den Missionsfeldern das in ungeahnter Weise gewachsene Werk gar nicht mehr fortführen könnte; sie ist in dieser Beziehung in ähnlicher Lage wie die Brüder-

gemeine, die Berliner I Mission und andere Gesellschaften. Vor allem aber muß die Mission in der Abmessung ihrer Löhne vorsichtig sein, wenn sie nicht mit ihren Industrien viel mehr schaden als nützen will. Die landesüblichen Löhne sind in Indien sehr gering und fangen bei Männern mit 25—34, bei Frauen mit 15—20 Pfennig pro Tag, also bei 1,75 M., bezw. 1,00 M. in der Woche an. In den Basler Industrien, d. h. in den Webereien können es die geschicktesten und fleißigsten Arbeiter und Arbeiterinnen auf 12 bezw. 8 M. Lohn bringen; sie stehen sich also bei weitem besser als ihre heidnischen Nachbarn. Würden die Löhne noch höher hinaufgeschraubt, was würde die Folge sein? Der Andrang zu den Missionsindustrien würde sich noch wesentlich steigern; aber die Beweggründe, welche die Heiden anziehen, würden noch mehr, als es jetzt schon der Fall ist, bedenklicher und zweifelhafter Art sein. Die Mission handelt also nur weise, daß sie die Überschüsse der Missionsindustrien an sich nimmt und im allgemeinen Missionsinteresse zum Wohl der Christen und Heiden Malabars verwendet.

Nun möchte man sagen: Missionsindustrien, welche Tausenden brotloser Christen ein zwar kärgliches, aber ihren landesüblichen Verhältnissen angemessenes Brot gewähren, ohne der Mission einen Pfennig oder einen Mann zu kosten, ja die noch erhebliche Überschüsse abwerfen, — sind ja eine ideale Lösung dieser schwierigen socialen Frage, die dem Wanderer in der indischen Mission auf Schritt und Tritt begegnet. Nun, man darf wohl diese Lichtseite des Basler Missionsbetriebs recht nachdrücklich hervorheben, weil derselbe außerhalb der Basler Mission wenig verstanden wird und vielen Mißdeutungen ausgesetzt ist. Aber bei aller Bewunderung desselben will ich nicht verhehlen, daß diese Industrien auch ihre großen Schattenseiten haben, und daß die andern Gesellschaften recht gut wissen, warum sie dieselben nicht nachahmen. Zuerst gehören dazu große Geldmittel, welche andern Gesellschaften nicht zur Verfügung stehen, sodann ein großes, zuverlässiges europäisches Personal, welches ebensoviel Geschäftskenntnis wie Missionssinn hat; es würde nicht leicht sein, dasselbe außerhalb des Bereichs des süddeutschen

Pietismus oder der Brüdergemeine zu finden. Ferner begiebt sich eine Mission mit so großen geschäftlichen Unternehmungen in ein der Mission an sich fremdartiges Gebiet, wo sie heftigem Wettbewerb und allen Wandlungen des Geschäftsmarktes ausgesetzt ist. Vor allem aber — und das fällt gerade im Blicke auf die letzten Ziele der evangelischen Mission schwer ins Gewicht, — es ist nirgends schwerer, eine an sich zu sittlicher Selbständigkeit und Charakterfestigkeit nicht angelegte Gesellschaft zu diesen Tugenden zu erziehen als in großen Fabrikbetrieben, wo der einzelne nur ein Rad der Maschine ist, wo die Arbeiter in steter Abhängigkeit von der Mission als ihrem Brotherrn bleiben, von andern Gefahren des Fabriklebens zu schweigen. So fand ich denn fast auf allen Basler Stationen, daß die Missionare, bei aller Anerkennung der Notwendigkeit dieser Industrien und ihrer großen Vorzüge, schwer daran trugen als an einer Last, die sie gar zu gern abgelegt hätten, wenn sich nur irgendwie eine Möglichkeit dazu geboten hätte.

Doch wir brechen hier mit der Erörterung dieser wichtigen Frage ab, weil wir noch wiederholt darauf zurückkommen müssen. Wir wenden uns

3. der Goßnerschen Kols-Mission

zu.

Jenes große, vorhin erwähnte Dekhan-Plateau Südindiens dacht sich nach Norden in unübersehbaren Waldgebirgen ab, die man sich gewöhnt hat, unter dem Namen des Vindhya-Gebirges zusammenzufassen. Die östlichen Ausläufer dieses Vindhya-Berglandes bilden die Hochebene von Tschota Nagpur (kleines Nagpur) oder Tschutia Nagpur (das Nagpur der alten Residenz Tschutia), es ist der westlichste Teil der großen Provinz Bengalen. Dieses Hochland von Chota Nagpur mit den dasselbe auf allen Seiten umkränzenden, waldbedeckten Hügellandschaften, in denen noch viele Tiger, Bären und Panther hausen, wird von einer gemischten Bevölkerung bewohnt, die unter dem Namen der Kols zusammengefaßt wird. Halb sind es drawidische, halb vordrawidische, sogenannte kol-

arische Stämme, die beiden wichtigsten die drawidischen Uraons und die kolarischen Mundari. Obgleich ethnologisch sehr verschieden, haben diese zahlreichen, kleinen Stämme das Gemeinsame, daß sie von der Indien überflutenden arischen Kultur fast unberührt, in der verhältnismäßig kulturlosen Einfalt ihres Urzustandes verharrt sind; sie sind einfache, fleißige, allerdings schmutzige und über die Maßen zum Trunke geneigte Ackerbauer, deren religiöse Ideen sich auf eine maßlose Furcht vor den ihrer Ansicht nach überall auf Schaden sinnenden Geistern und einem wüsten Aberglauben und Hexenspuk beschränken. Verschiedene Umstände tragen dazu bei, die Missionsarbeit unter diesen Kolstämmen besonders wichtig, aber auch besonders leicht zu machen.

Inmitten der ganz Nordindien überflutenden, hinduistischen Kultur sind die Kols eine Insel, welche von den Wogen derselben immer heftiger umbrandet wird, so daß sich langsam aber sicher ein Stück nach dem andern loslöst und im Hinduismus versinkt. Ohne eine Missionsthätigkeit nach dem Muster des Christentums auszuüben, übt der Hinduismus durch Aufsaugung der ihm noch widerstehenden Elemente eine Propaganda von nicht zu unterschätzender Bedeutung; man hat überall in Indien, wo sich die Mission mit den kulturlosen Berg- und Waldstämmen beschäftigt, mit diesem Vorgang zu rechnen. Die allzu mangelhaften religiösen Vorstellungen der Ureinwohner vermögen auf die Dauer dem mit der Überlegenheit einer Jahrtausende alten Kultur auftretenden Hinduismus nicht zu widerstehen, wenn nicht von außen Hilfe resp. Ersatz gebracht wird. Dieser religiöse Kampf der Kols gegen den andringenden Hinduismus wird dadurch um so heftiger und bitterer, daß es zugleich ein Kampf um die wirtschaftliche Selbständigkeit ist. Die Hindu setzen sich überall im Lande als Grundbesitzer fest und wissen durch ein rücksichtsloses System von Betrug, Unterdrückung und Gewaltthat langsam aber sicher die fleißigen, alten Kolonisten zu verdrängen und sich in den Besitz des mühsam dem Urwald abgerungenen Ackerlandes

zu setzen. Die Kols sehen deshalb in den Hindu ihre Todfeinde.

Gerade diese sociale Unterdrückung macht nun die Kols für die Mission zu einem geeigneten und zugänglichen Objekte; sie haben einen instinktiven Widerwillen gegen ihre Unterdrücker und darum auch gegen die Religion derselben; sie haben eine natürliche Hinneigung zu den neuen englischen Gewalthabern des Landes und darum auch zu der Religion derselben, sie sehen in ihnen — und zwar in der Gestalt, in welcher sie ihnen am häufigsten und am freundlichsten entgegentreten, in den evangelischen Missionaren — ihre Beschützer gegen die Vergewaltigung durch ihre Blutsauger und flüchten sich deshalb vertrauensvoll unter ihre Obhut. Ist in dieser Stimmung der Kols schon an sich eine günstige Vorbedingung für die Mission gegeben, so kommt derselben noch weiter zu gute, daß unter den Kols das bedenklichste und schwerwiegendste Hindernis der indischen Mission, die Kaste, fast vollständig fehlt. Merkwürdig, die Kaste ist bei diesen Stämmen noch in ihrer Urgestalt vorhanden. Wie sie ursprünglich in dem Gegensatze der arischen Einwanderer gegen die minderwertigen, dunkelfarbigen Ureinwohner ihren Grund hatte, so sondern sich in Chota Nagpur nicht nur die Kols von den Hindu, sondern auch die einzelnen Kolstämme, die Munda, die Urao, die Ho, die Bhumidj u. s. w., von einander, sie wohnen in der Regel in eigenen Dörfern, sie essen nicht zusammen und heiraten nicht unter einander. Aber gerade weil die Kaste noch in dieser ursprünglichen Form vorhanden ist, bildet sie kein wesentliches Hindernis für die Mission; die Munda sind in der Regel gleich bei der Anmeldung zum Katechumenat bereit, dieselbe zu brechen, und die Urao geben sie ohne erhebliche Schwierigkeit während der Dauer des Taufunterrichtes auf.

Ist somit der Boden bei den Kols in einer für indische Verhältnisse ungewöhnlich günstigen Weise vorbereitet, so ergiebt sich daraus die besondere Aufgabe und damit der besondere Charakter der Kolsmission; sie hat weder jenen Zug der Pastoration wie die Leipziger, noch den universalen Zug

der Basler, sie ist eine Volkserzieherin im großen Stil; ihre Aufgabe ist, die Tausende, die sich ihr anschließen, aus ihrem haltlosen Urzustande auf eine höhere Stufe christlicher Gesittung zu heben. Ich möchte sie am meisten vergleichen mit der Missionsaufgabe des Bonifatius und seiner Zeitgenossen, welche in das noch wilde Germanenherz das Edelreis des Evangeliums pflanzten und unter der Pflege desselben diese Völker allmählich auf eine Stufe elementarer christlicher Kultur hoben. Das ist dasselbe Streben, welches in dem gegenwärtigen Zustande die Missionsarbeit unter den Kolsstämmen beherrscht. Dabei kommt es wenig darauf an, einzelne auf eine besondere Stufe hoher Bildung zu heben, hohe Schulen und große Kirchen zu bauen, sondern möglichst weithin in den Dörfern in der allereinfachsten Weise Elementarunterricht, Taufvorbereitung, Bibelunterweisung zu geben und zu diesem Zwecke ein sehr großes, wenn auch einfaches und anspruchsloses Personal von Pastoren, Lehrern und Katechisten zur Verfügung zu haben.

Noch zwei Punkte müssen wir erwähnen, die zur Charakteristik der Kols-Mission gerade im Vergleich mit der Basler Mission von Bedeutung sind: die Kols sind leidlich freie Ackerbauerstämme; leiden sie auch seitens der hinduistischen und mohammedanischen Gutsbesitzer viele Unterdrückung, so können sie sich doch in der Regel in ihren heimatlichen Dörfern und auf den von den Vätern ererbten Äckern behaupten. Alle ihre Traditionen liegen so sehr im Ackerbau, daß es kaum denkbar wäre, sie zu andern Beschäftigungen überzuführen. Deshalb giebt es in der Kolsmission keine so verwickelten socialen Fragen wie in der Basler Mission, keine Fabriken und Industrien; auch als Christen bleiben die Kols Bauern auf dem väterlichen Erbe. Das ist ein großer Vorzug; der Übergang vom Heidentum zum Christentum ist nicht verbunden mit einer Loslösung aus den alten Lebensverhältnissen, mit einer Verpflanzung in eine neue, ungewohnte und dem indischen Charakter weniger angemessene Lebenssphäre.

Deshalb kann das Christentum in Tschota Nagpur viel leichter einwurzeln, volkstümlich werden.

Damit hängt der erfreuliche Umstand zusammen, daß bei den Kols die Heiden bereits seit längerer Zeit nicht mehr einzeln, sondern in Familien, ja in Gruppen von Familien und ganzen Ortschaften übertreten. Ein geschlossener Haufe, eine zahlreiche Familie kann einem von heidnischer Seite ausgeübten Druck leichter Widerstand leisten als ein losgelöstes, einzelnes Individuum. Auch die Katechumenats-Unterweisung, die Einrichtung von Schulen, der Bau von Kapellen und die Pastoration macht sich leichter, wenn es sich um ganze Dörfer oder Gruppen von Ortschaften handelt, als wenn die Mission es mit zerstreuten Individuen zu thun hat. Die Zerreißung der natürlichen Familienbande von Eltern und Kindern, Mann und Weib, Brüdern und Schwestern ist auf andern indischen Missionsgebieten ein schwer empfundenes Kreuz, welches auch für das sittliche Leben der Übertretenden große Versuchungen und Gefahren mit sich bringt. Es ist eine große Erleichterung der Arbeit, daß hier diese peinvollen Trennungen meist nicht erforderlich sind. Daß allerdings bei solchem Übertritt ganzer Ortschaften auch die Gefahr nahe liegt, daß der Bruch mit der alten, heidnischen Vergangenheit, mit ihrem Aberglauben und ihren Sünden nicht gleich gründlich vollzogen werde, daß unter dem neuen, christlichen Mantel vieles vom alten Sauerteig zurückbleibe, ist nicht zu übersehen und bei der Lehrunterweisung und Seelenpflege, ebenso auch bei der Beurteilung des religiös-sittlichen Gepräges des Bekehrten stets im Auge zu behalten.

Nicht nur wo die Kols sich in ihren alten Umgebungen behaupten können, sondern auch da, wo sie dem Drucke der heidnischen Zamindare weichen, kommen die Verhältnisse der Mission hoffnungsvoll entgegen. Je stärker von allen Seiten her der Druck der Hindu-Einwanderer auf die Stammsitze der Kols auf der weiten Hochebene von Tschota Nagpur empfunden wird, um so mehr suchen dieselben sich ihm durch Auswanderung zu entziehen. Bei meinem Ritte durch die Tigerdschangel der halb unabhängigen Reiche Biru und Gang-

pur im Südwesten von Tschota Nagpur hatte ich oft den Eindruck, mich inmitten des Zuges einer Völkerwanderung zu befinden. Überall wurden die Urwälder niedergehauen, die Felder mit großer Mühe urbar gemacht und von Palliſaden umgebene Dörfer erbaut. Es ist schwer zu sagen, wie viele Zehntausende von Kols in dem letzten Jahrzehnt in dieser Richtung nach Süden und Südwesten ausgewandert sind. Fast ebenso viele Kols ziehen jahraus jahrein nach Assam, wo sie in den Theeplantagen lohnende Arbeit und reichen Verdienst finden. Alle Auswanderer lassen daheim die alten Opferhaine, die Zauberpriester, die Grabsteine der Ahnen zwischen den Feldern zurück, — alle die Stücke, in denen ihr Ahnen- und Geisterdienst festgewurzelt war. Sie sind dadurch noch mehr als die in den Stammsitzen zurückbleibenden losgelöst von den heidnischen Traditionen und offen für das Evangelium. Die Missionsleitung thut deshalb recht, daß sie schnell hintereinander in diesen neuen Gebieten Station um Station gründet, um sich möglichst überall gleich mit den Einwanderern niederzulassen.

Neben so vielen Umständen, welche die Kols-Mission außerordentlich erleichtern und begünstigen, sind allerdings auch zwei Momente, welche dieselbe beträchtlich erschweren. Auch die Leipziger und die Basler haben auf ihren Gebieten mit einer mächtigen und skrupellosen Neben- und Gegenarbeit der römischen Mission zu kämpfen, und diese Konkurrenz nimmt auch auf manchen südindischen Stationen wie Madura, Tritschinopoli, Koimbatur und Mangalur unerfreuliche Formen an. Aber sie ist doch nicht zu vergleichen mit der rücksichtslosen Minierarbeit der Jesuiten in Tschota Nagpur. Es ist eine nur allzu bekannte Praxis der Jesuiten, daß sie sich überall da mit Vorliebe festsetzen, wo die evangelische Mission anfängt reiche Ernten einzusammeln. Sie haben es auch gemerkt, daß in Tschota Nagpur das Feld reif zur Ernte sei, und sie sind mit Macht gekommen, um „zu ernten, wo sie nicht gesäet haben, zu schneiden, wo sie nicht gestreuet haben.“ Vielleicht ist der Hauptsturm der Jesuiten, der sich besonders

an den Namen des Pater Livens und seiner Helfershelfer knüpft, vorüber; aber noch immer sind die Jesuiten die gefährlichsten und rücksichtslosesten Konkurrenten der Goßnerschen Mission. Überall im Lande zerstreut sind ihre Missionsposten; fast neben jeder Katscheri (Gerichtsstätte) haben sie eine Station gebaut, um die Hilfesuchenden in ihren zahllosen Prozessen durch das Angebot weltlicher Unterstützung auf ihre Seite zu ziehen. Vielfach gestaltet es sich so, daß, wenn in einer Gegend die Munda evangelisch werden, die Uraon sich der katholischen Mission anschließen oder umgekehrt.

Fast noch bedrohlicher als die römische Konkurrenz ist die social-politische Agitation der „Sardare." Wir erwähnten, welche Rolle bei der Wegbereitung für die Mission die rücksichtslose Unterdrückung der Kols durch hinduistische und mohammedanische Zamindare spielt. Nun haben die Kols ein feines Gemerk dafür, daß im Grunde die Engländer ein gerechtes Regiment wünschen und ihnen gern gegen ihre Blutsauger zur Gerechtigkeit verhelfen würden. Allein dies instinktive Gefühl wird von rücksichtslosen politischen Agitatoren dazu ausgenutzt, weitgehende falsche Hoffnungen zu erwecken, als gehe England darauf aus, die Hindu aus dem Lande zu jagen und die Kols wieder in die Königsherrlichkeit ihrer Vorväter einzusetzen. Oder schwärmerische Propheten verkünden wohl gar einen nahen Gerichtstag, wo mit den Hindu auch die Engländer vom Erdboden vertilgt werden und die Kols als Könige und Herren in ihrem Lande sitzen sollen. Die Sardare scheuen sich nicht, bald zu offener Empörung und Gewaltthat aufzureizen, bald ihre Klienten in unabsehbare, aussichtslose Prozesse zu verwickeln, bald sie zum passiven Widerstande gegen ihre Landherren, bald zum Abfall von Christentum und Kirche zu verleiten. Die Sardar-Bewegung ist wie ein fressender Schade in der Kols-Mission, weil sie die leicht beweglichen Herzen vom Himmlischen aufs Irdische, vom Reich Gottes auf weltliche Macht und Besitz ableitet und so gerade die Lebensader unterbindet oder durchschneidet, welche der Mission ihre Anhänger zuführte.

Es kam mir bei vorstehender Charakteristik der drei großen deutschen Missionen in Indien nicht auf Vollständigkeit an, sondern auf Hervorhebung derjenigen Züge, die sich mir bei meiner Reise durch die verschiedenen Missionsfelder besonders in den Vordergrund gedrängt haben. Überall machte ich die überraschende Entdeckung, daß so einheitlich die Missionsaufgabe und so gleichartig im wesentlichen die in Anwendung gebrachten Mittel und Methoden, so verschieden sich doch der Missionsbetrieb nach den jeweilig vorliegenden Verhältnissen gestaltet. Diese Mannigfaltigkeit bei aller Einheit des Geistes, das Forschen nach den Gründen der Verschiedenheit bei aller Gleichartigkeit des Ausgangspunktes macht das Studium der indischen Missionen, speziell der deutschen, so anziehend. Wieder und wieder wird man dabei erinnert an das Wort des großen Heidenapostels: Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist; es sind mancherlei Ämter, aber es ist ein Herr; es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket alles in allen. In einem jeglichen erzeigen sich die Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen.

Wir wollen nicht schließen, ohne eine allerdings unvollständige Übersicht über die deutsche Missionsarbeit in Indien zu geben. Im Jahre 1900 hatten in Indien

	Stationen.	Missionare.	Getaufte.	Katechum.
1. die Basler Mission	24	79 + 4[1])	14 700	504
2. die Leipziger Mission	23	28 + 4	21 600	812
3. die Hermannsb. Mission	10	11 + —	1 851	192
4. die Breklumer Mission	7	12 + 3	1 530	4 922
5. die Goßnersche Mission	23	44 + 2	47 371	17 087
6. der Morgenl. Frauen-V.	1	— + 6	—	—
7. die Brüdermission	4	10 + 2	88	9
	92	184 + 21	87 140	23 526

[1]) Mit + x sind die jeder Mission angehörigen Missionsschwestern gezählt. Ich habe von den vorstehend aufgeführten zehn Missionen zwei nicht besuchen können, die Brüdermission in Klein Tibet und die amerikanischen Evangelischen in den Centralprovinzen, weil sie zu sehr abseits von meinem Reisewege lagen. Von den acht andern Missionen habe ich

	Stationen.	Missionare.	Getaufte.	Katechum.
Transport:	92	184 + 21	87 140	23 526
Dazu die amerik.-deutschen:				
8. Gen.-Kz. (Radschamundy)	4	5 + 5	6 159	?
9. Evang.-luther. Mission (Bisrampur, Tschandkuri)[2])	3	7	2 305	?
10. General-Synode (stark anglisiert)	8	8 + 5	18 964	3 351
	107	204+31	114 568	26 877

wenigstens je einige Stationen gesehen; im Bereiche der drei bedeutendsten, der Basler, der Leipziger und der Goßnerschen, habe ich je drei Wochen geweilt, um einen Einblick in ihren Missionsbetrieb zu erlangen. Es ist bei einem fünfmonatlichen Studien-Aufenthalt in Indien und trotz der Beschränkung in der Hauptsache auf die deutschen Missionen unmöglich, alle deutschen Stationen aufzusuchen. Es ist aber auch für Studienzwecke nicht erforderlich, dieselben alle zu sehen, da sich doch im Rahmen derselben Gesellschaft und gleichartiger Verhältnisse die Arbeit wesentlich gleich bleibt.

[2]) Für 1898, neuere Zahlen nicht zugänglich.

Zwei Festtage im Madras-Land-Bezirke.

Das erste Mal, daß ich Gelegenheit hatte, einen Einblick in eine richtige Missionsbewegung zu thun, war in den armen Paria-Dörfern in dem Landdistrikte von Madras; diese schönen Tage werden mir deshalb unvergeßlich sein. Der Leipziger Missionar Johannes Kabis hatte die Vorbereitungen so getroffen, daß wir diesen Besuch gerade noch vor dem am 15. Oktober zu erwartenden Ausbruch des Nordost-Monsuns ausführen konnten, und ich war von Madura herbeigeeilt, um ihn auf der Reise zu begleiten.

Am Montag, dem 12. Oktober, früh um 5 Uhr standen wir auf dem kleinen Bahnhofe einer Madrasser Vorstadt und warteten auf den vom Central-Bahnhofe heranbrausenden Zug; wir hatten soviel Gepäck bei uns, als solle es an eine große Reise gehen: da ist ein großer Korb mit Tellern und Tassen, Messern und Gabeln, Töpfen und Pfannen, Tischtuch und Servietten; ein Blechkoffer mit Reis und Kartoffeln, Kaffee und Thee, Salz und Zucker und sonstigen Lebensmitteln, ein paar Flaschen und ein Thonkrug mit Trinkwasser, ein Bündel mit Decken und Kissen als Betten für die Nächte, zwei zusammengelegte Bettstellen, mein photographischer Apparat und die zugehörigen Platten, endlich für jeden eine Flasche kalten Kaffee zur Stillung des Durstes: Der Koch, der uns in den Distrikt begleiten sollte, und der Diener, der uns zur Bahn brachte, hatten ordentlich zu schleppen, um alles zur Stelle zu bringen. Die Europäer genießen auf den indischen Eisenbahnen ziemliche Vorrechte und bedürfen sie auch, um bei den weiten Reisen in der tropischen Sonnenglut nicht zu sehr Schaden an ihrer

Gesundheit zu nehmen. So nahmen wir sogleich ein ganzes Wagenabteil dritter Klasse mit der Vertrauen erweckenden Inschrift „Nur für Europäer" in Beschlag, und um ja vor Eindringlingen sicher zu sein, schloß Kabis mit dem Schlüssel, den er stets bei sich führt, das Abteil ab. Schaffner giebt es meist nicht, und das Bahnpersonal kümmert sich besonders um die reisenden Europäer so wenig wie möglich; man erwartet von ihnen, daß sie sich selbst zu helfen wissen und von ihren Vorrechten Gebrauch machen.

Wir fuhren eine Stunde durch den taufrischen Morgen dahin; bald hatten wir die fruchtbaren Gärten und die Palmenwälder von Madras hinter uns und befanden uns in einer ziemlich öden, flachen Gegend. Gerade in diesem Teile Indiens waren die Nachwehen der furchtbaren Dürre der letzten Jahre noch am deutlichsten sichtbar; das Land sah furchtbar vertrocknet aus, die Wasserläufe waren leer, die Bewässerungsteiche bis auf den letzten Tropfen ausgetrocknet. Die Felder lagen meist noch unbestellt, grau und braun da; wo bescheidene Hirsesaaten standen, sahen sie verdurstet und verhungert, im Wachstum verkümmert aus. Wir merkten nur zu deutlich, daß wir uns einem Hungerdistrikte näherten.

Auf der Station Tiruvalur waren wir am Ziele unserer Bahnfahrt. Dort standen auch schon auf dem Bahnsteige der braune Pastor Dévasagajam mit seinem weißen Gewande und weißen Turban und neben ihm der etwas hellere, stattlicher und kräftiger gebaute Maleia Pillay, der Verwalter der Missionsländereien, mit seinem violetten Turban, um auf uns zu warten. Draußen vor dem Bahnhofe standen eine ganze Anzahl brauner Christen und mehrere Djatkas, um uns weiter zu befördern. Diese Djatkas sind kleine, zweiräderige Karren für je eine Person, ohne Sitze, zum Schutze gegen die Sonne mit einer Grasmatte überspannt, und von einem Pferdchen gezogen. Da jeder von uns einen Teil des Gepäcks mit in seine Karre nehmen mußte, hatten wir daneben nur gerade Platz, um uns auf unsern Decken auszustrecken oder mit untergeschlagenen Beinen zu hocken; und doch bildeten wir einen

ganz stattlichen Zug, als wir in 4 oder 5 Djatkas vom Bahnhof abfuhren, zumal noch ein Haufe von Christen uns das Geleit gab. Wir fuhren durch die niedern Lehmhütten des Dorfes Periakuppam d. h. Großdorf, das sich unmittelbar am Bahnhof Tiruvalur hinzieht, während die Stadt dieses Namens einige (englische) Meilen landeinwärts liegt. Wir waren noch nicht weit gekommen, da hielt unsere Karawane an. Die christliche Schuljugend von Tiruvallur war uns mit wehenden Fahnen, mit Trommeln und Pfeifen entgegengekommen und stellte sich nun an die Spitze unsers Zuges. Unser Weg führte zuerst nach dem neuen Stationsplatze gerade am Ende des Dorfes Periakuppam, wo wir den ersten Spatenstich zum Bau eines Missionshauses thun wollten.

Seit dem Jahre 1892 hat sich in diesem Landdistrikt westlich von Madras unter den Paria eine eigenartige Bewegung entwickelt, welche Tausende derselben in die christliche Kirche geführt hat und sich noch immer weiter auszudehnen scheint. Die mit ihrem bisherigen Lose unzufriedenen Paria dieses Distrikts suchen Anschluß an die Leipziger Mission, und für diese ist die Gewissensverpflichtung, für eine ausreichende geistliche Versorgung der Übertretenden Vorkehrungen zu treffen, um so dringender, je zweifelhafter meist die Beweggründe sind, welche die armen Leute zuerst zum Missionar führen. Kabis hatte neben seiner ausgedehnten und verantwortungsvollen Thätigkeit in Madras an der Last dieser schnell wachsenden Landgemeinden zu schwer zu tragen; er konnte, wochen- und monatelang durch andere Arbeiten in Anspruch genommen, nicht genug unter ihnen reisen, und er wohnte in Madras zu fern, um die Fäden der Bewegung in der Hand zu behalten. Er wünschte deshalb im Landdistrikte eine neue Station anzulegen; allein dazu brauchte er Grund und Boden, und der ist in Südindien, zumal für den Bau einer Missionsstation meist schwer zu erlangen. Er hatte seine Augen auf die einige Stunden weiter westlich gelegene Stadt Arkonam geworfen, wo ihm ein geeignetes Grundstück zum Kauf angeboten wurde; allein der Besitzer hielt ihn in den Verhandlungen

von Monat zu Monat hin, und die Besitztitel des Landes waren nicht in Ordnung.

Da bot sich ganz unerwartet in Periakuppam eine andere Gelegenheit. Dort war ein reicher Brahmane Besitzer eines ziemlich großen Grundstücks gerade an der Pilgerstraße nach der heiligen Stadt Tiruvallur oder Trivellur; auf dieser Straße machte der gefeierte Götze von Trivellur alle Monat um den Neumond seinen Umzug. Der Brahmane wollte sich bei dem Gotte recht in Gunst setzen, indem er für denselben auf seinem Landgute einen zeitweiligen Unterkunftsort, ein Mandapam oder Tempelhalle erbaute. Allein dazu war erforderlich, daß ein Brunnen für die nötigen Waschungen in der Nähe war. So begann er nach Wasser zu graben, allein er fand nichts. Da wurde er des Grundstücks ganz überdrüssig. Kabis hörte davon und steckte sich sogleich hinter einen verschwiegenen und zuverlässigen Unterhändler; durch diesen ließ er dem Brahmanen 400 Rupies (ca. 600 M.) bieten, einen äußerst geringen Preis für das große und wertvolle Grundstück, den er auf Verlangen gern erhöht hätte. Allein zu seiner Überraschung und Freude schlug der Brahmane, der keine Ahnung hatte, für wen und zu welchem Zwecke das Land begehrt wurde, bereitwillig zu, und Kabis war Besitzer desselben. Nun wäre allerdings für diesen der Kauf erst recht wertlos gewesen, wenn er kein Wasser fand, denn ohne solches hätte es keinen Zweck gehabt, ein Missionsgehöft anzulegen. Kabis nahm deshalb die von dem früheren Besitzer mutlos aufgegebenen Ausgrabungen wieder auf und war mit um so größerem Eifer dahinter her, als ihm dieser Brunnenbau Gelegenheit gab, einige hundert Christen während der ärgsten Hungerzeit nützlich zu beschäftigen und so über Wasser zu erhalten. Die Brunnen werden in Indien meist sehr breit und groß, 20—30 Fuß im Durchmesser angelegt, weil der Wasserbedarf sehr groß ist. Zu Kabis' unaussprechlicher Freude fand sich nun in gar nicht zu großer Tiefe (bei 35 Fuß) ein großer, frischer Quell, der zur Versorgung der ganzen Station vollauf auszureichen versprach. Der alte

Brahmane freilich war wütend, als er hörte, zu welchem Zweck sein so billig verschleudertes Grundstück dienen sollte, und daß nun obendrein das von ihm für seinen Götzen vergeblich gesuchte Wasser von den Christen im Überflusse gefunden sei. Allein dieser Zorn kam zu spät, der Kauf war abgeschlossen, Kabis beeilte sich, den Bau des neuen Missionshauses baldmöglichst zu beginnen. Ich hatte schon auf dem Missionsgehöft in Madras die großen Teakholzstämme liegen sehen, die Kabis aus Barma verschrieben hatte und nun unter seinen Augen zu Bauholz zurechtschneiden ließ. Jetzt sollten wir den Grundstein des neuen Hauses legen.

Die Feier war so einfach wie möglich. An der Stelle, wo das neue Gebäude stehen sollte, waren mit Kalk und Kreide die Grundrisse desselben in das vertrocknete Gras gezeichnet; wir zogen mit wehenden Fahnen um dieselben herum, die Kinder sangen dabei ein tamulisches Lied. Dann sprach Kabis ein kurzes Gebet, und wir drei, Pastor Devasagajam, Maleia Pillay und ich nahmen jeder einen Spaten und gruben mit einem passenden Spruche dreimal Erde aus der auszugrabenden Grundmauer. Dann sahen wir uns auf dem Bauplatze um. Derselbe kann für eine Missionsstation kaum günstiger gelegen sein: Das mehrere Morgen umfassende Grundstück wird von der Landstraße in der Weise durchschnitten, daß sich die erforderlichen Missionsgebäude ohne Schwierigkeit zur Rechten und Linken derselben verteilen lassen. Der ganze Platz ist von einer langen Reihe von hohen, steifblätterigen Palmyrapalmen eingefaßt, welche ringsum einen guten, auch landschaftlich schönen Abschluß geben. Die durchschneidende Landstraße ist die Lebensader der Gegend, die Hauptstraße vom Bahnhofe Trivellur landeinwärts, der Hauptzugang zu den Städten Trivellur und Tripassur. Besonders zur Zeit des Neumondes wird sie von Zehntausenden bevölkert, welche in dem heiligen Teiche von Trivellur baden und in dem daneben liegenden großen Tempel anbeten. So ist die beste Gelegenheit geboten, ein großes Volk mit der Predigt des Evangeliums zu erreichen. Zudem liegt die neue Station von

der hinter Trivellur gelegenen, älteren Station der Wesleyaner weit genug entfernt, daß es hoffentlich ohne Reibung abgeht.

Unsere Karren standen wartend an der schattigen, von breitästigen Banyanen eingefaßten Landstraße bereit; wir stiegen ein, um nach dem ½ Meile entfernten Trivellur zu fahren. Am Eingang der Stadt wartete unser eine Überraschung; die ganze Gemeinde hatte sich in weißen Feierkleidern aufgestellt, um uns mit Gesang und wehenden Fahnen zu empfangen; sie hatten ein ganz tamulisches Musikkorps engagiert, um die nötige Musik zu machen; es war das erste Mal, daß ich diese eigenartige Musik hörte, und da ich in meinem Wagen unmittelbar hinter ihnen fuhr, hatte ich gute Gelegenheit, sie zu beobachten. Voran ging ein Mann mit einer Art Sackpfeife, auf der er mit unermüdlicher Ausdauer den gleichen Grundton blies, seine Backen waren dabei rund wie ein Apfel, und der Schweiß floß ihm von der Anstrengung in Strömen herunter. Hinter ihm gingen ein Geigen- und ein Flötenspieler, welche ihre Instrumente teils abwechselnd, teils zusammen ertönen ließen; sie spielten die Melodie, stimmten aber dabei so willkürlich an und rissen so seltsam wieder ab, daß ich nicht zu unterscheiden vermochte, ob sie wirklich eine Melodie hatten oder nur ein „fröhliches Getöse" machten. Dazu knipste eine fünfsaitige Mandoline scheinbar ohne Regel und Ordnung immer alle fünf Saiten auf einmal, und zwei einfache Schellen gaben mit ihrem Gebimmel den Takt. So zogen wir — die Musiker voran, dann die Schulkinder, dann unsere 5 Wagen, dann etwa 150 Christen — in stattlichem Zuge in Trivellur ein, an dem großen Badeteiche und dem alten, berühmten Tempel vorbei immer durch die Hauptstraße der Stadt bis zu dem festlich bekränzten Missionsgehöfte, in dem Pastor Devasagajam und Maleia Pillay wohnen. Ein derartiger Festzug der Paria mitten durch die stockheidnische Stadt war nicht ganz unbedenklich; noch vor ein paar Jahren hätten ihn sich die höheren Kasten einfach nicht gefallen lassen; allein die Paria-Christen hielten offenbar den Besuch eines Padresahib (der übliche Name für Missionar) aus Europa für eine

günstige Gelegenheit, um den andern Kasten zu zeigen, daß sie sich nun nicht mehr willenlos unterdrücken ließen, sondern daß sie zu einigem Selbstbewußtsein gekommen seien. Und wir sahen die Leute in allen Straßen voll Erstaunen vor den Häusern stehen, ohne daß jemand gewagt hätte uns zu stören.

Wir traten unter den herunterhängenden Guirlanden in die erhöhte Veranda und von da in das festlich geschmückte Wohnzimmer des Pfarrhauses; vorn vor dem Hause drängte sich die Christenschar, und auch von den Heiden sammelte sich ein immer größerer Haufe von Neugierigen, da die Musik unaufhörlich ihre sonderbaren Weisen erschallen ließ. Wir befanden uns in einem richtigen tamulischen Hause, welches von der Mission fertig gekauft und nur durch einige Querwände in die zwei Wohnungen ihrer beiden Beamten abgeteilt war. Von dem Wohnzimmer blickten wir unmittelbar auf den viereckigen gepflasterten Hof, zu dem sich von allen Seiten die Dächer abschrägen, um das Regenwasser durch ein Abflußrohr hinten in das angrenzende Gärtchen zu leiten. Besonders Maleia Pillay hatte seine Wohnzimmer hübsch geschmückt; er ist in früheren Jahren Verwalter einer Theeplantage auf den blauen Bergen gewesen und hat dort in den Wäldern Büffel und Bären erlegt; ihre Hörner und Felle zieren jetzt Wände und Fußboden seiner Wohnung. Beim Pastor Devasagajam fand die feierliche Begrüßung statt. Ich durfte bei derselben etwas von der Liebe dieser armen Christen für ihre Wohlthäter im fernen Deutschland spüren; es that ihnen offenbar wohl, daß ein Missionsfreund es nicht verschmäht hatte, sie in ihrer Armut und Verachtung aufzusuchen, um einen Einblick in ihre Lage zu gewinnen. Sie wurden in ihren Ansprachen, deren ich an diesem und den folgenden Tagen beinahe ein Dutzend über mich ergehen ließ, nicht müde, immer wieder zu betonen, wie dankbar sie für alle leibliche und geistliche Hilfe seien, die sie von der deutschen Mission erfahren hätten; sie baten immer von neuem, daß man doch in Deutschland nicht aufhöre für sie zu beten und ihrer in teilnehmender Liebe zu gedenken. Ich möchte an dieser Stelle ein für alle Mal solch eine tamulische Begrüßung

beschreiben. Es spiegelt sich in ihr ein gut Stück tamulischer Sitte, welche die Mission gewissenhaft achtet und pflegt. Kabis und ich setzten uns auf die beiden dafür bereit stehenden, bequemen Sessel; — da dieselben die einzigen ihrer Art in der weit zerstreuten Gemeinde zu sein schienen, wurden sie überall mitgenommen; wir fanden sie in jeder Kapelle wieder für uns bereit. Nun trat Pastor Davasagajam vor mit einem Manuskript oft von beträchtlicher Länge, 4, 6, selbst 10 Bogenseiten und verlas ein tamulische Ansprache, worin er ihrer Freude über mein Kommen Ausdruck gab, die Geschichte der Station kurz erzählte und dann auf ihre besonderen Bedürfnisse einging. Maleia Pillay stand neben ihm und übersetzte mir alles Satz für Satz ins Englische; da er eine tüchtige Schulbildung genossen und selbst einige Jahre die Universität besucht hat, ist er des Englischen durchaus mächtig und ein vortrefflicher Dolmetscher, von dessen Geschick ich weitgehenden Gebrauch machen konnte. Am Schlusse seiner Ansprache bekränzte er Pastor Kabis und mich mit den schönen, üblichen Blumenguirlanden, reichte uns Sandelholzwasser, um die Finger hineinzutauchen, und beschenkte uns mit Betelblättern und Arekanußstückchen zum Kauen und mit einer kleinen Limone. Nach einer Weile stand ich auf und antwortete mit einer englichen Ansprache, die Maleia ins Tamulische übersetzte. Ich sprach meine Freude aus, inmitten einer so großen Christengemeinde zu weilen und damit die lebendigen Früchte der Missionsarbeit vor Augen zu sehen. Gewiß hätten wir das tiefste Mitleid mit ihrer gedrückten socialen Lage und seien bereit, nach Kräften zu helfen, wie sie das auch in der letzten Hungersnot reichlich erfahren hätten. Die Hauptsache sei aber doch an ihnen, zu beweisen, daß sie sich helfen lassen wollen; nur wenn sie sich durch die Kräfte des Evangeliums erneuern und durch den neuen Geist ihr ganzes Leben durchdringen, und sich zu intelligenten, frommen, zuverlässigen Menschen umgestalten ließen, könne ihnen die dargebotene Hilfe wirklich zum Segen gereichen. Jede Christengemeinde solle eine Thatpredigt für die Umgebung werden, daß

sie etwas geworden sei zum Lobe Gottes, und ein Lockmittel für ihre Verwandten und Freunde, auch ihrer Freude teilhaftig zu werden. Das waren in kurzem die Gedanken, die ich den aufmerksam zuhörenden Christen ans Herz zu legen suchte. Damit war der offizielle Teil der Begrüßung vorüber; bald sahen wir die Gruppen vergnüglich den Betel kauen, den wir verschmäht hatten, und die Knaben und Mädchen schmierten sich zur Verschönerung Gesicht und Hände mit dem übrig gebliebenen gelben Sandelholzwasser ein.

Wir aßen in Trivellur von unsern mitgebrachten Vorräten Frühstück; dann brachen wir wieder auf, um landeinwärts weiter zu fahren. Der erste Anblick weiterhin war kein sehr erfreulicher; wir kamen an der alten Londoner Station Tripassur vorbei; seit fast einem halben Jahrhundert ist diese Station zu einer kleinen Außenstation herabgesunken, in der ein Katechist wohnt und kaum mehr als anderthalb Dutzend Christen pflegt. Die ansehnlichen Gebäude neben dem alten Fort und Tempel stammen noch aus der früheren Glanzzeit der Station. Diese Mission hat es nicht verstanden, in dieser Gegend unter den Paria Fuß zu fassen; — und als sich nun große Scharen den Leipzigern anschlossen, machten die Londoner Miene, ihnen Hindernisse in den Weg zu legen und ihr Recht als die ersten auf diesem Felde in Anspruch zu nehmen. Die Frage der gegenseitigen Rücksichtnahme der Gesellschaften auf ihre Arbeitsgebiete ist ja delikat; allein in diesem Falle scheint es mir doch einfach zu liegen: die Londoner haben hier länger als ein halbes Jahrhundert nichts geleistet; es ist hohe Zeit, daß sie einer thatkräftigeren Gesellschaft Platz machen, der sich die Herzen wie im Fluge anschließen.

Etwa eine halbe Stunde weiter wurden wir wieder angehalten. Wir befanden uns in einer öden Gegend; weit und breit bedeckten Aloestauden und Kaktusdickichte den dürren, rotbraunen Erdboden; unter einigen spörrigen Akazien am Wege, die gegen die sengenden Sonnenstrahlen nur notdürftig Schutz boten, standen unsere Stühle bereit und bekränzt. In der Ferne zur Linken sahen wir abseits vom Wege die niedrigen

Lehmhütten des Christendorfes Keiwandur. Die Christen waren mit wehenden Fahnen und unter dem Gesange der Schulkinder gekommen, um uns im Vorbeifahren zu begrüßen. Diesen Keiwandur-Christen haben die deutschen Missionsfreunde, besonders die niedererzgebirgische Prediger-Konferenz und Pastor Siebenhaar viel Gutes gethan; sie haben den Grund und Boden ihres Dorfes für die Mission angekauft, so daß die Christen nun im Schutze derselben eine gesicherte Existenz haben und gegen die Plackereien heidnischer Landherren geschützt sind. Sie hoben das in ihrer Ansprache dankend hervor und hätten es gern gesehen, wenn wir etwas länger bei ihnen verweilt und sie in ihrem Dorfe besucht hätten; allein wir hatten noch ein großes Programm vor uns, und die Sonne sandte ihre sengenden Strahlen unbarmherzig nieder; wir eilten, in Schatten zu kommen.

So fuhren wir bald weiter nach dem Dorfe Pandur. Hier wurde uns wieder ein großer und höchst eigenartiger Empfang bereitet. An einem Brunnen, bei dem die Ländereien der Christen ihren Anfang nahmen, hatten sich die Ältesten, die Lehrer mit ihren Schülern und viele Gemeindeglieder aufgestellt, um uns feierlich einzuholen. Wieder war für Musik reichlich gesorgt, aber wir hatten jetzt das hinduisierte Stadtleben hinter uns, wir befanden uns in reiner Paria-Gegend; da trat auch die Paria-Musik an die Stelle der hinduistischen. Die Parias leiten vielleicht nicht mit Unrecht ihren Namen von dem tamulischen Worte parei (Trommel) ab; sie sind die Trommler bei allen Festlichkeiten, bei den Opferzügen und Leichenbegängnissen, die Trommel ist ihr Nationalinstrument; freilich was für eine Trommel! Es ist ein Stück scharfgegerbtes Leder, das straff über einen Reifen gezogen ist. Von Zeit zu Zeit, wenn der schrille Ton matt zu werden beginnt, wird schnell ein Arm voll Reisstroh zusammengerafft und angezündet und das Fell in dem flackernden Feuer wieder hellklingend gemacht. Beide Hände sind gleich beschäftigt, die Trommel zu bearbeiten; die Linke, welche die Trommel hält, hat zugleich ein langes, dünnes Stäbchen, mit dem sie in wirbelndem Takte die äußern Partien desselben

schlägt; die Rechte hält einen stärkeren Stock wie einen kleinen Trommelschlägel und paukt damit die Mitte mit aller Kraft. Drei oder vier solche Trommeln, — und so viel waren in der Regel bei einander, — können einen geradezu ohrenzerreißenden Lärm hervorbringen; ich mußte mir oft, wenn die Trommler zu nahe vor mir gingen, die Ohren zuhalten, um nicht von dem Getöse betäubt zu werden.

Unser Zug war bis zur Pandur Kapelle auf Hunderte angeschwollen; die Christen hatten in Voraussicht einer solchen Menschenmenge vor dem Eingang der Kapelle ein großes Pandel, ein auf allen Seiten offenes, auf Bambusstäben ruhendes Blätterdach errichtet. Darunter wurden schnell unsere Stühle aufgestellt, die Menge gruppierte sich im Kreise dicht um uns herum; ehe wir in die Kapelle gingen, sollte zu Ehren des festlichen Tages ein Pariatanz aufgeführt werden. Die vier Trommler fingen an, auf dem engen, von der Menge freigelassenen Kreise herumzutanzen, zu springen, auf den Knien zu kriechen, sich zu nähern und wieder zu entfernen, und das alles mit einer Gelenkigkeit und Behendigkeit, mit einer taktmäßigen Regelmäßigkeit zum Klange ihrer bald anschwellenden, bald abklingenden Trommeln, daß ich ihre groteske Kunst nur bewundern konnte. Nun gar als noch zwei Männer in den Kreis sprangen und zu derselben Musik und in noch rauschenderem Takte, mit langen Stäben bewaffnet, einen Fechtertanz aufführten, wütend aufeinander anstürmten und in wilder Flucht wieder auseinanderstoben, da erreichte das aufregende Spiel seinen Höhepunkt, und die Menge umher schaute mit atemloser Spannung zu.

Kabis gab das Zeichen zum Abbrechen des Spiels, der Gong ertönte, wir versammelten uns in der Kapelle; es war ein langes, niedriges Haus mit Lehmwänden und einem Palmblattdach; ein besonderer, seltener Vorzug war, daß es innen weiß getüncht war; in den Fensteröffnungen hielten einfach zwei kreuzweis gestellte Stäbe unwillkommene Eindringlinge ab. Der ganze Bau mitsamt der hinten angefügten Sakristei, in der wir zu Mittag aßen und zur Nacht schliefen,

hat nur 200 Rup. (= 280 M.) gekostet, dafür läßt sich natürlich auch in Indien kein Prachtbau herstellen. Es war ein seltsamer Anblick, als wir in der dichtgedrängten Kapelle über die hundertköpfige, mangelhaft bekleidete und sehr dunkle Versammlung hinschauten; — könnten doch die Missionsfreunde solche Missionsgemeinden einmal mit ihren eigenen Augen sehen, das Missionswerk würde ihnen eine greifbare Wirklichkeit werden. Der Fußboden der Kapelle war mit Matten belegt; links hockten darauf die Männer und Knaben, rechts die Frauen und Mädchen. Vorn auf beiden Seiten saßen die 30 Täuflinge, die heute in die christliche Gemeinde aufgenommen werden sollten. Es war der erste Taufgottesdienst, dem ich beiwohnte, und ich war herzlich dankbar, daß ich so auch die Erntefreude der Missionare teilen durfte. Der anwesende braune Kandidat aus Arkonam begann mit einer Ansprache, in der er die beiden Texte: „Niemand kann zween Herren dienen" und „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen" geschickt miteinander verband. Dann hielt Pastor Devasagajam von Trivellur, der die Täuflinge vorbereitet hatte, das Taufexamen; anknüpfend an den Text: „Ihr waret wie die irrenden Schafe; aber ihr seid nun bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen" redete er von ihnen als ehemals verirrten Schafen ohne Hirten, ohne Weide, ohne Stall, und der Chor der Katechumenen antwortete immer einstimmig. Der Gedankengang seiner Prüfung war so einfach, daß selbst diese schwachen, an Nachdenken durchaus nicht gewöhnten Christen folgen konnten, und es machte ihnen solche Freude zu antworten, daß es offenbar eine Lust war zu fragen. Kabis selbst vollzog die Taufe; immer in ganzen Familien traten sie an den Taufstein heran, Großeltern, Eltern und Kinder mit einander; das ist gerade ein schöner Zug an dieser Pariabewegung, daß die Leute nicht mehr einzeln, sondern familienweise oder wohl gar in ganzen oder halben Ortschaften kommen; da werden durch die Taufe die natürlichen Bande nicht zerrissen, sondern vielmehr geheiligt und neu befestigt. Und welche schönen Namen erhielten die Täuflinge! Da zogen neben den wohlklingenden tamulischen

Namen alle Erzväter und Propheten an dem Ohre vorüber; es sollen diese heiligen Männer der Bibel gleichsam Paten stehen bei den jungen Christen und, in ihren Namen gegenwärtig, denselben als nachahmungswerte Vorbilder dienen. Freilich gar zu feierlich darf man sich solch einen Taufgottesdienst nicht vorstellen; zwei Jungen, die mitgetauft werden sollten, war die Zeit zu lang geworden, bis sie an die Reihe kamen; sie waren davon gelaufen und mußten erst im Dorfe gesucht werden, als nun ihre Namen aufgerufen wurden. Mit dem Wasser war nicht gespart; als die Tauffeier vorüber war, schwamm der Lehmboden um den Taufstein her. Jeder legte, nachdem er die Taufe knieend empfangen hatte, indem er wieder aufstand, die Hände flach vor der Stirn zusammen, verbeugte sich tief und sagte sein „parábarenukku stotiram", „der Herr sei gepriesen." Unmittelbar an die Taufe schloß sich die Einsegnung einiger der neugetauften Paare. Gerade diese Ordnung der ehelichen Verhältnisse in der jungen Christengemeinde ist schwierig. Die Parias leben ja fast ausnahmslos in monogamischer Ehe; aber sie haben oft als Heiden das Geld nicht gehabt, um eine Hochzeit ausrichten zu können; so haben sie sich beruhigt und in wilder Ehe gelebt. Solche Verhältnisse können natürlich in der Christengemeinde nicht geduldet werden. Der Missionar muß dafür sorgen, daß alle Paare ihre Ehen durch kirchliche Trauung rechtfertigen lassen.

Es war eine lange und anstrengende Feier gewesen, und wir waren bei der glühenden Sonnenhitze recht erschöpft; so waren wir recht froh, daß wir nach dem Gottesdienste in der engen Sakristei eine Stunde auf unsern mitgebrachten Feldbetten ruhen konnten. Dann sahen wir uns das Missionsgehöft von Pandur an. In früheren Zeiten hatte an dieser Stelle ein Sudra-Dorf gestanden, die Besitzer waren aber alle nach den benachbarten Ortschaften verzogen, und die verlassene Stätte war käuflich geworden. Allerdings galt es, mit 30 Besitzern zu verhandeln, um von jedem die paar Ruten, wo früher sein Wohnhaus gestanden hatte, zu erhalten; allein Geduld und Ausdauer hatten schließlich zum Ziele geführt, Kabis

hatte eine hübsche Fläche zusammen bekommen. Die von Trivellur landeinwärts führende Straße breitet sich hier etwas aus und ist von schattigen Banyanen eingefaßt. Der Kapelle gegenüber hat Kabis eine Katechisten-Wohnung, eine Schule und ein Haus für die Katechumenen gebaut und zwischen den Häusern einen tiefen, wasserreichen Brunnen gegraben. So ist dies Anwesen der Stützpunkt des Missionswerkes für diesen Bezirk geworden.

Nachdem die schlimmste Hitze vorüber war, ließen wir unsere Pferdchen wieder einspannen, und es ging mit den Fahnen und Trommeln in die Feldmark von Kánachawallipuram, wo wir noch ein fertiges Häuschen weihen und seiner Bestimmung übergeben sollten. Ich muß ein paar Bemerkungen vorausschicken. Als sich zu Anfang der neunziger Jahre die Pariabewegung im Madras-Land-Bezirke entspann, durchschaute der erfahrene Kabis, der schon eine langjährige Thätigkeit unter den Parias hinter sich hatte, daß diese Bewegung die Mission vor schwere sociale Aufgaben stellen werde. Die Übertretenden waren entweder Hörige, die sich ihren Besitzern für eine Schuld verpfändet hatten und nun völlig in den Händen ihrer hartherzigen Herrn waren, die sich ihrem Übertritt zum Christentum entschieden widersetzten; oder sie waren Unterpächter von großen Pächtern, welche ganze Dorfschaften übernommen hatten, und waren somit in Gefahr, ihren Pachtacker zu verlieren, wenn sie Miene machten, sich den Christen anzuschließen. Bei der großen Abhängigkeit, in der sich fast alle Parias den reichen Dorfbesitzern oder Dorfpächtern gegenüber befanden, hatte so der Übertritt zum Christentum für sie meist harte Bedrückungen, oft sogar den Verlust von Haus und Hof im Gefolge. Offenbar wurde damit der Anschluß an die Gemeinde zu schwer gemacht, und es war billig, daß der Missionar auf Mittel sann, um den Übertretenden ihre Lage zu erleichtern.

Nun ist das in Indien immer eine schwere Frage, wenn es sich darum handelt, den Christen oder Katechumenen sozial

zu helfen: ich habe gefunden, daß darüber fast auf allen Missionsfeldern die Ansichten auch der erfahrensten Missionare weit auseinander gehen. Der billigen Erwägung, daß man die enge Pforte nicht noch unnütz eng machen dürfe, steht die Erfahrung gegenüber, daß bei der furchtbaren, in weiten Volksschichten herrschenden Armut und dem durch jahrhundertelange Abhängigkeit erzeugten Knechtssinn das Angebot auch der geringsten Vergünstigung eine starke Versuchung für die niedern Volksklassen ist, um unlauterer Beweggründe willen den Anschluß an die Christengemeinde zu suchen. Auf der andern Seite ist man sich in Südindien allgemein darüber einig, daß den Paria nicht zu helfen ist, solange sie in ihrer sozial verlorenen Lage bleiben, und man versucht von verschiedenen Seiten ihnen durch landwirtschaftliche Unternehmungen zu helfen, weil doch in der That gerade die Verbindung von christlicher Barmherzigkeit und planmäßiger geistiger Beeinflussung in Schule und Taufunterricht der hoffnungsvollste Weg zu ihrer Hebung ist. Nicht allgemeine Erwägungen, sondern der Druck der Thatsachen drängte den Missionar Kabis und die Leipziger Missionsleitung auf diesem Wege vorwärts. Es schlossen sich ihm eine Anzahl Parias aus dem Dorfe Pattareiperumbadur an. Der einflußreiche Grundherr dieses Dorfes Kuppusami suchte ihren Übertritt auf alle Weise zu hindern. Die Parias hatten ihren Pachtacker in der angrenzenden Feldmark Kanachawallipuram, diese gehörte zwar einer reichen Brahmanen-Witwe, war aber eben jenem Kuppusami, dem Feinde der Christen, in Generalpacht gegeben. Dieser vertrieb alle Christen von ihren Äckern, kündigte ihnen ihre Pachtungen und machte sie brotlos. Anderer geeigneter Acker war in der Gegend nicht zu haben; die Christen waren also existenzlos geworden. Da glaubte Kabis der Not steuern zu müssen, setzte sich mit der Brahmanen-Witwe in Verbindung und kaufte ihr für 10000 Rup. (14000 M.), welche die Missionsleitung vorgeschossen hatte, die ganze Feldflur ab. Kuppusami verlor dadurch alle Macht über die Christen, diese wurden die Pächter der Mission und traten dadurch zu dieser

in dasselbe Abhängigkeits-Verhältnis, in dem sie zuvor zu Kuppusami gestanden hatten. Das war der Anfang der wirksamen Hilfe, welche Kabis seinen Parias angedeihen ließ, der Weg, auf dem er die Pariafrage zu lösen suchte. Durch Verhandlungen mit der Regierung hat er noch einiges angrenzende Ödland umsonst dazu bekommen, hat auch noch einzelne Landstreifen zugekauft, und um für eine sachgemäße Bewirtschaftung des Besitzes zu sorgen, hat er den schon öfter erwähnten Maleia Pillay als Verwalter angestellt.

Unglücklicherweise waren gerade die letzten vier oder fünf Jahre für den Beginn eines landwirtschaftlichen Unternehmens außerordentlich ungünstig. Infolge der Pest liegen in ganz Indien Handel und Wandel darnieder. Die Regenzeiten, von denen fast allein die Fruchtbarkeit des Landes abhängt, waren ungenügend und fielen mehrere Jahre fast ganz aus. Es traten erst knappe Zeiten und dann eine wirkliche Hungersnot auf. Cholera und andere Krankheiten zogen wie eine Geißel durch das Land und dezimierten die vor Entkräftung widerstandslose Bevölkerung. Gewissenlose Agenten gingen von Dorf zu Dorf und suchten die am Leben Verzweifelnden unter Vorspiegelung einer glänzenden Zukunft zur Auswanderung nach Ceylon, nach Hinterindien oder Mauritius zu bewegen. Es waren schwere Jahre für die Mission. Kabis suchte nach Kräften, ja über seine Kräfte zu helfen. Die Regierung schaffte hier und da Arbeit, indem sie die verfallenen Dämme der Wasserteiche ausbessern ließ. Kabis übernahm durch seinen Verwalter Maleia einen solchen großen Dammbau und beschäftigte dadurch monatelang seine hungernden Christen. Maleia ersparte bei dem Geschäfte etwas mehr als hundert Rupien und benutzte dieselben, um in der Feldmark Kanachawallipuram ein kleines Rasthäuschen für sich und den Missionar zu bauen, in dem sie bei ihrem häufigen Aufenthalt in der Missionsfeldmark bei Nacht und gegen die Hitze des Tages Unterkunft finden könnten. Das Häuschen war gerade vor meiner Ankunft fertig geworden, und Maleia wollte mir eine Aufmerksamkeit erzeigen, indem er dasselbe „Richters Lodge"

nannte und einen behauenen Sandstein mit diesem Namen und dem Datum meines Besuchs neben der Thür einmauern ließ.

Nach dieser „Richters Lodge" führt uns jetzt unser Weg. Es war ein trübseliger Anblick, auf der überaus staubigen Straße durch die vertrockneten Felder dahin zu fahren; die ganze Natur lechzte nach Regen; alles war grau in grau; selbst die bescheidene Kambu-Hirse, das Notgetreide der Hungerjahre, war großenteils auf den Halmen vertrocknet und nicht zur Reife gekommen. Der neu in stand gesetzte Teich enthielt keinen Tropfen Wasser. Nur die alles überwuchernden Kaktusdickichte, die Pest des Landes, schienen trotz der Dürre zu gedeihen. Die große Frage, welche Kabis lebhaft bewegte, ist: wie ist es möglich, in dem dürren Lande auch in solchen Zeiten, wo der Regen aussetzt, wenigstens eine leidliche Ernte zu sichern? Es ist gar so arg, wenn in jedem Jahre wieder die Pächter durch das Ausbleiben des Regens an den Rand des Hungertodes gebracht werden. Es ist auch an eine stärkere Besiedelung des Missionslandes mit vertriebenen und flüchtigen Christen kaum zu denken, solange selbst für die alten Pächter der Ertrag und die Verzinsung des angelegten Kapitals so unsicher ist. Nun hat Kabis eine eigentümliche, erfreuliche Entdeckung gemacht; er hat an mehreren Stellen der Feldmark nach Wasser graben lassen und überall starke Quellen gefunden. In den letzten Wochen vor unserm Besuche hatte Maleia ganz nahe bei dem Rasthause einen großen Brunnen aufwerfen lassen, und zu Kabis' großer Freude gab derselbe Wasser in Überfluß. Die dankbaren Christen, welche wohl wußten, daß diese Brunnen ihnen zu gute kamen, hatten in aller Stille einen Stein ausmeißeln und darauf zu Ehren von Kabis' Gattin den Namen Thora Spring, „Thora-Quelle" eingraben lassen; sie hatten gehofft, daß Frau Missionar Kabis uns begleiten würde, dann sollte sie selbst den Brunnen taufen und seiner Bestimmung übergeben. Nun waren die guten Leute etwas enttäuscht, daß wir allein kamen, allein ihre Freude über den schönen, tiefen Brunnen war deshalb

nicht weniger groß. Jeder solche Brunnen, — er muß wenigstens 15—20 Fuß im Durchmesser haben und 50—70 Fuß tief sein, um zu einer reichlichen Bewässerung des umliegenden Ackers genügend Wasser zu enthalten, — kostet etwa 150—200 Rup. (230—300 M.). Es wäre dringend wünschenswert, daß wohlhabende Missionsfreunde dem Bruder Kabis, einem der tüchtigsten und erfahrensten Missionare der Leipziger Mission, das Geld für einige solche Brunnen zur Verfügung stellten. Sie würden damit den armen Paria-Christen eine dauernde Wohlthat erweisen!

Der Abend brach herein, als wir von Richters Lodge und Thora Spring durch die vertrockneten Fluren nach dem kleinen, von Kabis angelegten Christendörflein Lutherpet zogen. Kabis hat dort zehn von Haus und Hof vertriebene Christenfamilien angesiedelt. Es ist ein Dörflein einfachster Art. Durch einen furchtbaren Wirbelsturm waren im letzten Jahre sämtliche Dächer abgedeckt und die Häuser schwer beschädigt, so daß viel Zeit und Geld auf die Reparaturen verwandt werden mußte. Trotzdem hatten die Leute von ihrer Armut Stroh zum Neudecken der Kapelle unentgeltlich hergegeben. Dem Lehrer, den Kabis in dem Dörflein angestellt hatte, war leider das Dach seines Häuschens auf die Beine gestürzt und hatte diese gebrochen, so daß er arbeitsunfähig geworden war; er lag in einem Nachbardorfe in seiner Hütte und klagte uns, als wir ihn besuchten, sein Leid. Der Besuch in Lutherpet ist mir unvergeßlich. Es war schon dunkel, als wir in dem Dörflein ankamen. Wir hielten vor der strohgedeckten Kapelle, welche quer vor der kleinen Dorfstraße liegt; zur Rechten und zur Linken hatten wir je vier oder fünf Lehmhütten. Die Christen standen alle um uns herum und brachten uns eine tscharpai (eine mit Stricken geflochtene Bettstelle), auf die wir uns setzten. Ein paar Lumpenfackeln, wie sie der Dhobi (Dorfwäscher) aus den zerfallenden Lumpen seiner Wäsche herstellt und für einen Pei (Pfennig) verkauft, warfen ein zweifelhaftes Licht auf die dunkelfarbige Versammlung. Auch

diese Ärmsten hielten zwei Blumenguirlanden bereit, um uns damit zu bekränzen, auch hier fehlte es nicht an der üblichen Ansprache, welche diesmal eine besonders traurige Geschichte von Unterdrückung und Verfolgung enthielt. Die Begrüßung war noch nicht zu Ende, da wurde unsere Aufmerksamkeit durch zwei Gesandtschaften in Anspruch genommen, welche eben von entfernten Dörfern anlangten. Das eine waren Christen aus dem südlich gelegenen Dorfe Atichatur; sie hatten gehört, daß ein Missionsfreund aus Deutschland die nördlichen Dörfer besuche, und da er zu ihrem großen Bedauern nicht auch zu ihnen kam, so wollten sie ihn wenigstens auch begrüßen und ihm als Zeichen ihrer Freude Blumenguirlanden senden. Ich fand es rührend, daß sich die Leute um dieser Aufmerksamkeit willen einen Weg von mehreren Stunden gemacht hatten. Noch ergreifender war mir die andere Botschaft, sie kam aus den im Westen gelegenen Heidendörfern Ramantscheri und Krischnapuram und bat Br. Kabis fast kniefällig, er möge sich doch ihrer erbarmen und ihnen auch einen Lehrer schicken, sie wollten ja so gern Christen werden, sie wüßten nur nicht, wie sie es anfangen sollten. Wenn er ihnen nicht gleich eine Schule bauen könne, wobei sie ja gerne helfen wollten, so möchte er doch wenigstens einmal zu ihnen kommen und sie besuchen, damit sie sähen, daß er sie nicht ganz verwerfe. Und die christlichen Verwandten der Bittsteller standen dabei und bekräftigten dieses Anliegen mit ihren Bitten: Wir sind nun Christen geworden; du kannst doch unmöglich wollen, daß unsere Brüder und Schwestern, unsere Onkel und Tanten, unsere Vettern und Cousinen, die in diesen Dörfern wohnen, Heiden bleiben; sie wollen und wir wollen, daß sie denselben Weg gehen, und wir bitten dich inständig, daß du ihnen helfest. Selten ist das „Komm herüber und hilf uns" so nachdrücklich und vernehmlich an mein Ohr gedrungen als an diesem Abend; es war mir sehr schmerzlich, daß Br. Kabis erklärte, ihnen beim besten Willen kein bindendes Versprechen geben zu können; er sei außerstande, jetzt seine Arbeit noch auszudehnen,

er habe dazu weder das Geld noch die Katechisten; das einzige, was er ihnen raten könne, sei, auf bessere Zeiten zu warten. Kabis erzählte mir später, daß oft bei einem Besuche im Bezirke fünf bis sechs solcher Abordnungen zu ihm kämen; so leid es ihm thue, könne er ihnen nicht nachgeben, solange ihm nicht beträchtlichere Geldmittel und mehr Katechisten zur Verfügung gestellt würden. Es sei ganz unabsehbar, wie weit in dieser Gegend die Thür zu den Paria offen sei, und die Verantwortung sei schwer, wenn die Leipziger Mission diese so vielleicht nie wieder gebotene Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lasse.

Es war ganz finster, als wir von Lutherpet wieder aufbrachen; aber unsere Christen waren noch nicht müde. Sie fühlten, daß heute ein Festtag sei, und freudlos und in Unterdrückung, wie sonst ihr Leben dahin floß, wollten sie diese seltene Stunde, wo sie sich wirklich einmal als Menschen fühlten, ganz auskaufen. Sie kamen zu Br. Kabis und baten, er möge ihnen doch erlauben, eine feierliche Prozession bei Fackelschein durch die beiden Christendörfer Pandur und Kannenkarenai zu veranstalten. Obgleich wir herzlich müde waren, wollten wir den armen Leuten die Freude nicht verderben, zumal als wir hörten, daß sie bereits Lumpenfackeln und bengalisches Licht für diese Feier beschafft hatten. Unser Zug war auf Hunderte angeschwollen, als wir uns den im tiefsten Dunkel der Nacht vor uns liegenden Dörfern näherten. Die Lumpenfackeln wurden angezündet, und um ihnen zu etwas mehr Licht zu verhelfen, lief unermüdlich ein Mann mit einem großen zinnernen Gefäß voll Palmöl von Fackel zu Fackel und schüttete eine Handvoll Öl auf die qualmenden Fetzen. Die Trommler waren wieder zur Stelle, und die Tänzer waren unermüdlich, uns ihre Kunst in der größten Vollendung zu zeigen. Undurchdringliche Kaktusdickichte hegten den sandigen Weg auf beiden Seiten ein. Die giftigen Schlangen, welche in Menge in diesen unerreichbaren Schlupfwinkeln hausen und des Nachts sonst nur zu gern den barfüßigen Wanderer stechen, hatten sich

vor diesem ungewohnten Getümmel in ihre Löcher zurückgezogen. Nur langsam rückten wir von der Stelle; so oft die Trommler ihre Trommeln über dem schnell aufflackernden Reisstrohfeuer scharf machten oder der Tanz einen Höhepunkt dramatischer Lebendigkeit erreichte, stockte der Zug, und wir standen wie eingekeilt zwischen den vom zweifelhaften Licht der dürftigen Fackeln phantastisch beleuchteten braunen und schwarzen Gestalten. Manchmal standen wir wahre Angst aus; die Dorfstraße war so eng, daß man mit ausgebreiteten Armen die gegenüberliegenden Wände berühren konnte; die Strohdächer schoben sich auf beiden Seiten noch weiter in die Straße herein und hingen soweit herunter, daß man nur ganz gebückt darunter hinwegkriechen konnte. Und zwischen diesen leicht wie Zunder brennenden Dächern tanzten die Fackelträger mit einer Sorglosigkeit dahin, daß wir jeden Augenblick fürchteten, die Strohhütten müßten in Flammen stehen.

Mitten auf der Dorfstraße lag ein altes, ungeschlachtes Götzenbild aus Stein; Kabis ließ den Zug halten und machte die Leute darauf aufmerksam, das sei der Götze, der sie früher in Angst gehalten und dem sie Tag für Tag ihre Opfer dargebracht hätten. Man merkte es ihnen an, mit dieser Furcht vor den Götzen hatten die Leute innerlich gebrochen; sie trampelten mit wahrem Vergnügen und mit lachenden Gesichtern auf der unförmlichen Steinmasse herum. Wir erwiesen den Leuten eine besondere Ehre, indem wir hier und da in ihre Behausungen eintraten. Besonders eine Hütte hat tiefen Eindruck auf mich gemacht. Wir krochen unter dem tief herunterhängenden Strohdach in den kleinen, viereckigen Hof; als befänden wir uns in einem feuersicheren Gewölbe, leuchteten die Ölfackeln vor uns her in jeden Winkel hinein. Die fünf Ochsen im Hofe, die unter den überhängenden Dächern gegen die Unbilden der Witterung Schutz fanden, starrten den unerwarteten Besuch mit großen Augen an. Wir wandten uns zwischen ihnen durch nach dem Hinterhause, dem eigentlichen Wohnhause: es um-

faßte nur ein einziges, schmales Zimmer mit grauen Lehmwänden und einem Lehm-Fußboden, Wohn-, Koch-, Eß-, Schlaf- und Vorratszimmer der ganzen Familie in einem. In der Ecke brannte ein kleines Feuer mit dem unvermeidlichen Reistopf darüber; rechts standen die hohen Gefäße aus ungebranntem Ton mit den freilich in dieser Notzeit sehr zusammengeschmolzenen Reisvorräten; in der Mitte lag auf dem nackten Erdboden ein kleines Kind schlafend, unwillkürlich schreckte man zurück, um nicht darauf zu treten. Es war die armselige Hütte des „kleinen Jakob"; kurze Zeit vorher war der verständige Mann zu Bruder Kabis gekommen und hatte zu ihm gesagt: „Vater, ist es nicht mit dem Christentum wie mit dem Reistopfe auf dem Feuer? Solange das Feuer des Glaubens und der Liebe im Herzen brennt, ist alles gut; das Herz wird reifer und besser; aber wenn das Feuer verlischt, dann kriechen, wie die Ameisen und anderes Ungeziefer in den Reis, so die argen Gedanken und Lüste in das Herz hinein und verderben es."

Wir waren todmüde, als wir gegen Mitternacht nach der Pandur-Kapelle zurückkehrten; der Koch hatte unser einfaches Abendbrot, die Reissuppe mit dem gebratenen Hühnchen, schon stundenlang für uns bereit gehalten; schnell aßen wir und hielten den Abendsegen, um dann unsere müden Glieder auf unsern Feldbetten zu strecken. Es war drückend heiß in der Kapelle, und die Eindrücke des Tages und des Abends waren zu fremdartig, zu mannigfaltig gewesen, als daß wir so bald hätten Ruhe finden können. Unsere treuen Paria verließen uns auch in der Nacht nicht; je zwei standen zu unsern Häupten und zu den Füßen, und unermüdlich wedelten sie uns mit ihren großen Palmyrablatt-Fächern Kühlung zu. Ich wachte wiederholt in der Nacht auf; so oft ich meine Augen aufschlug, sah ich zwei Parias über mir wedeln, während die beiden andern neben meinem Bette auf der bloßen Erde lagen und ein Stündchen schliefen, bis sie die andern wieder ablösten und uns Kühlung zufächelten. Welche rührende Liebe zu ihrem Kabis eijer (Lehrer) sprach

aus dieser freiwilligen Dienstleistung, für die sie eine Bezahlung weder verlangten noch erhielten. Endlich verschmolzen sich die tanzenden Parias, die qualmenden Fackeln, die niedrigen Strohhütten, die wedelnden Fächer zu einem wirren Bilde, ich schlief übermüde ein. —

Wir hatten die Nacht in der Kapelle von Pandur zugebracht; kaum brach der neue Morgen an, da waren wir wieder auf, denn die Morgenstunden sind in Indien, zumal in der heißen Zeit — und wir hatten noch fast unerträglich heiße Tage, — die erquickendsten und schönsten. Unsere Feldbetten waren schnell zusammengeschlagen und auf die Ochsenbandis verpackt; die übrigen Habseligkeiten wurden dazwischen verstaut; es blieb zwischen allen Kisten und Körben gerade noch ein Plätzchen für uns übrig, wo wir niederhocken, zur Not auch uns ausstrecken konnten. Noch eine Tasse erquickenden Kaffee und ein kurzer Morgensegen, dann fuhren wir in den frischen Morgen hinaus. Wir wollten an diesem Tage den beiden Dörfern Kanachawallipuram und Pattareiperumbudur, den Quellpunkten der Paria-Bewegung im Madras-Landdistrikte, einen Besuch abstatten. Unser Weg führte uns zunächst nach der Kapelle des ersteren Dorfes. Es war ein niedriges Lehmhäuschen mit nur je zwei viereckigen Fensteröffnungen zu beiden Seiten; auch die einfachste Dorfkapelle daheim ist gegen diese armseligen Lehmhütten noch eine vornehme Kirche; es geht eben draußen so viel einfacher und ärmer zu, als es sich die Missionsfreunde daheim denken. Und doch, mit wie liebevollen Augen sehen die Missionare diese niedrigen Lehmhütten an; sie wissen, durch wieviel Kampf und Not es hindurch gegangen ist, ehe sie dieselben bauen konnten.

Es war mir interessant, die Geschichte der Christianisierung der beiden Dörfer an Ort und Stelle zu hören, zumal ich die beteiligten Personen und Stätten mit eigenen Augen sehen konnte. Zuerst im Sommer 1893 hatte sich nur eine Familie zum Taufunterricht gemeldet. Dadurch war dem Kabis wenigstens die Möglichkeit geboten, in dem Dorfe christlichen Gottesdienst zu halten. Da noch keine Kapelle vorhanden war,

mußte vorläufig der Hof der Familie den gottesdienstlichen Raum abgeben. Die Gehöfte der nicht ganz armen Parias sind in dieser Gegend meist so gebaut, daß man unter dem weit herunterhängenden Dach der Straßenveranda hindurchkriechend durch die Hausthür in einen kleinen Hof gelangt, zu dem sich auf allen Seiten die Dächer tief abschrägen, so auf allen Seiten einen breiten, überdachten Raum lassend, der teils der Familie als Aufenthaltsort und Arbeitsstätte, teils auch dem Vieh bei Nacht und Unwetter als Unterschlupf dient. Auf diesem Hofe nun hielt Kabis in der ersten Zeit seine Gottesdienste; freilich kam es dabei vor, daß bei einem plötzlich hereinbrechenden Regenguße die aus ihrem Reiche vertriebenen Kühe und Büffel sich mit Macht zwischen den Andächtigen eindrängten und die Geduld des Predigers, der sich durch solche Zwischenfälle nicht beirren lassen durfte, auf eine harte Probe stellten. Endlich konnte die erste Taufe stattfinden; Kabis hatte an diesem Tage sein Zelt mitgebracht, um wenigstens bei dieser Feier nicht von den neugierigen Ochsen belästigt zu werden. Eine Waschschüssel diente als Taufbecken, fast das ganze Dorf umstand neugierig das Zelt, um der ungewohnten Feier zuzusehen. Mit der ersten Taufe war das Eis gebrochen; es fanden sich bald mehr Taufbewerber, und nach einem halben Jahrzehnt war das ganze Dorf bis auf einige Familien christlich; diese letzten aber wurden nicht durch Feindschaft gegen das Christentum zurückgehalten, sondern durch den Umstand, daß sie in einer angrenzenden Feldmark einigen eigenen Acker besaßen, der aber nach Pariaweise über und über verschuldet war; nun drohten die heidnischen Gläubiger, ihnen diesen Besitz zu nehmen, sobald sie Miene machten sich auch der christlichen Gemeinde anzuschließen.

Wir hätten auf unserm weiteren Wege vermeiden können, das Sudradorf Pattareiperumbudur zu durchziehen, da wir ja nur zu den christlichen Paria wollten, und bei der Feindschaft, welche die Sudra noch vor kurzem gegen ihre Paria zur Schau getragen hatten, wäre das wohl früher geraten gewesen. Allein

Kabis hoffte, daß ein merkwürdiger Umstand auch in dem Sudradorfe einen Umschwung zu Gunsten des Christentums werde herbeigeführt haben. Im Tamulenlande gehört meist zu jedem Sudradorfe ein Pariaviertel, das sog. Tscheri; die Sudra erlauben nämlich nicht, daß sich die Paria unmittelbar neben ihnen oder an der von ihnen befahrenen Verkehrsstraße ansiedeln, sie müssen sich ihre Lehmhütten abseits in den Reisfeldern oder in den Kaktusdickichten bauen. Die Leipziger Missionsleitung setzt mit einer gewissen Vorliebe in solche Pariatscheris Sudrakatechisten und Lehrer, weil diese den hochmütigen heidnischen Sudra gegenüber besser die Interessen der unterdrückten Paria wahren können. So sind auch der in dem Tscheri von Pattareiperumbadur stationierte Katechist und seine Frau Sudra. Da nun Kabis die Katechistenwohnung neben der Kapelle für den bisher in einer armseligen Mietswohnung im Pariatscheri hausenden Lehrer brauchte, machte er dem Katechisten den Vorschlag, er möge versuchen, in dem Sudradorfe ein Haus zu mieten oder zu kaufen. Er hoffte dadurch zugleich unter den Sudrabauern festen Fuß zu fassen und Einfluß zu gewinnen. Zuerst sträubten sich die heidnischen Sudra des Dorfes mit Händen und Füßen dagegen, weil der Katechist und seine Frau durch die Taufe ihre Kaste gebrochen hatten, also in den Augen der Heiden als unrein galten. Jene setzten aber trotzdem ihren Willen durch, und wir fanden sie mitten im Sudradorfe in einem bescheidenen Häuschen angesiedelt. Nun befand sich in diesem wie in den meisten Sudradörfern eine Sudraschule, allein dieselbe war in einem traurigen Zustande des Verfalls; sie konnte mit der von dem christlichen Parialehrer in dem Tscheri unterhaltenen Schule nicht wetteifern. Ich fand bei einem Gange durch das Dorf etwa ein Dutzend Schulkinder auf der erhöhten Lehmveranda eines Hauses hockend und sich gegenseitig das tamulische Einmaleins zuschreiend, der Lehrer hatte schon seit Wochen das Dorf verlassen, dieser private Eifer der Kinder war das einzige, was von der Schule noch übrig geblieben war. Diese Vernachlässigung ihrer Kinder hatte denn doch die

Herzen der Eltern weich gemacht, und sie hatten dem christlichen Sudrakatechisten die Bitte unterbreitet, in ihrem Dorfe eine neue Schule einzurichten; er dürfe darin soviel christliche Religion unterrichten, als ihm beliebe. Unter dem Vorwande, dieses Gesuch der Sudraväter zu prüfen, hielten wir unsern Einzug in dem Sudradorfe. Ich vermute, daß die Paria noch nie zuvor dort so hatten auftreten dürfen; wir zogen mit Fahnen und Trommeln ein und hielten einen richtigen Umzug durch die Straßen des Dorfes, niemand wehrte es uns.

Als wir an dem hohen, zweistöckigen Hause des hier wohnenden, schon erwähnten Dorfbesitzers Kuppusami vorbeikamen, sprach ich zu Kabis den Wunsch aus, einmal ein solches vornehmes Sudrahaus zu sehen. Da ich erst einige Wochen im Lande war, wußte ich nicht, daß ich eigentlich etwas Unmögliches erbat; denn da sogar der Schatten eines Europäers als eines Kastenlosen das Haus eines Sudra verunreinigt, ist es in den meisten Gegenden Indiens selbst einem Missionar, geschweige denn einem nur durchreisenden und mit Land und Leuten unbekannten Europäer fast unmöglich, über die Schwelle eines Hinduhauses vorzudringen. Kabis machte denn auch ein bedenkliches Gesicht; aber da er mir in seiner großen Güte meine Bitte nicht abschlagen wollte, ging er direkt auf den in seiner Hausthür stehenden Großgrundbesitzer zu und trug ihm meine Bitte vor, ich sei nach Indien gekommen, um die dortigen Verhältnisse möglichst gründlich zu studieren; ich habe noch nie Gelegenheit gehabt, ein vornehmes Sudrahaus zu sehen; ob er vielleicht die große Gewogenheit haben wolle, uns in sein Haus eintreten zu lassen. Wenn ich jetzt nachträglich bedenke, wie hartnäckig sich bei vielen späteren Gelegenheiten mir die Thüren der Hinduhäuser verschlossen, und daß gerade dieser Kuppusami sich früher als der ärgste Feind der Christen bewiesen und dem Missionar alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt hatte, so muß ich staunen, daß der Herr uns die erbetene Erlaubnis ohne jede Widerrede gewährte. Wir mußten uns erst einen Augenblick auf seiner

schönen Veranda niedersetzen, während er im Hause einiges für unsern Empfang in Ordnung brachte, das heißt offenbar, die Frauen beiseite schaffte, damit nicht etwa unsere verunreinigenden Blicke auf sie fielen. Wir hatten unterdessen Gelegenheit, uns die grotesken Fresko-Malereien an den Verandawänden und vor allem die feinen Holzschnitzereien der Hausthür, das Prunkstück jedes Sudrahauses, zu besehen. Dann durften wir eintreten, und Kuppusami führte uns selbst von Zimmer zu Zimmer bis hinauf zu dem flachen Dache, von dem wir eine prächtige Aussicht auf die im flimmernden Sonnenlichte brütende Tropenlandschaft um das Dorf her genossen. Die Anlage des Hauses erinnerte mich lebhaft an die Häuser der alten Römer; um ein durch beide Stockwerke sich erstreckendes Atrium zogen sich auf allen Seiten schmale Zimmer, die bei dem fast gänzlichen Mangel unserer europäischen Möbel trotz der phantastischen Malereien an den Wänden einen nüchternen, kahlen Eindruck machten. Als wir wieder in das untere Atrium zurückgekehrt waren und uns verabschieden wollten, ließ es sich Kuppusami nicht nehmen, uns mit köstlicher, frischer Milch zu bewirten. Dadurch, daß wir sein Haus betreten, seien wir seine Gastfreunde geworden; so müsse diese Gastfreundschaft auch in tamulischer Weise dadurch besiegelt werden, daß wir einen Trunk aus seiner Hand annähmen. Glücklicherweise hatte er nichts dagegen, daß wir seine gute Milch aus unsern rein gewaschenen Gläsern tranken, da wir nach tamulischer Sitte sein Trinkgefäß nicht hätten an die Lippen setzen dürfen. Es machte mir hernach Freude zuzusehen, wie der nun so freundliche Hauswirt auch unsern eingebornen christlichen Begleitern von der köstlichen Milch spendete, indem er sie ihnen in die offen gehaltenen Hände oder gleich in den offenen Mund eingoß. Natürlich hatten nur die Christen von Sudra-Abstammung sein Haus betreten dürfen, während die Pariachristen in respektvoller Entfernung draußen vor dem Hause warteten.

Nachdem wir dies Sudrahaus verlassen, zogen wir wieder mit wehenden Fahnen und wirbelnden Trommeln zum Sudradorfe hinaus und nach der Kapelle in der Nähe des Pariatscheri; dort hielten wir nach der üblichen Begrüßung und Bekränzung mit der großen, zusammengeströmten Volksmenge festlichen Gottesdienst. Dann waren wir aber von der großen Hitze und allen neuen, fremdartigen Eindrücken so erschöpft, daß wir uns nach dem Mittagbrot längere Zeit zurückziehen mußten, um für die Arbeit des Nachmittags neue Kräfte zu sammeln. Wir lagen in der drückenden Mittagsglut, die sich durch die hunderte, im Gottesdienst zusammengedrängten Parias der ganzen Kapelle mitgeteilt hatte, auf unsern schnell aufgeschlagenen Feldbetten. An Schlaf war nicht zu denken. Alle Augenblicke kamen ein paar arme Parias mit neuen Anliegen; hier war eine arme Witwe mit drei kleinen Kindern, der Hunger schaute ihnen allen aus den hohlen Wangen, sie hatten seit drei Tagen nichts zu essen gehabt und baten um Gottes willen um einen Bissen Reis, um sie vor dem schrecklichen Hungertode zu schützen; dort war ein armer, zerschlagener Paria, der dem Missionar sein Leid klagte, wie ihn sein Sudraherr um des Christentums willen mißhandelt habe; dort kam ein Familienvater und meldete sich und die Seinen zum Taufunterrichte an. Unmittelbar an die Kapelle stieß das Katechistenhaus, in dem nach der Übersiedelung des Sudrakatechisten in das Sudradorf ein christlicher Parialehrer Wohnung genommen hatte. Hier hatten die uns begleitenden Landprediger, Katechisten und Lehrer Unterkunft gefunden; sie waren von dem Gesang und Getrommel des Vormittags noch längst nicht befriedigt; ihre Spiel- und Sangeslust war geradezu unersättlich; Stunde auf Stunde spielten sie Weise auf Weise; nie hatte ich so gute Gelegenheit, die eigentümlichen Tonfolgen der seltsam verschlungenen tamulischen Weisen zu hören als in diesen schwülen, heißen Mittagsstunden, wo sich diese Tamulen ganz unbeobachtet glaubten und nach Herzenslust sangen und geigten. Daß mir diese sonderbaren Melodien schön geklungen hätten, kann ich nicht behaupten;

aber davon habe ich mich hinreichend überzeugt, daß die Tamulen sie überaus gern singen, und ich kann verstehen, daß im Seminar zu Trankebar nur bestimmte Nachmittage für den Gesang freigegeben sind, weil sich die sangeslustigen Jünglinge sonst zu tief in die Leidenschaft hineinsingen würden.

Am Nachmittag zogen wir von der Kapelle wieder nach dem Sudradorfe Pattareiperumbadur hinüber, um dort Heidenpredigt zu halten. Solche Straßenpredigt in einem dem Evangelium nicht mehr verschlossenen Dorfe hat ihren besonderen Reiz. Wir hatten unsere eifrigen Sänger mit ihren Violinen bei uns, um das Volk durch ihren Gesang und ihr Spiel anzulocken. Wir gingen an dem verschlossenen Dorftempel auf einer kleinen Erhebung zur Rechten vorüber; unter der Veranda des Dorfschulzen saß dieser mit Kuppusami in einem Gespräch vertieft — ohne Zweifel über den Besuch der Fremden in seinem Hause; wir widerstanden der Versuchung, dort Halt zu machen; wollte er hören, so konnte er zu uns kommen, nicht wir zu ihm. Wir stellten uns erst am Kreuzungspunkt der beiden das große Dorf durchschneidenden Straßen, dann an einer andern Ecke auf, Gesang und Ansprache wechselten ab, der Volkshaufe um uns mehrte sich zusehends. Die Landprediger und Kandidaten thaten ihr Bestes, und da Kabis die Güte hatte, mir den Hauptinhalt der Ansprachen zu dolmetschen, konnte ich den Verhandlungen mit Verständnis folgen. Der eine brauchte das biblische Bild von der Grube des Sündenelends, aus der wir uns selbst nicht herausziehen können; es muß ein außerhalb dieses Elends Stehender, ein sündloser Heiland kommen, um uns aus der Grube zu erretten. Der andere knüpfte an die vielen Sumeitangis, die Ruhebänke für die schweren Tragelasten, an den Landstraßen an; Christus ist unser Sumeitangi, auf den wir alle unsere Sorgenlasten werfen sollen. Der Abend war schon hereingebrochen, die Lumpenfackeln waren angesteckt, da machten wir zum dritten Male Halt, unversehens waren wir gerade vor Kuppusamis zweistöckiges Haus gekommen. Das war ein überaus buntes,

echt orientalisches Bild. Die ganze Straße war gedrängt voller Menschen, sie standen auf Steinhaufen, auf den erhöhten Veranden, selbst auf den flachen Dächern umher, und die reichlich wieder und wieder mit Öl getränkten Fackeln warfen ihr gespensterhaftes Licht auf die bunt bewegte Menge in ihren blauen, roten und weißen Gewändern. Wir wollten eben wieder mit unsern Ansprachen beginnen, da that sich drüben Kuppusamis Hausthüre auf, und er selbst schritt, gefolgt von einigen Dienern, über die Straße gerade auf uns zu. Vor uns stehend, hielt er an uns eine schwungvolle tamulische Rede, worin er seinem Danke lebhaften Ausdruck gab über die Ehre, die seinem Hause heute vormittag durch unsern Besuch zu teil geworden sei. Zum Schluß hing er Kabis und mir eigenhändig Jasminguirlanden um und besprengte uns mit Rosenwasser. So vor den Augen des ganzen Volks von ihrem vornehmsten Manne geehrt, hatten wir doppelte Freudigkeit, den einen Weg des Lebens zu verkündigen; hatten doch Kabis und die ortskundigen Landprediger die Überzeugung, daß noch vor einem Jahre ein solcher Empfang in diesem Dorfe und seitens dieses Erzfeindes der Christen unmöglich gewesen wäre. Es war das erste Mal, daß ich selbst Gelegenheit hatte, vor den Heiden das eine Heil und den einen Heiland anzupreisen; ich that es vor dieser unübersehbaren, andächtig lauschenden Menge mit großer Freudigkeit. Eben hatte ich geschlossen, da sah ich, wie unmittelbar aus dem Steinhaufen, auf dem ich stand, ein großer, sehr giftiger, schwarzer Skorpion hervorkroch. Schon wollten die barfüßigen Umstehenden kreischend davon laufen und damit die schöne Versammlung jäh stören, da hatte der Verwalter Maleia Pillay, mein geschickter Dolmetscher, die Geistesgegenwart, das Tier mit seinen derben Schuhen zu zertreten.

Da es finstre Nacht geworden war, wollten wir in unsere Kapelle zurückkehren; aber die Christen von Pattareiperumbadur und Kanachawallipuram baten beweglich, wir möchten doch in ihren Dörfern auch eine Prozession veranstalten, wie wir es

am Abend zuvor in Pandur gethan hatten. Zu unserer Überraschung hatten sie auch in der Stille schon alles dazu vorbereitet. Ein Haufe Fackeln war zur Stelle, die Trommler verursachten einen ohrenbetäubenden Lärm, blaues, grünes und rotes bengalisches Licht beleuchtete abwechselnd die schwermütige Nachtlandschaft, Raketen stiegen zischend in die Luft, Feuerräder sprühten nach allen Seiten ihre Funken, und dazwischen sang die unermüdliche Schuljugend ein geistliches und weltliches Lied nach dem andern. Auch die Heiden waren nicht müßig gewesen. Als wir mitten im Dorfe waren, kam uns eine heidnische Gegenprozession entgegen, sie trugen einen scheußlichen Ganesa mit langem Elefantenrüssel, ihren Dorfgötzen, mit Trommelklang und Fackelschein herum; aber wie kläglich war ihr Zug gegen unsere nach Hunderten zählende Menge! Unstreitig waren die Christen die Herren der Lage, und Kabis forderte die heidnischen Götzenträger spöttisch auf, sie möchten doch dem aus Europa gekommenen Sahib ihren häßlichen Gott einmal recht genau zeigen, der habe gewiß solch ein mißgestaltetes Ungeheuer noch nicht gesehen und wolle seinen Freunden daheim davon erzählen. Dann erklärte er mir unter dem schallenden Gelächter der christlichen Paria das Götzenbild in allen seinen Teilen auf tamulisch und deutsch. Die Heiden wagten keine Widerrede, sie zogen beschämt und kleinlaut ab.

Es war sehr spät, als wir wieder vor unserer Kapelle ankamen; wir waren todmüde, aber das Volk war noch längst nicht gesättigt; noch immer qualmten die Fackeln, knatterten die Schwärmer und zischten die Raketen, noch immer sang alt und jung ein christliches Lied nach dem andern. Sie hatten uns bald zur Ruhe gesungen.

Einige Tage später lag ich krank im städtischen Krankenhause in Madras; ein Malariafieber hatte mich gepackt. Es war nach den vielen Eindrücken der letzten Tage vielleicht heilsam für mich, daß ich auf kurze Zeit in die Stille geführt wurde. Eines Nachmittags wurde der Vorhang vor meinem Bette zurückgeschlagen, mein wackerer Dolmetscher Maleia Pillay trat ein und setzte sich neben mich; er erzählte

mir von Kanachawallipuram und Pattareiperumbudur und den andern Christendörfern. „Wissen Sie schon, welchen Erfolg des Missionar Kabis' und Ihr Besuch in Kanachawallipuram gehabt hat?" — „Nein, ich habe noch nichts gehört." — „Die letzten vier heidnischen Familien haben sich zur Taufe gemeldet. Sie hatten in jenen Tagen einen zu starken Eindruck von der Überlegenheit des Christentums erhalten; da mochten sie auch nicht mehr Heiden bleiben."

Majaweram.

* * *

Unter dem Namen Paria faßt man die große Gruppe von Kasten zusammen, welche unter den Sudrakasten im wesentlichen die breite, niederste Schicht des tamulischen Volkes bilden. Man hat sich daran gewöhnt, die niedern Kasten in ganz Indien Paria zu nennen und darunter ebensowohl die Mala und Madiga des Telugu-Landes wie die Tschamars der Nordwestprovinzen zu begreifen; allein für ein genaueres Missionsverständnis ist diese Bezeichnung irreführend; denn die socialen und ethnologischen Verhältnisse liegen bei diesen Kasten erheblich anders als bei den Paria des Südens. Nur bei den Tamulen in Südindien und Ceylon giebt es Paria im eigentlichen Sinne des Wortes. Das Wort Paria hat in Indien vielfach fast den Charakter eines Schimpfwortes bekommen, die führenden englischen Kreise haben sich deshalb bemüht, an seiner Stelle den farblosen Namen „Pantschama" einzuführen, — etwa „der fünfte Stand" (neben den vier, vom Gesetz Manus anerkannten Ständen der Brahmanen, Kschatrya, Vaisya und Sudra). Allein diese neue Bezeichnung lebt nur in den Akten und den Zeitungen, sie ist nicht populär geworden und wird es schwerlich jemals werden. Der alte Name „Paria" ist zu fest gewurzelt und zu charakteristisch.

Was sind nun die Paria?[1]) Nach der arischen Überlieferung soll die indische Gesellschaft aus vier Ständen be-

[1]) Genauer auszusprechen páreian (Einzahl), páreiar (Mehrzahl), den Ton auf der ersten Silbe; wahrscheinlich von dem tamulischen Worte părei (Trommel); nach anderer Deutung gleich pahari (Bergleute).

stehen, von denen die drei ersten — die Brahmanen, Kschatryas und Vaisyas — die Herrn, und der vierte, die Sudras, die Knechte sind. Allein dieser nordindischen Anschauung haben im Tamulenlande niemals die Thatsachen entsprochen; es hat hier wahrscheinlich zu keiner Zeit einen irgendwie zahlreichen und angesehenen Stand der Kschatrya oder Vaisya gegeben; das ganze Gefüge der indischen Gesellschaft hat sich durch das Fehlen dieser beiden Stände verschoben. Die Brahmanen, die Träger der arischen Kultur und der religiösen Überlieferung, haben sich zwar unbestritten dieselbe Herrscherstellung erworben wie in Nordindien, sie sind auch im Tamulenlande die „Erdengötter", die „Zweimalgeborenen", ohne deren Hilfe selbst die Götter nicht imstande wären, das Weltall in Ordnung zu halten. Allein nach ihnen sind die Sudra an die zweite Stelle gerückt und nehmen im wesentlichen die Stellung ein, die in Nordindien den Kschatryas und Vaisyas zukommt; sie sind die Ackerbauer und Landbesitzer, die Handwerker und Kaufleute, die Krieger und Könige der Tamulen, der Kern und das Rückgrat des Volkes. Man kann nun aber nicht sagen, daß weiterhin die Paria in den durch das Aufrücken der Sudra leer gewordenen Platz nachgerückt seien; sie sind vielmehr eher noch weiter heruntergedrückt, noch verächtlicher und abhängiger geworden; sie haben an den Gütern des Tamulen-Volkes, an seinem Grundbesitz und seinem Handel, an seiner Kultur und Litteratur, an seiner Religion und Philosophie im wesentlichen keinen Anteil; sie sind von der Region der Sudra durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt. Das gerade macht die charakteristische Eigenart des tamulischen Volkstums aus, daß dieser klaffende Riß zwischen den Sudra und den Paria hindurchgeht, daß unmittelbar neben und zwischen einem Volk von relativ hoher Kultur eine breite Volksschicht fast absoluter Unkultur, bodenloser geistiger und materieller Armut vorhanden ist. Soweit ich in Indien habe in Erfahrung bringen können, stehen sich nirgends Sudra und Paria oder die entsprechenden Kasten mit gleich ausschließender Schroffheit gegenüber.

Und doch würde es ein schiefes Bild geben, wollte man kurzerhand die Paria als die Hörigen und Knechte der Sudra bezeichnen; einmal geben sie sich schon dadurch als Kaste zu erkennen, daß sie durchaus nicht gleichmäßig über das Tamulenland zerstreut sind; es giebt Gebiete, wo sie fast bis zu 50 % der Bevölkerung ausmachen, und andere, wo sie fast ganz fehlen, oder nur einen verschwindenden Prozentsatz der Volksziffer bilden. In den weiten, wasserarmen und nicht sehr fruchtbaren Gebieten des Sengelpat-Distrikts, wo wir ihnen „im Madras Landdistrikte" bereits einen Besuch abgestattet haben, sind sie meist Erbpächter der Sudra und erfreuen sich einer verhältnismäßigen Selbständigkeit, ja bisweilen sogar eines gewissen, bescheidenen Wohlstandes. In dem fruchtbaren Kaweridelta, wo die Landwirtschaft ungeheure Erträge abwirft und darum jeder Besitzer vorzieht, seinen Acker selbst zu bauen, sind sie meist blutarme Hörige. Will man das Elend der Paria kennen lernen, so muß man es in Landdistrikten wie bei Majaweram studieren. Majaweram ist von Anfang an im wesentlichen Paria-Missionsstation gewesen.

Ich langte, von Tandschaur herkommend, an einem Sonnabend Vormittag auf dem Bahnhofe in Majaweram an. Ich hatte mich bei Missionar Zehme nicht für den Tag angemeldet und wurde deshalb von ihm nicht erwartet. Aber vor dem ziemlich geräumigen Bahnhof stand ein halbes Dutzend Ochsenbandi bereit, deren jeder sich gern meines Gepäcks und meiner Person bemächtigt hätte, und der „Zehme Eijer" (geistlicher Lehrer, Missionar Zehme) war eine so bekannte Persönlichkeit, daß der Wagen, in den ich hineingekrochen war und es mir bequem zu machen suchte, sofort den richtigen Weg nach der Missionsstation am andern Ende der Stadt einschlug. Majaweram ist wohl eine der schönsten Städte des Tamulenlandes; sie ist fast so im Grün der Kokospalme und Mango, der Banyanen und Plantanen, der Brotfruchtbäume und Tamarinden versteckt wie in Kolombo oder Kalikut. Nur wo rechts die Bazarstraße abbiegt, — eine vom lebhaften Volksgewühl durchwogte, von einem Palmblätterdach überschattete Galerie, — hat man eine

zusammenhängende Straßenreihe vor sich. Der Weg führt durch das Quartier der reichen Salier (Tschalier) oder Weber; sie haben ihre Webstühle auf offener Straße aufgebaut und spinnen wie unsere Seiler die buntschillernden Seidenfäden an langen Gestellen. Die schlanken, hochgewachsenen Kokospalmen fassen auf beiden Seiten die schmutzige, regendurchweichte Straße ein, die langen Wedel schlossen sich über uns fast zu einem Gewölbe zusammen. Links fuhren wir an einem verfallenen katholischen Kirchhofe vorbei; die Sudragräber innerhalb der elenden, niedrigen Lehmmauer waren verwildert, und die Gräber der armen Paria, denen man auf dem Kirchhof keinen Platz gewährt hatte, lagen davor im Sumpfe, ein wenig erfreulicher Anblick. Rechts stand am Wege ein kleiner, thönerner Elefant mit einer Opferbüchse auf dem Rücken; ab und zu legte ein Vorübergehender eine kleine Kupfermünze hinein; es galt eine öffentliche Sammlung für einen im Bau begriffenen Götzentempel, und so groß ist bei den Heiden die Furcht vor dem Zorn der Götter, daß sich niemand an den fast offen daliegenden Opfergaben zu vergreifen wagt.

An einem kleinen Hindutempelchen mit wunderlichem Aufsatz und einem hohen, eleganten, zweistöckigen Hinduhause vorbei bogen wir in das große Leipziger Missionsgehöft ein, von dem der luftige Kirchturm mit seiner hochragenden Spitze uns schon von weitem gegrüßt hatte. Geschwister Zehmes nahmen mich mit herzlicher Gastfreundschaft auf, und ich verlebte in ihrem Hause schöne, lehrreiche Tage. Ihr Haus macht freilich von außen keinen sonderlich eleganten Eindruck, es ist mit sog. Kitus, den geflochtenen Wedeln der Kokospalmen, eingedeckt und sieht fast wie ein nicht gut gehaltenes, weit herunterhängendes Strohdach aus. Aber innen ist es geräumig und hat hohe, luftige Zimmer. Vor allem hat es eine entzückende Lage in einem großen Garten, dessen alte, weitästige Mangobäume wegen ihrer köstlichen Früchte bekannt sind; die langblättrigen Bananen gedeihen in dem feuchten Boden mit großer Üppigkeit, und die fast zu einem Kokoswalde sich zusammenschließenden Kokospalmen liefern stets neuen Vorrat an Kitus

und saftigen Kokosnüssen. Es ist erstaunlich, mit welcher Gelenkigkeit die Eingeborenen an den hohen, glatten Stämmen hinauf- und herunterklettern. Nirgends im Tamulenlande trat mir in einem Missionsgarten die unerschöpfliche Üppigkeit und Produktionskraft des durch reichliches Wasser von unten und von oben befruchteten Bodens so erstaunlich entgegen wie hier. Ich habe später in Purulia, Rantschi und auf andern Goßnerschen Missionsstationen in Tschota Nagpur ausgedehnte, prachtvolle Gartenanlagen gesehen, allein das sind Gemüsegärten nach unsern deutschen Begriffen, wenn auch in indischer Fülle; hier in Majaweram wuchert auf Schritt und Tritt die ungebändigte Tropennatur in überquellendem Reichtum.

Nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, zeigten mir Geschwister Zehmes ihre Station, vor allem ihre Pariamädchen-Kostschule. Da die meisten Familien, die sich den indischen Missionen anschließen, sehr arm sind, giebt es überall eine große Anzahl von Kindern, welche für ihre Erziehung auf die Barmherzigkeit der Missionare angewiesen sind. Viele Waisen haben überhaupt keinen Versorger und würden, sich selbst überlassen, zu Grunde gehen. In andern Fällen sind die armen Tagelöhnerfamilien nicht in der Lage, irgend etwas an die Erziehung ihrer Kinder zu wenden; oder es ist in ihren elenden Dörfern der Mission unmöglich, Schulen einzurichten. Bisweilen mögen sich auch strebsamere Eltern nicht mit dem mangelhaften Unterricht begnügen, den die armseligen Missionsdorfschulen bieten, und schicken ihre Kinder zu besserem Unterrichte nach der Station. Der Mission muß daran liegen, auf die begabteren Kinder besonderen Einfluß zu gewinnen, weil aus ihrer Mitte der Stamm der Lehrer und Katechisten und ihrer Frauen sich ergänzt. So sind die Kostschulen in der Regel ein wichtiger, wenn auch oft beschwerlicher und kostspieliger Bestandteil der Mission. Besonders schwierig ist in diesen Anstalten die Aufgabe der Erziehung. Könnte die Missionsleitung ohne Umstände unsere deutschen Begriffe und Anschauungen von Waisenhäusern auf das indische Missionsfeld übertragen, so würde sich vieles einfacher gestalten. Aber dann

würden die armen Kinder auch in unsere deutschen Anschauungen und Ansprüche hineinwachsen; damit wären sie für ihr Volk und ihre Lebensstellung verdorben. Der Missionar muß die große Selbstverleugnung üben, sich in den Anschauungs- und Gedankenkreis, die Bedürfnisse und Sitten der Paria einzuleben und dann versuchen, indem er diesen Zuschnitt sorgfältig aufrecht erhält, das ganze Leben der Kinder mit christlichem Geiste zu durchdringen. Um diese Erzieheraufgabe zu lösen, bedarf es vieler Liebe und vieles Taktes, und das um so mehr, je armseliger und öder die Verhältnisse in den Pariahäusern sind, aus denen die Kinder stammen. Nur Paria sind in dem Mädchenkosthaus in Majaweram. Die Leipziger Mission hat allerdings, zumal in den in der Hauptsache aus dem achtzehnten Jahrhundert stammenden Stadtgemeinden, auch zahlreiche arme Sudrachristenfamilien, und sie fühlte die Notwendigkeit, auch für deren heranwachsende Mädchen etwas zu thun. Obgleich es sich nun lediglich um Kinder christlicher Familien handelte und man meinen sollte, daß bei diesen auf die Kaste nicht soweit gehende Rücksicht genommen zu werden brauche und dürfe, hat es die Missionsleitung nicht gewagt, die armen Sudramädchen mit den armen Pariamädchen zusammenzuthun, sondern hat lieber für die Sudramädchen eine eigene Kostschule eingerichtet.[1]) Man ließ sich bei dieser bei der übergroßen Kastenempfindlichkeit in Südindien allerdings auffälligen Kastensonderung ausschließlich von pädagogischen Gesichtspunkten leiten: die ganze geistige Atmosphäre, aus welcher die Sudramädchen stammen, ist eine gehobenere, geistig belebtere; ihre künftige Lebensstellung muß eine andere, höhere sein; bei einem Zusammenleben der Sudramädchen mit den Paria würden aller Wahrscheinlichkeit nach nur die ersteren auf das Niveau der letzteren heruntergezogen, nicht die andern gehoben werden, einmal weil sie unter mehr als 100 Pariamädchen eine verschwindende

[1]) Es ist jedoch zu bemerken, daß die Pariakostschule in Majaweram bereits überfüllt ist und immer mit Pariamädchen überfüllt sein wird; sie wäre zur Aufnahme der Sudramädchen nicht imstande gewesen.

Minderheit sein würden, und dann, weil sie durch die Tischgemeinschaft mit den Paria ihren Sudracharakter und die ihnen dadurch angeerbte Respektabilität verlieren würden. Gerade bei der Erwägung solcher pädagogischer Fragen tritt einem die ungeheure Schwierigkeit und die verhängnisvolle Tragweite der Kastenfrage entgegen; und wenn auch weit die überwiegende Mehrheit der Missionsfreunde mit mir der Ansicht sein wird, daß innerhalb der Christengemeinde auf die Kaste so wenig als irgend möglich Rücksicht genommen werden sollte, so habe ich es doch im einzelnen Falle ungemein schwierig gefunden, die starken sachlichen Gründe für eine abweichende Praxis durch Gegengründe zu entkräften. Die Kaste läßt sich eben mit Theorien nicht überwinden, und es hat mich oft überrascht, zu sehen, wie selbst entschiedene theoretische Kastengegner in der Praxis einschneidender Entscheidungen ganz ihren Prinzipien entgegenstehende Entschlüsse faßten.

Arm und einfach, wie das Mädchenkosthaus in Majaweram mit seinen gegen hundert Insassen ist, war es mir doch eine Freude, darin zu weilen, weil ich fühlte, daß ein guter Geist darinnen weht, und daß ein Band rührender Liebe die Pflegeeltern und die Kinder verbindet. Natürlich werden die Mädchen zu allen häuslichen Arbeiten ihres Standes angehalten, sie stampfen jeden Morgen ihren Reis und worfeln ihn, um die abgelösten Hülsen zu entfernen und den reinen Reis zurück zu behalten; sie holen in den landesüblichen irdenen Krügen das Wasser vom großen Ziehbrunnen, reiben die Zukost zum Reis und flechten in der freien Zeit Kokoswedel zu Kitus. Besonders freuen sie sich auf die Schummerstunde am Abend, wenn sie nach Herzenslust singen dürfen, sind doch die Tamulen ein besonders sangeslustiges Völkchen. Dabei führen sie auch mit großer Geschicklichkeit ihre Reigen auf, die, halb Tanz, halb Spiel, ein gut Stück indischer Poesie in sich schließen.

Diese von den Engländern eingeführten oder wenigstens ausgebildeten und vervollkommneten Singspiele sind der indischen Kinder Lust; wohin ich in Südindien in Mädchenschulen kam, da machten die Lehrer ihren Kindern und mir

die Freude, mir einen oder einige solche „action songs“ vorzuführen. Das eine Mal zog ein König mit großem Gepränge in seiner Hauptstadt ein; ein ander Mal wurde eine Jagd dargestellt; dann gab es eine Hochzeit, das Hauptereignis im Leben eines indischen Mädchens, oder die verschiedenen Verrichtungen des Reisbaues von der Aussaat bis zur Ernte wurden vorgeführt. Bei dem kunstvollsten Singspiel, das ich wiederholt gesehen haben, hat jedes Kind einen der in einem dichten Bündel von oben herabhängenden, bunten Fäden in der Hand; indem sie sich nun nach dem Takte einer ihrer einfachen Weisen und unter dem Gesange eines eintönigen Liedes vorwärts, rückwärts und im Kreise drehen, flechten sie die vielen bunten Fäden zu einem regelmäßigen Muster zusammen und lösen dasselbe hernach in genau umgekehrter Reihenfolge wieder auf; sie üben diesen Reigen so sorgfältig ein, daß sie das verwickelte Muster flechten und lösen, ohne nach oben zu sehen.

Es ist sehr schwer, — die Missionare haben sich damit besondere Mühe gegeben, — zu den tamulischen Melodieen einfache, dem Verständnisse und Anschauungskreise der Kinder angemessene Weisen zu dichten; und die Kinder sind unermüdlich, solche Lieder aufzufassen und zu lernen. Zehmes erzählten mir, daß sie ihren Pfleglingen keine größere Freude bereiten könnten, als daß sie recht oft in ihr einfaches Waisenheim kämen und sich ihre Lieder vorsingen und spielen ließen; und es vergehe kaum eine Woche, daß sie nicht mit einem neueingeübten Liede überrascht würden. Kurz bevor ich in Majaweram war, hatten die gastfreien Missionsgeschwister einem jungen Missionarspaare die Hochzeit ausgerichtet; das war natürlich auch für die Kostmädchen ein großes Ereignis gewesen; für den Festtag hatten sie ein ganzes Repertoir neuer Lieder eingeübt; es machte mir Freude, den Eifer zu sehen, mit dem sie mir diesen neuen Schatz vortrugen.

An einem der nächsten Tage fand eine Hochzeit in der Kostschule statt; die anmutige, sechzehnjährige Njanamal heiratete einen verhältnismäßig begüterten christlichen Bauernsohn

Samuel in Ulutukuppei. Da Njanamal keine Eltern hat, die für sie sorgen könnten, richteten Zehmes die Hochzeit aus. Die Ausstattung ließ an Einfachheit nichts zu wünschen übrig; in einem bunten Blechkoffer erhielt die Braut eine Eßschüssel, einen messingenen Wassertopf, eine große Matte, ein neues Silei (Stück Zeug, welches als Kleid getragen wird), ein Handarbeitszeug und ein Kalkbüchschen mit einer Betelschere für das unvermeidliche Betelkauen. Dazu eine Bibel, ein Gesangbuch und ein Liederbuch. Da es mir Freude machte, das arme Kind zu beschenken, bat ich Frau Missionar Zehme, ihr noch eine Reisschüssel, ein Trinkgefäß und eine kleine Lampe aus Messing zu besorgen. Njanamal kam sich mit dieser Ausstattung, die alles in allem nicht 10 M. gekostet hatte, sehr reich vor und wurde von ihren Gefährten sehr beneidet.

Die Trauung fand selbstverständlich, da Braut und Bräutigam Christen waren, in der Kirche statt. Die Braut zog mit der ganzen Kostschule von dem Missionshause dorthin. Sie hatte sich in ihrer Weise festlich geschmückt; das schwarze Haar war mit duftenden weißen Blumen durchflochten; in den Ohren, der Nase, am Halse, an den Armen und Füßen prangte viel glänzender Schmuck, — das meiste wertloser Tand, der wertvolle Silberschmuck von Freunden und Verwandten oder auch von den Lehrerinnen zusammengeborgt. Sonst trug sie ein einfaches, blaues Druckkleid und ein rotbraunes Obergewand; das Schönste in ihren Augen war, daß sie Gesicht und Hände mit Safran gelb gefärbt hatte; offenbar erschien sie so auch ihrem Bräutigam, der schon in der Kirche wartete, besonders lieblich. Während der Traurede standen zwar beide neben einander vor dem Altar, sie mußten aber nach feiner Sitte so thun, als gingen sie sich gar nichts an, und eine der „Brautmütter" stieß die Braut, die sich gar zu sehr abseits stellte, ein paar Mal unsanft zu ihrem Bräutigam hin. Der Höhepunkt der Feier war, als der Bräutigam ihr das Tali, das goldene Ehemedaillon, das unserm Trauring entspricht, umband. Dann wurden Bräutigam und Braut von der ganzen Hochzeitsgesellschaft, zuerst von Herrn und Frau

Zehme, dann von mir und andern mehr, bekränzt, — der Einfachheit wegen immer mit denselben Kränzen, die so von einem zum andern wanderten. Es liegt doch ein gut Stück missionarischer Weisheit darin, die Christen auch als Pfleglinge der Mission in ihren väterlichen Sitten zu erhalten, und nur dasjenige davon auszumerzen, was unbedingt heidnisch und abgöttisch ist. Es ist heute ein allgemein anerkannter Grundsatz, daß die Mission bei jedem Volke so national wie möglich gestaltet werden müsse. Es ist ein Verdienst der Leipziger Mission, daß sie diesen gesunden und wichtigen Grundsatz von Anfang an mit der peinlichsten Sorgfalt beobachtet hat; das war für sie um so bedeutungsvoller, weil sie unter einem Volke von besonders fest gefügter und mannigfaltig ausgebildeter Sitte und Seite an Seite mit englischen und amerikanischen Gesellschaften steht, welche für das fremdartige Volkstum meist auffallend wenig Verständnis zeigten. Ich hatte später Gelegenheit, einer Eingeborenen-Trauung in einer englischen Kirche beizuwohnen; da trug die Braut Kranz und Schleier, bei der Trauung wechselten Braut und Bräutigam die Ringe, nachher gab es den üblichen englischen Hochzeitskuchen und den Aufbau der luxuriösen Geschenke, alles echt englisch selbst bis auf die in Goldschrift gedruckten Traulieder, — nur nicht indisch! Ich muß doch sagen, daß mir die einfache Trauung in Majaweram mit der safrangelb gefärbten Braut besser gefallen hat!

Der Mittelpunkt des Lebens und der Arbeit ist in Majaweram wie auf jeder Missionsstation die Kirche; sie wird an Sonn- und Werktagen ordentlich ausgenutzt; ich glaube, daß von wenigen Kirchen daheim so ausgiebig Gebrauch gemacht wird. Das erste, was ich außer der erwähnten Trauung in ihr erlebte, war ein Kuhtam, eine Monatsversammlung der Missionsdiener. Majaweram ist eine große Station mit einem ausgedehnten Bezirke; in ihm sind drei braune Pastoren, zwei Kandidaten und gegen dreißig Katechisten und Lehrer angestellt. Der Missionar hat das Bestreben, mit allen diesen Helfern in regem Verkehr zu bleiben. Eins der wichtigsten Mittel dazu sind die monatlichen Zusammenkünfte. Der

Missionar ist gewiß, daß sie alle, wenn irgend möglich, dazu kommen, denn er zahlt ihnen in diesen Tagen ihr Gehalt aus. Er benutzt die Gelegenheit möglichst ausgiebig, um sie auch in ihrem Berufe zu fördern. Bei unserm Kuttam mußten nacheinander drei von den Katechisten predigen und ein vierter mit den kleinen Kindern über eine der Bitten katechisieren. Da Bruder Zehme so freundlich war, mir alles Wesentliche zu dolmetschen, war ich imstande, der Verhandlung mit Verständnis zu folgen. In der sich anschließenden Kritik zerzausten sich die braunen Leute für ihre allerdings nicht hervorragenden Leistungen weidlich. Nur von den fachmännisch ausgebildeten Pastoren und Kandidaten kann erwartet werden, daß sie selbständig eine gute Predigt ausarbeiten lernen. Die Katechisten sollen sich an gedruckte Vorlagen halten; das legt der Mission wieder die Verpflichtung auf, für eine gute Predigtlitteratur in Tamil zu sorgen, — einer der frommen Wünsche dieser wie der meisten indischen Missionen.

Da die Missionshelfer gehört hatten, daß ich an diesem Kuttam teilnehmen werde, hatten sie dem seltenen Gaste zu Ehren eine Bhadschanai oder Singpredigt veranstaltet. Der eifrige Katechet Immanuel aus Pommanur hatte zur Feier des Tages ein großes Gedicht verfaßt, in dem er die Einheit der Kirche in Christo, ihrem Haupte, pries, offenbar, um die Einigkeit im Geist zu rühmen, welche die braunen Christen Indiens mit ihren weißen Freunden aus Europa verbindet. Die musikalische Vorführung fand am Abend in der spärlich erleuchteten Kirche statt. Immanuel trug seine endlos langen Recitative in eindrucksvollster Weise vor- und rückschreitend und lebhaft mit den Händen arbeitend, nach eigener Melodie singend vor. Unter der Kanzel saßen und standen die andern Katechisten und Lehrer mit Violinen und Zimbeln, den Gesang nach ihrem musikalischen Verständnis frei begleitend. Hinter uns saßen die Mädchen der Kostschule, mit denen die eingestreuten Chöre nach festen Melodieen eingeübt waren. Und im Schiff der Kirche hockten mehr als hundert zerlumpte und verwilderte Paria, meist neu aus dem Bezirk gekommene

Katechumenen, die mit atemloser Spannung an den Lippen des Vorsängers hingen; offenbar hatten sie etwas so Großartiges und Schönes in ihrem Leben noch nicht gehört. Wir saßen länger als eine Stunde in der Kirche; da aber bis dahin der Sänger nur eben von der Einleitung bis in den ersten Teil seines Gedichtes vorgedrungen war, beschlossen wir uns durch ein ordentliches Abendbrot für den weiteren Genuß zu stärken. Leider trat dann bei mir Fieber auf, so daß ich nicht in die Kirche zurückkehren konnte. Bruder Zehme erzählte mir am nächsten Morgen, daß der Sänger noch bis zehn Uhr nicht an seinen dritten Teil gekommen sei, und Immanuel sei ebenso unermüdlich gewesen zu singen wie seine Gemeinde zuzuhören.

Ich habe mir bei jeder passenden Gelegenheit in Indien indische Musik vorsingen und vorspielen lassen; ich habe sie in der europäischen Kunstform drei- und vierstimmigen Gesangs und in der elementaren Form des Volkslieds reichlich zu hören bekommen. Mein Ohr hat sich nie daran gewöhnt, ich habe weder die Melodieen schön finden können, noch ist es mir möglich gewesen, sie wegen ihrer Fremdartigkeit im Gedächtnis festzuhalten. Wie mir, ergeht es den meisten Missionaren; ich habe nur einen unter ihnen gefunden, der gute indische Musik machte; viele finden sie im Grunde der Seele abscheulich und pflegen sie nur um ihrer Christen willen. Aber bei allem Mangel an Verständnis für diese „Musik" habe ich mich doch immer wieder davon überzeugen müssen, daß die Eingeborenen sie leidenschaftlich lieben, und daß die Mission eine große Verpflichtung hat sie zu pflegen. Niemals trat mir das deutlicher entgegen als an diesem Abend und in dieser eigenartigsten gottesdienstlichen Feier, die ich in Indien erlebt habe. Die musikalischen Anlagen der indischen Volksstämme sind so ungleich wie die der europäischen Völker; die den Tamulen am nächsten stammverwandten Malayalen in Malabar haben so wenig musikalische Neigungen, daß sie von sich aus kaum ein halbes Dutzend Volksmelodieen hervorgebracht haben. Aber die Tamulen sind

ein in ihrer Art hochmusikalisches Volk; sie lieben Musik und Gesang über die Maßen. Mir ist es überall so vorgekommen, als fehle den Missionen ein hervorstechender nationaler Zug, welche die indische Musik nicht pflegen. Allerdings meines Wissens nur die englisch-kirchliche Mission Travankor geht so weit, daß sie in ihren Hauptgottesdiensten nur Bhadschans oder Kirtans singen läßt; das ist entschieden zu weit gegangen; weder an musikalischem Gehalt noch an religiöser Tiefe können sich diese indischen Lieder mit unsern Chorälen oder religiösen Volksliedern messen; sie dürfen dieselben deshalb nicht verdrängen, das wäre eine Beraubung der indischen Kirche.

Am nächsten Morgen gingen wir wieder in die Kirche, ich sollte ebenso überraschende wie eigenartige Seite des Missionslebens kennen lernen. Alle Missionsgesellschaften kommen mehr und mehr zu der Überzeugung, daß die Lehrunterweisung vor der Taufe, das sogenannte Katechumenat, eins der wesentlichsten Momente für eine gesunde Entwicklung des Gemeindelebens ist. Nur geht die Praxis der Gesellschaften in Bezug auf diese entscheidenden Wochen und Monate weit auseinander. Die Leipziger Mission sammelt nach Möglichkeit während dieser Zeit die Katechumenen auf den Hauptstationen und zahlt ihnen, um ihnen hier den Lebensunterhalt zu ermöglichen, eine kleine tägliche Unterstützung von — wenn ich nicht irre — 9 Pf. für die Person. Auf Stationen, welche starken Zuwachs haben, giebt das zu Zeiten ein großes Zusammenfluten von Menschen, die meist zu den ärmsten und elendsten ihrer Dörfer gehören.

Prinzipiell scheint mir das, offen gestanden, nicht richtig zu sein; denn die Eingeborenen werden dadurch während dieser ganzen Zeit von der Mission gefüttert und sind von der zu Hause ihrer wartenden harten Arbeit befreit. Mehr als einmal haben verschlagene Paria den Versuch gemacht, nach empfangener Taufe die Lernzeit noch ein zweites oder drittes Mal zu genießen, — um der damit verbundenen Annehmlichkeiten willen, zumal wenn inzwischen ein neuer Missionar angezogen war, der die Verhältnisse noch nicht genau kannte. Auch ist selbst

diese geringe Geldunterstützung zumal in Notzeiten für die armen Parias schon eine Versuchung; viele denken, es sei immer noch besser, drei Monate auf der Station zu lernen, als Hunger zu leiden. Mir scheint die Basler Praxis angemessener zu sein, wo die Katechumenen während ihrer Taufvorbereitung ihren Lebensunterhalt mit harter Arbeit in den Missionsindustrieen verdienen müssen. Aber ich muß zugeben, daß die Gründe, welche die Leipziger zur Rechtfertigung ihrer Praxis unter ihren besondern Verhältnissen anführen, von Gewicht sind. Es ist unmöglich, in alle die Dörfer Katechisten zu schicken, wo sich Taufbewerber melden. Es ist für die armen Paria von großem Segen, wenn sie einmal auf kurze Zeit aus den armseligen Verhältnissen ihrer elenden Dörfer herausgenommen werden; es geht ihnen auf der Station eine neue, höhere Welt auf; sie nehmen an dem reichen, gottesdienstlichen Leben derselben teil, und dieser Anschauungsunterricht ist für die dumpfen, stumpfen Geister fast wertvoller und wirksamer als alles, was sie auswendig lernen. Zudem sind sie zu Hause mit harter Arbeit so geplagt, daß sie weder Zeit noch Kraft hätten, ordentlich zu lernen, und wenn sie nicht wenigstens einmal einen ordentlichen Anfang gemacht haben, den christlichen Glauben kennen zu lernen, so wird es nie etwas mit ihnen, haben sie doch nie zuvor eine Schule besucht oder überhaupt irgendwie ihr Nachdenken und Verständnis anregen lassen. Man erkennt die Knaben und Mädchen, die einige Jahre in den Kosthäusern der Mission gelebt und gelernt haben, oft schon auf den ersten Blick; der Segen dieser Jahre bleibt ihnen ihr Leben lang; entsprechenden Segen nehmen in vielen Fällen, wie mir die Missionare versicherten, auch die Neugetauften von den Stationen mit heim.

Majaweram hat in diesen Jahren von allen Leipziger Stationen nächst Madras die meisten Taufen, dementsprechend auch die größten Katechumenen-Zahlen gehabt; zur Zeit meiner Anwesenheit befanden sich gegen 180 Katechumenen auf dem Missionsgehöft. Das ist für den leitenden Missionar eine

schwere Last und eine große Verantwortlichkeit. In Deutschland würde man sich arg den Kopf zerbrechen, wenn auf einem Pfarrgehöfte wochen- und monatelang 150—200 Menschen einquartiert werden sollten. In Indien macht das zum Glück weniger Not. Unmittelbar neben der Einfahrt in das Missionsgrundstück sind hinter der Wohnung des Stations-katechisten um einen engen Hof herum niedrige Häuser mit vielen Zimmern aufgeführt, zu denen nur die Eingänge an dem Haus des Katechisten vorbeiführen, so daß dieser alle unter Augen hat, die kommen und gehen. Dort hausen die Katechumenen familien- oder abteilungsweise bei Nacht. Ihre Mahlzeiten bereiten sie auf dem großen, freien Platz vor der Kirche. Es war mir ein fesselnder Anblick, wenn die dunkelbraunen oder schwarzen Gestalten in Gruppen um die zahlreichen, lustig brennenden Feuer hockten, zumal wenn das Abenddunkel hereingebrochen war und nur von den Kochfeuern das Licht ausstrahlte, das die dunkeln Gestalten wunderlich beleuchtete!

Den Tag bringt alt und jung meist in der Kirche zu, um zu lernen. Man macht sich doch daheim, wo wir von Kind auf zu lernen gewohnt sind, keinen Begriff, wie schwer alten Leuten das Lernen auch der einfachsten Sprüche wird, die noch nie einen Anfang damit gemacht haben. Eine Missionarsfrau erzählte mir, sie habe drei Wochen lang jeden Tag eine Stunde lang versucht, einer alten Katechumenin das erste Gebot beizubringen; schließlich habe sie wenigstens den Inhalt verstanden, aber den Wortlaut sich anzueignen, sei sie außer stande gewesen. Da ist also das Lernen harte Arbeit. Missionar Zehme sucht es den Leuten auf alle Weise zu erleichtern; er teilt sie nach ihrem Alter, ihren Gaben, ihren Familien u. s. w. in lauter kleine Gruppen von 3, 6 oder 8 Alten oder Jungen und stellt für jede derselben einen Vorbeter an, der seinen Schülern einen bestimmten Abschnitt so lange vorsprechen muß, bis sie ihn auswendig wissen. Woher aber die 30—40 Vorbeter für 180 Leute bekommen? Da muß die Not erfinderisch machen. Jeder, der selbst seinen Katechismus kann, ist imstande, andern den Wortlaut einzuprägen, und auf Er-

klärungen brauchen sie sich nicht einzulassen. Da müssen also Christenmänner und -frauen, ältere Schulknaben und -mädchen und, wer irgend sonst zur Hand ist, aushelfen. Es ist ein merkwürdiger Anblick, wenn man in die Kirche tritt und sieht an jedem Pfeiler, in jedem Winkel ein Häuflein meist zerlumpter, schmutziger Katechumenen auf der Erde hocken und davor einen Lehrer, vielleicht ein Bürschlein von vierzehn Jahren, der wieder und wieder dieselben Worte vorsagt und nachsprechen läßt. Das ist ein Gesumme und Geschwatze nicht gerade sehr feierlich, aber ohne Zweifel praktisch. Und da die Lehrer und Schüler jeden Tag fünf bis sechs Stunden an ihrer Arbeit sind, sollte man doch meinen, daß sie in drei Monaten wenigstens den Wortlaut der ersten drei Hauptstücke und einige Kernsprüche gelernt haben müßten.

Der eigentliche Katechumenen-Unterricht geht nebenher; den erteilt nach Kräften Missionar Zehme selbst, möglichst täglich wenigstens eine Stunde. Da sammeln sich alle Katechumenen in zwei langen Reihen im Schiff der Kirche, so daß er bequem zwischen ihnen auf und ab gehen kann. Ein kurzes Gebet eröffnet die Stunde; diese unwissenden Leute müssen ja alles erst lernen; sie wissen noch nicht, was beten sei, und wie sie sich dabei zu verhalten haben. Zehme kniet vor ihnen nieder und läßt sie dasselbe thun; gewiß werden die meisten gleich mit ihrer Stirn den Erdboden berühren, wie sie es von ihrem heidnischen Götzendienst, gewohnt sind; es muß ihnen gezeigt werden, daß das nicht erforderlich ist. Dann sollen sie die Hände falten, ein ganz ungewohnter Brauch, und nun gar die Augen schließen, das finden sie zuerst sehr merkwürdig. Nun beginnt Bruder Zehme seine Katechisation, wieder indem er zuerst den betreffenden Katechismusabschnitt vorsagt und nachsprechen läßt. Dann fügt er seine einfachen Erklärungen an, so einfach, wie wir sechsjährigen Kindern die Gebote auslegen. Länger wie eine gute halbe Stunde sind die alles Denkens ungewohnten Leute nicht imstande aufmerksam zu sein. Dann schließt Zehme mit einer kurzen Ermahnung und einem Gebet. Damit ist aber seine Arbeit nicht zu Ende. Er entläßt die Kate-

chumenen einzeln; jeder hat beim Hinausgehen den christlichen Namen zu sagen, den er später bei der Taufe erhalten soll; sie sollen ihn sich bei Zeiten einprägen, sonst vergessen sie ihn später nach der Taufe wieder. Dann sind da fast jede Woche neue Gesichter, die Zehme noch nicht kennt; er möchte nach Möglichkeit nicht nur alle seine Katechumenen, sondern auch ihre Familien, ihre Dörfer, ihre Verhältnisse kennen; so fragt er sie einzeln aus, läßt ihre Verwandten kommen, forscht nach den Beweggründen ihres Übertritts u. s. w. So gehen Stunden dahin, ehe der Missionar aus der Kirche den Heimweg antreten kann, und der Katechumenen-Unterricht wird wirklich zu einem Stück Lebensarbeit.

Majaweram ist der Mittelpunkt der Arbeit; ich wollte aber auch von dem Umkreis, von den Verhältnissen im Distrikt einen Einblick gewinnen. Zehme hatte die Freundlichkeit, zu diesem Zwecke während meines Aufenthaltes auf seiner Station mehrere Ausflüge zu unternehmen, auf welchen ich einen tiefen Blick in das Elend der armen Parias und die Rettungsarbeit der Leipziger Mission gewann.

Ich hatte einen Abstecher nach der nördlich von Majaweram gelegenen Station Schialy gemacht, um dort die Oberrealschule (high school) der Leipziger Mission kennen zu lernen. Am nächsten Morgen um 8 Uhr sollte ich auf dem Bahnhof Antandavapuram wieder mit Zehme zusammentreffen. Morgens 4 Uhr weckte mich ein wahrhaft sindflutartiger Regen, der prasselnd und klatschend auf das Dach des Missionshauses von Schialy niederfiel. Wir waren bereits in der Monsun-Zeit; es war ungünstig, daß ich in dieser Zeit im Tamulenland reiste; ich hatte es leider nicht anders einrichten können und mußte nun die damit verbundenen Unbequemlichkeiten tragen. An Schlafen war bei diesem Getöse des Regens und des Sturmes nicht mehr zu denken. Sehnsüchtig erwartete ich den Anbruch des Tages. Da kroch ich unter meinem Moskitonetz hervor, öffnete die hölzernen Fensterladen und blickte hinaus, der ganze Hof um das Missionshaus her war ein See, und noch immer strömten die wilden Fluten von den Dächern her-

nieder, und die stolzen Kokospalmen rangen unwillig mit dem ihre Wedel arg zerzausenden Winde und ächzten und stöhnten. Da — ein merkwürdiges Bild! Die Jungen des meinem Stübchen gegenüberliegenden Knabenkosthauses müssen zur Schule, und sie haben alle 60 zusammen nur einen Regenschirm; wie sollen sie leidlich trocken durch die Wasserfluten durchkommen? Sie wissen sich zu helfen! Da nimmt ein großer Junge den Schirm, und ein kleiner duckt sich neben ihm darunter, so laufen sie beide, bis an die Knie im Wasser watend, zum Schulhause hinüber; gleich kommt der Kleine zurück, um unter seinem Schirm einen zweiten und dritten hinüber zu bugsieren. Aber den letzten währt es zu lange, bis die Reihe an sie kommt; sie stecken die Köpfe zusammen; da wie auf Kommando ziehen sie ihre leichten, weißen Gewänder aus und wickeln sie zu einem Bündel zusammen, das sie unter den Arm nehmen, und nun eins, zwei, drei! da patscht die ganze nackte Schar jauchzend und johlend durch das hochaufspritzende Wasser, und gleich darauf sehe ich sie pudelnaß drüben unter der Veranda des Schulhauses stehen, sich prustend schütteln und dann wohlgefällig ihr weißes Gewand wieder anlegen. Der Regen ist ja warm, und zu trocknen haben sie nichts!

Glücklicherweise ließ der Regen noch eben rechtzeitig nach, so daß ich den Zug nach Antandavapuram erreichte, wo Zehme schon auf mich wartete. Wir begaben uns zunächst nach der Kapelle, einem sehr bescheidenen Gebäude mit Lehmmauern; als Fenster dienen viereckige Löcher, welche durch einfache Bretterläden verschließbar sind; Kabis hat das ganze Gebäude für etwa 200 M. hergestellt. Es sammelte sich schnell ein großer Teil der Gemeinde um uns; welche Jammergestalten gab es da zu sehen! Der Hunger der letzten Jahre und sein böser Gefährte, die Cholera, hatten arge Verwüstungen unter diesen widerstandslosen Leuten angerichtet. Ein paar alte Frauen stehen mir noch vor Augen, wahre Jammerbilder, nur Haut und Knochen; sie waren fast zu schwach, um zu gehen, und wenn sie so zusammengekauert am Boden hockten, sahen

sie unaussprechlich elend aus. Wir hielten in der Kapelle einen kurzen Gottesdienst; alles, was einen solchen bei uns daheim verschönt, fehlte; da war weder Orgel noch Harmonium, als Altar diente ein großer Lehmklotz; von der Stufe desselben sprach ich zu der Gemeinde, die vor mir auf dem kahlen Erdboden hockte. Und doch auch diese Armen ließen mir durch ihren Sprecher sagen, wie sehr sie sich freuten, daß ein Missionsfreund aus dem fernen Deutschland gekommen sei, um sie in ihrem Elend zu sehen, und baten mich, doch daheim zu berichten, wie jämmerlich es bei ihnen aussehe. Eine arme Witwe sang dann zur Bekräftigung ein tamulisches Lied von ihrer Not und Gottes Barmherzigkeit.

Nach der kurzen Feier in der Kapelle machten wir uns auf eine Wanderung durch das Dorf. Wir befanden uns mitten in den Reisfeldern, unmittelbar an der Kapelle vorbei fließt ein wasserreicher Bewässerungskanal; auch die Reisfelder sind kreuz und quer von Wasserläufen durchzogen, muß doch die wachsende Saat bis zur Ernte stets unter Wasser gehalten werden. Wege giebt es nicht, man muß vorsichtig auf den schmalen Rainen entlang gehen, welche die einzelnen Reisfelder voneinander trennen, und so oft ein Wasserlauf den Weg kreuzt, sich den starken Armen der Paria anvertrauen, die Zehmel und mich stets schnell hinübertrugen und drüben nicht eher niedersetzten, bis wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten. Wie oft mußten wir an dem Tage auf diese ureinfache Weise übergesetzt werden! Den nur mit einem Lendenschurz bekleideten, nervigen Gestalten machte es ja nichts aus, wieder und wieder bis an den Leib im Wasser zu waten, und bei ihrer großen Dienstwilligkeit kam es mir fast wie ein Unrecht vor, daß mich immer wieder, wenn sie mich auf den Armen trugen, das unbehagliche Gefühl beschlich, sie möchten mir etwas von ihrer vielbeinigen Bevölkerung abgeben.

Es ist allerdings fast unmöglich, daß Leute, auch Christen, in solcher Umgebung sauber sein könnten; die Häuser des Christendorfes Antandavapuram befanden sich fast alle in dem Zustande des jämmerlichsten Verfalls. Während der letzten

Notjahre waren die Bewohner und zum Teil wohl auch ihre Brotherrn außer stande gewesen, für die erforderlichen Reparaturen auch nur eine Rupie auszugeben; und nun hatten die furchtbaren Regengüsse des Monsuns entsetzliche Verheerungen angerichtet. Manche Häuser waren einfach eingefallen, es war nichts davon übrig geblieben als ein großer Lehmhaufen; die ehemaligen Bewohner führten uns weinend zu diesem schmutzigen Grabe ihrer Habe; sie waren froh, wenn irgend ein Nachbar ihnen erlaubte, für die Nacht auf seiner Veranda unterzukriechen! Andere Hütten waren kaum mannshohe Löcher aus Lehm mit einem undichten Dache darüber und richtigen Wasserpfützen auf dem durchweichten Fußboden; liegen können sie darin in der Nacht gar nicht mehr; sie müssen in einer Ecke zusammengekauert hocken, um doch ein trockenes Plätzchen zu haben. Ich maß das Haus der armen Witwe, die in der Kapelle gesungen hatte, es war zehn Fuß lang und fünf Fuß breit und war einfach an die Lehmmauer eines Heidenhauses angeklebt, eine Thür oder gar ein Fenster war überhaupt nicht vorhanden, und in diesem Loche hauste die Witwe mit ihrer heranwachsenden Tochter! Drei andere Familien, deren Häuser eingefallen sind, haben sich zusammen aus Bambusstöcken und Palmblättern ein Notdach errichtet, welches rechts und links bis zur Erde herunterreicht, hinten geschlossen und nur durch eine Öffnung vorn zugänglich ist, die bei Nacht durch eine Matte verhängt wird. Innen ist es stockdunkel, durch zwei Matten sind notdürftig drei Räume hergestellt, kaum groß genug, daß sich die Leute alle auf der Erde ausstrecken können, da hausen nun 15 Personen schon seit Monaten – in der Hoffnung auf bessere Zeiten! Es ist, als wolle wenigstens die Natur einen Schleier über das furchtbare Elend breiten, die jämmerlichen Hütten liegen in einem Haine prachtvoller Kokospalmen, und wo noch ein Strohdach leidlich fest ist, da ist es von den schnellwuchernden Ranken der Kürbisse wie mit einer grünen Decke überzogen.

Und das alles sind Christen; ich fragte mich, als ich so von Haus zu Haus wanderte, immer wieder: ist es möglich,

in solchem Elende, in solchem Schmutze ein christliches Leben zu führen? Ist es nicht trotz aller großen Schwierigkeiten die Pflicht der Mission, ihre Anhänger aus diesem Zustande herauszuheben? Und sollten nicht, wenn die barmherzigen Christen daheim wirklich erführen, wie über alle Maßen jämmerlich diese Pariachristen hausen, die allerdings nicht geringen Geldmittel der Leipziger Mission gern zur Verfügung gestellt werden, welche zum Beginn eines socialen Hilfswerkes unter diesen elenden Glaubensgenossen erforderlich sind? Es war mir rührend, als wir nach der Kapelle zurückkamen, zu sehen, wie durch die grünen Reisfelder lange Reihen von armen Christen aus dem eine Stunde entfernten Dorfe Pommanur angezogen kamen, um uns zu begrüßen. Uns war es bei den durchweichten Reisfeldern und der Wasserfülle in allen Kanälen unmöglich gewesen, sie zu besuchen: führt doch in das arme, abgelegene Pariadorf überhaupt keine Straße, ja nicht einmal ein Fußpfad, nichts als die schmalen Raine zwischen den unter Wasser stehenden Reisfeldern. So kamen sie durch alle Sümpfe und Wasserläufe, um ihren Eijer (Lehrer) Zehme zu begrüßen und sich in der Kapelle eine Stunde lang an dem Gesange ihrer christlichen Lieder zu erbauen.

Am folgenden Sonntag machten wir von Majaweram aus nach einer andern Richtung einen Ausflug nach dem Filial Panampalli und den zugehörigen Dörfern Addukudi und Ulutukupei. Die Bilder, welche an diesem Tage an unserm Auge vorüberzogen, waren überaus bunt und mannigfaltig. Als wir uns dem Kirchdorfe Panampalli näherten, zogen uns die Christen mit wehenden Fahnen, mit Pfeifen und Trommeln und den Gesängen der Schuljugend entgegen. Wir kamen gerade noch vor dem Ausbruche eines entsetzlichen Unwetters in dem Pfarrhause des Pastors Ponappen an und waren froh, in seinem einfachen, aber nett eingerichteten Heime und im Kreise seiner Familie ein Unterkommen zu finden; der Regen goß in Strömen nieder, bald war die ganze Umgegend in einen See verwandelt; gegen diese Wasserströme half weder Schirm noch Überzieher, wir waren froh, daß wir unter den

schützenden Dächern der Veranden hin leidlich trocken in die nahe Kapelle kommen konnten. Ich war überrascht, dieselbe trotz des Unwetters gedrängt voll zu finden; von dem braunen Rücken der Leute fließt ja allerdings der Regen ab, ohne Schaden zu thun, und viel Kleider, die naß und schmutzig werden könnten, haben sie nicht. Immerhin lieben doch auch die Paria nicht, im Regen herumzupatschen, und die Liebe zu ihrem „Vater" Zehme mußte groß sein, um sie bei solchem Wetter in solcher Zahl zusammen zu bringen.

Wir fuhren nach dem Gottesdienst auf der grundlos durchweichten Straße nach Addukudi; soviel jammervolles Elend habe ich nirgends — selbst nicht in Indien — beisammen gesehen, hoffe es auch nie wieder zu sehen. Das Pariadörfchen liegt etwa zehn Minuten von der Landstraße zwischen den Reisfeldern; kein Weg, kein Fußpfad führt hin; wären nicht unsere starken Paria unermüdlich gewesen, uns durch alle Kanäle und Sümpfe zu tragen, wir hätten überhaupt nicht zum Dorfe gelangen können. Konnte man es denn überhaupt ein Dorf nennen, diesen Haufen von regellos durcheinander gewürfelten Lehmhütten, von denen fast die Hälfte eingefallen war und die übrigen die Zeichen ärgsten Verfalls trugen! Kaum ein Dach war dicht; hier waren die Sparren gebrochen, und das Dachstroh hing, vom Winde zerzaust, wirr durcheinander; dort war eine Lehmmauer halb aufgeweicht und davon geschwommen; Thüren und Fenster waren an keinem Hause mehr vorhanden. So lagen die elenden Hütten in der nach dem tropischen Regenguße um so heißeren Sonne ohne jeglichen Schutz; die paar Kokospalmen und verkrüppelten Bäume gewährten nicht den mindesten Schatten; hier hatten sich nicht einmal die bescheidenen Kürbisranken angesiedelt. Die Leute, fast alle Christen, sahen mehr oder weniger verhungert aus; überall zwischen den Häusern stießen wir auf Haufen leerer Schneckenhäuser. Diese ekelhaften Schnecken der sumpfigen Reisfelder waren schon seit Wochen fast ihre einzige Nahrung gewesen. Ich sah mich vergeblich in den Hütten nach einem trockenen Plätzchen für

die Nacht um. Wir fragten, wie sie die Nächte zubrächten; da erzählten sie uns, wenn es regne oder sonst naß sei, zögen sie alle des Abends nach der Kapelle und blieben die Nacht dort im Trocknen. Wir gingen nach dieser „Kapelle"; sie war nichts als Notdach aus Bambusstangen und Palmblättern, vorn offen, hinten mit einer Matte verhängt, ohne Altar, ohne Kanzel, ohne Bank, Tisch und Stuhl, mit nichts als den beiden schrägen Blätterwänden und dem Lehmfußboden darunter. Es war mir schwer ums Herz, als ich den armseligen Gestalten, die um mich her auf dem Erdboden hockten und mich mit ihren verhungerten, vergrämten Gesichtern so hilfesuchend anschauten, von der Barmherzigkeit des himmlischen Vaters erzählte, der selbst die Vögel unter dem Himmel speist und die Lilien auf dem Felde kleidet. Können wir es verantworten, christliche Brüder in solchem Elend, in solcher unergründlichen Armut verkommen zu lassen?

Nicht überall war der Anblick der Pariadörfer so über die Maßen jammervoll. Wir suchten am Nachmittag noch mehrere andere Ortschaften auf, die unter Kokospalmen wunderschön im Grün lagen; die Häuser waren leidlich im stand und vor allem innen trocken, bei manchen war sogar ein kleines Gärtchen mit indischem Gemüse und einigen Fruchtbäumchen. Besonders lieblich erschien uns das freundliche Hüttlein, in dem die jungverheiratete Njanamal mit ihrem Samuel wohnte. Am Vormittag war sie mit ihrem Manne und ihren Schwiegereltern zur Kirche nach Ponampalli herübergekommen; sie hatte auch die ihr geschenkte, flache Messinglampe mitgebracht, in der während des Gottesdienstes ein dicker Docht in dem reichlichen Fette glimmte, ein Dankopfer der Neuvermählten nach tamulischer Art; so stecken die Heiden vor ihren häßlichen Götzen bei besonderen Gelegenheiten ihre Lämpchen als Opfer an. Am Nachmittag suchten die guten Pflegeeltern Zehmes ihr ausgeflogenes Pflegetöchterlein in Ulutukuppei auf, und ich begleitete sie. Durch die sehr niedrige und enge Thür — eigentlich nur ein viereckiges Loch in der Lehmwand, traten wir in den finstern Raum, das einzige Wohn-

gemach des Hüttleins ein; zwei Lämpchen und das in der Ecke ſchwelende Kuhdungfeuer unter dem Reistopf verbreiteten ein unſicheres Licht. Aber mit großem Stolz holte die junge Frau ihre blinkenden, meſſingenen Hochzeitsgeſchenke hervor und zeigte uns ihre kleinen Schätze. Wir alle knieten in dem engen Raume nieder, um gemeinſam Gottes Segen auf den neugegründeten Hausſtand herabzuflehen. Ein heraufziehendes Gewitter und mächtig ſich rings am Himmel zuſammenballende Regenwolken nötigten uns, ſchnell heimzufahren. Die Blitze zuckten, der Donner grollte in der Ferne, die erſten dicken, ſchweren Regentropfen fielen, als unſere von der ſchnellen Fahrt ſchweißtriefenden Ochſen wieder vor dem Miſſionshauſe in Majaweram vorfuhren. Wir flüchteten ſchnell unter das gaſtliche Dach, während draußen die ganze Natur in Aufregung zu geraten ſchien und der Regen in Strömen hernieder goß. In der gemütlichen, deutſchen Häuslichkeit ſaßen wir noch lange beim freundlichen Scheine der Lampe beiſammen und überlegten hin und her, was wohl geſchehen könne, um das entſetzlich traurige Los der armen Paria freundlicher zu geſtalten; wir wagten kaum daran zu denken, wie gleichzeitig in dieſem Wolkenbruch und Gewitterſturm die armen Paria in finſtern Hütten ſich hungrig und fröſtelnd in der Ecke zuſammenkauerten, um nur irgendwo ein trockenes Plätzchen zu finden.

An den Stätten der alten dänisch-halleschen Missionare.

* * *

Es hat überall einen besonderen Reiz, an den Stätten zu weilen, wo bedeutende Männer gelebt haben, und den Spuren ihres Wirkens nachzugehen. Dies Interesse ist um so größer, je mehr die Verhältnisse dieser Orte sich noch in derselben ursprünglichen Form und Verfassung erhalten haben, wie jene Männer in ihnen lebten. Es war eine glückliche Fügung, daß unter der kleinen Schar von Missionaren, welche im 18. Jahrhundert von Halle ausgingen, verhältnismäßig viel bedeutende Männer waren — ich nenne nur Ziegenbalg, Fabricius, Gericke und Schultze, — und daß zu ihnen einer der hervorragendsten indischen Missionare, Chr. Fr. Schwartz, gehört. An drei Orte hauptsächlich knüpft sich das Wirken dieser Gott begnadeten Männer, an Trankebar, Tandschaur und Tritschinopoli; wenn wir Madras beiseite lassen, sind es diese drei Städte, wo die dänisch-hallesche Mission am deutlichsten und nachdrücklichsten die Spuren ihrer Wirksamkeit hinterlassen hat. Und diese Mission ist die älteste Missionsarbeit der evangelischen Kirche überhaupt, insonderheit der Anfang der evangelischen Mission in Indien. Es weht um sie erfrischende Morgenluft, gleichsam ein Schimmer des Morgenrotes der neuen Missionszeit, deren erster Vorbote sie ist. Da war es mir begreiflicherweise wichtig und bedeutsam, diese ehrwürdigen Stätten aufzusuchen. Ich kam von Westen her, von der Malabar-Küste; die erste Stadt, die ich berührte, war deshalb

Tritſchinopoli.

Es war Mitternacht, als mein Zug auf einem kleinen, finſtern Bahnhof hielt. Mit Mühe entzifferte ich die Inſchrift: Tritſchinopoli Fort. Ich hatte einem Miſſionar telegraphiert und ihn gebeten, mich abzuholen; ich wußte nicht, daß er verreiſt war. Niemand war zu ſehen. Ich ließ durch Kulis mein Gepäck in das Wartezimmer befördern; das ſah wenig einladend aus, nur vier kahle Wände, ein runder Tiſch in der Mitte mit zwei oder drei Stühlen; ich fragte, ob hier nicht die auf großen indiſchen Bahnhöfen übliche Schlafgelegenheit ſei, allein es war nichts derart vorhanden. Ich breitete in recht elegiſcher Stimmung meine Decken in einer Ecke des Raumes auf dem harten Fußboden aus; da erbarmte ſich der Zugführer meiner. In Deutſchland würde man ja in der Nacht um einen Reiſenden wahrſcheinlich nicht viel Federleſen machen; das iſt ein Vorzug des Reiſens in Indien, daß ſich das Zugperſonal meiſt wirklich bemüht, dem europäiſchen Reiſenden alle erreichbare Bequemlichkeit zuzuwenden; der Paſſagier könnte etwa ein engliſcher Beamter ſein, man muß deshalb ſäuberlich mit ihm fahren! Kurz, der Zugführer kam zu mir herein und ſetzte mir auseinander, hier könne ich die Nacht durch nicht gut bleiben; ich ſolle bis zum nächſten Bahnhof weiterfahren, dort wolle er mir ein Bett beſorgen. Im Augenblick hatte er auch ſchon zwei Kulis einen Wink gegeben, mein Gepäck wieder in meinen Wagenabteil zu ſtellen; er ſchob mich nach, der Zug pfiff, und wir fuhren in die dunkle Nacht hinaus. Kaum hielt der Zug wieder, da kam ein dienſtwilliger Inder engliſch ſprechend zu mir herein und nötigte mich, ihm zu folgen. Es ging ein paar Treppen hinauf, mehrere Thüren wurden aufgeſchloſſen, da war ich in einem Gemach mit einem großen, bequemen Bett, von Moskitovorhängen einladend umgeben. Lautlos hatten die Kulis auch ſchon mein Gepäck in der Ecke niedergelegt, ich war für die Nacht geborgen.

Sobald der Morgen graute, rief ich mir einen Wagen herbei, lud mein Gepäck drauf und gab dem Kutſcher Befehl,

mich nach der lutherischen Missionsstation zu fahren. Der Weg führte durch parkartige Wege hinten um die Stadt herum nur etwa eine Viertelstunde weit; da bogen wir in ein großes, freundliches Gehöft ein und hielten vor einem noch fast neuen, schönen Bungalow. Die braune Dienerschaft lief herbei, aber nur, um mir mitzuteilen, der Missionar sei vor einigen Tagen zu wichtigen Konferenzen nach Trankebar berufen und werde sicher innerhalb einer Woche nicht zurückkehren. Das war eine rechte Enttäuschung. Einen Gasthof für Europäer giebt es in der großen Stadt trotz ihrer mehr als 90000 Einwohner nicht; die meisten südindischen Großstädte haben diesen Luxus nicht aufzuweisen. Ich hätte das öffentliche Reiserasthaus aufsuchen können, allein das hätte doch eben kaum mehr als ein Obdach geboten und mich besonders mit der Verpflegung im Stich gelassen; man muß mit Dienerschaft reisen, um sich in ihnen wohlzufühlen, und ich war allein. Zudem brach ein wahrhaft sindflutartiger Regen los, ich bestieg schnell meinen Wagen wieder, um zum Bahnhof zurückzufahren, und trotzdem ich unter dem Verdeck saß und der Kutscher sein Pferd aufs äußerste antrieb, war ich bis auf die Haut naß, ehe ich wieder ein schützendes Dach über mir hatte. Aber auf dem Bahnhof hatte inzwischen ein reisender englischer Advokat mein Schlafgemach in Besitz genommen und sah mich als einen Eindringling mit nichts weniger als freundlichen Augen an, zumal seine braunen Klienten kamen und gingen und Tisch und Betten mit Schriftstücken übersäet waren. Da waren also die Aussichten, ein paar Tage in Ruhe in Tritschinopoli zu weilen, außerordentlich wenig verlockend, und ich hatte nicht übel Lust, mit dem nächsten Zug noch am selben Morgen nach Tandschaur weiterzufahren.

Allein in Indien zumal heißt es: Eile mit Weile! Vor der Hand drängten sich erst einmal alle die Hausierer an mich heran, welche den durchreisenden Fremden die Merkwürdigkeiten der indischen Großstädte anpreisen. Damit ist es nun ein merkwürdig Ding. In Indien hat fast jede Stadt oder jeder Distrikt seine eigene Manufaktur, und die Kunstprodukte dieses Ortes

kann man eben nur dort kaufen; hat man an Ort und Stelle die Gelegenheit versäumt, so ist es fast unmöglich, dergleichen Gegenstände zu erwerben, es sei denn, daß man sie in den großen englischen Bazaren der Hauptstädte fünf- oder zehnfach bezahlt. Nun ist es freilich für einen Reisenden schwierig herauszufinden, was gerade für den einzelnen Ort charakteristisch und zugleich zum Mitnehmen wertvoll ist. Allein die eingeborenen Händler sind darauf schon eingerichtet und bringen bereitwilligst das herbei, was man zu haben wünscht. Mir war bei diesem sich fast täglich wiederholenden Handel meist höchst unbehaglich zu Mute; von dem wahren Wert der vorgelegten Gegenstände hatte ich keine Ahnung; ich wußte nur, daß die Händler aufs Geratewohl ungeheuerliche Preise forderten und gar nicht erwarteten, auch nur die Hälfte ihrer Forderung zu bekommen. Da bietet man denn ganz ruhig erst einmal den zehnten Teil der Forderung und läßt den unausbleiblichen Sturm der Entrüstung über sich ergehen, zumal man ja von dem tamulischen Redestrom kein Wort versteht; und das Ende der Verhandlung ist gewöhnlich, daß der Händler unterwürfig fragt: Nun, Herr, was wollen Sie geben? Dann zahlt man auf gut Glück einen mäßigen Preis, und der Händler ist zufrieden. So kaufte ich an jenem Vormittage einige hübsche Elfenbeinmalereien und farbige Zeichnungen auf Marienglas und suchte bei dieser Gelegenheit herauszubekommen, ob denn nicht irgendwo in der Nähe ein zuverlässiger Führer sei, der mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen könnte.

Da stellten sich denn auch bald eine ganze Anzahl ein, allein mit ihrem Englisch sah's fast so schwach aus als mit meinem Tamulisch, und ein wildfremder Führer, mit dem ich mich absolut nicht verständigen konnte, schien mir denn doch ein zu zweifelhafter Gewinn. Da endlich tauchte ein leidlich sauber gekleideter, ziemlich dunkler Tamule auf, der sich mir in gutem Englisch zum Führer anbot und mir ein dickes Buch mit Zeugnissen vorlegte; er forderte zwar einen unverschämten Preis; aber ich sagte mir, es sei besser zu zahlen als nichts von Tritschinopoli zu sehen; wir wurden handelseins, — und es hat mich nicht gereut!

Inzwischen hatte der entsetzliche Regen nachgelassen; ich machte mit meinem Führer Daniel einen ungefähren Plan, er mietete einen Wagen; unsere Entdeckungsreise konnte beginnen! Tritschinopoli ist eine große, wenig übersichtlich gebaute Stadt, von 90 730 Einwohnern. Die verschiedenen Stadtviertel liegen unbequem weit auseinander. Der erste Bahnhof, auf dem ich gestern abend gehalten, liegt bei der alten Vorstadt Woriur ganz im Westen; der andere, von dem wir jetzt aufbrachen, ganz im Süden der Stadt bei dem Europäerviertel, den „Cantonments". Tritschinopoli, oder wie wir mit den Engländern der Einfachheit wegen abkürzen, „Tritschy" ist nämlich der militärische Hauptstützpunkt der Engländer im Tamulenlande; in den großen Kämpfen der Engländer und Franzosen im 18. Jahrhundert um die Vorherrschaft in Südindien war der Besitz der großen Feste Tritschy von fast Ausschlag gebender Bedeutung, und es wurde jahrzehntelang darum gekämpft. Damals lag die englische Garnison noch in den unerträglich heißen, ungesunden Kasematten am Fuße des Tritschyfelsens. Seitdem friedliche Zeiten eingekehrt sind, ist das englische Heerlager an das weite, offene Südende der Stadt gelegt, wo sich die Offiziere nach allen Seiten behaglich ausdehnen können. Man fährt wie durch eine mit weitgehender Raumverschwendung angelegte Villenstadt hindurch, bis der Wagen in die große Hauptverkehrsstraße der Eingeborenenstadt einbiegt. Es ist die große Hauptstraße von Madura und dem Süden des Tamulenlandes, so recht eine Lebensader des Landes, allzeit überdeckt mit Wagen und Reitern, Palankinen und Fußgängern. Sie führt uns schnell in das dichteste Gewühl der Stadt hinein, und während wir auf ihr eine halbe Meile weit gerade von Süden nach Norden fahren, kommen wir so recht durch das Herz der Stadt hindurch, und das buntfarbige indische Leben zieht in reichem Wechsel an uns vorüber. Ungefähr in der Mitte der Straße liegt die ausgedehnte, jetzt rasch verfallende Nabobs Residenz. Tritschy hat nicht wie die begünstigteren Städte Tandschaur im Osten und Madura im Süden den Vorzug gehabt von altersher Haupt-

stadt zu sein; es ist immer mehr Handelsstadt, Grenzfestung und religiöser Wallfahrtsort gewesen. Aber in den Wirren des 18. Jahrhunderts, gerade in der Zeit, als Schwartz und seine Nachfolger in Tritschy wirkten, verschoben sich kaleidoskopartig die Grenzen der rivalisierenden südindischen Reiche, und Tritschy wurde einige Jahrzehnte die Hauptstadt des großen Arkot-Reiches, das sich von Norden her so weit ausgedehnt hatte. Die Königsherrlichkeit war schwerlich ein Segen für die betriebsame Stadt; denn die Herrscherfamilie und alle ihre Anhänger, ihr Hofstaat und Gefolge, waren Mohammedaner; mit ihnen kam deshalb ein starker mohammedanischer Zuzug in die Stadt; noch heute ist die Stadt mit Moscheen geradezu übersäet, und jeder achte Mann ist Mohammedaner.

Was der Hauptverkehrsstraße von Tritschy ihren Reiz verleiht, ist der Blick auf den hochragenden Tempelfelsen, auf den wir gerade zufuhren, das Wahrzeichen der Stadt. Mitten aus einer ganz flachen Ebene erhebt sich unmittelbar am Ufer des Kaweristromes dieser Granitfelsen 273 Fuß über die Stadt und ist über und über mit Tempeln und Priesterwohnungen bedeckt. Wir lassen unsern Wagen am Fuße halten, um dies merkwürdige Nationalheiligtum der Sivaiten Südindiens in Augenschein zu nehmen. Durch das von zwei steinernen Elefanten bewachte Portal geht es an vielen zum Teil recht aufdringlichen Bettlern vorbei, auf lauter rot und weiß angestrichenen, bald längern bald kürzern Treppenabsätzen, die sich jeder Faltung des Granits anschmiegen und mit ihm wie zusammengewachsen scheinen, 290 Stufen hinauf in einem überdachten Gange zum großen Felsentempel. Es ist ein mächtiger, massiver Bau, dessen Fundamente bis an den Fuß des Felsens hinunterreichen. Wir dürfen nur bis an die Schwelle des Heiligtums treten; wir blicken in einen düstern, schmutzigen Raum; vor uns steht der Altar mit dem häßlichen Götzenbilde, davor der Opferaltar in Gestalt eines umgestülpten Lotus, eine große vergoldete Fahnenstange und der steinerne, mit silbernen Platten überzogene Reitstier Nandi des Gottes Shiva, das ist alles, was wir sehen. Eine dumpfe, stickige Luft strömt uns entgegen,

Fledermäuse flattern im Halbdunkel an den Wänden; das Ganze ist so recht ein Sinnbild des indischen Heidentums, nichts Erhebendes oder Erbauendes! Wir steigen die flachen, in den glatten Granitfels gehauenen Stufen zu dem Ganesaheiligtum oben auf der Spitze hinan; der einfache Schrein und der häßliche, dickbäuchige Götze mit dem Elefantenrüssel haben nichts Anziehendes. Um so großartiger ist die Aussicht von der freien Höhe. Im Süden schließt sich die dicht gedrängte Stadt unmittelbar an den Tempelfelsen an; die langgestreckte Hauptstraße, die wir heraufgekommen sind, zieht mitten hindurch, und die „Cantonments" im Süden verlieren sich in der blauen Ferne. Im Norden netzt der breite Kaweristrom den Fuß des Felsens, eine mächtige Brücke von 32 Bogen spannt sich darüber und führt nach dem heiligen Srirangam-Tempeleiland, dessen Wald von Gopurams sonderbar fremdartig zu uns herüberschaut. Im Osten und Westen dehnt sich eine überquellend reiche, fruchtbare Ebene aus, von dem Kaweri und dem dichtmaschigen Netze der von ihm abgezweigten Kanäle durchzogen und befruchtet; im hellen Sonnenglanze liegt die üppig grüne Fläche mit dem unermeßlichen Reichtum ihrer Reisfelder vor uns, das Auge kann sich an der Pracht nicht satt sehen. Und im fernen Norden und Nordwesten erheben hochragende Bergketten ihre felsigen Häupter träumerisch in die Wolken.

Nur ungern riß ich mich von dem zauberhaft schönen Bilde los. Wir stiegen auf den glatten Stufen wieder zu unserm Wagen hinunter. Unser Weg führte uns um den heiligen Tempelteich am Fuße des Felsens herum, aus dem an jedem Morgen in festlichem Zuge das Badewasser geholt wird, in dem die Priester die Götzenbilder auf der Höhe waschen. Wir fuhren über die breite, lange Kaweribrücke. Der Monsun hat seit einigen Wochen eingesetzt; mächtige Regengüsse haben den Strom gewaltig angeschwellt; wogend wälzt er seine trüben, gelben Wassermassen dahin, ein Wasserbett von fast drei Kilometer Breite! Jenseits der Brücke bogen wir in eine prachtvoll überschattete Landstraße ein; mächtige Banyanen mit phantastisch herunterhängenden Luft-

wurzeln und dunkelgrüne Mango wölbten sich von beiden Seiten zu einem schönen Blätterdach; ärmliche Bazare, kleinere Tempel, auch bessere, villenartige Bungalows säumten die Straße. Wir kamen an Vischnus „Sommerresidenz" vorbei, einem hübschen Bungalow in einem großen Garten, wo das Bild des Gottes im Sommer einige Wochen untergebracht wird, um der Sommerfrische zu pflegen. Die Hindu gehen ja mit ihren Götzen um wie die Kinder mit ihren Puppen, als wären es Menschen mit menschlichen Bedürfnissen.

Da standen wir vor dem ersten Eingangsthor des riesigen Tempels. Es ist ein Torso, aber die kolossalen Monolithenpfeiler von mehr als 40 Fuß Höhe, und die riesigen, darauf gelegten Granitplatten lassen darauf schließen, was für ein gewaltiges Bauwerk es hätte werden sollen. Ist doch eine dieser Deckplatten allein 29 Fuß lang, 4½ Fuß dick und 8 Fuß breit! Wir treten in den ersten Vorhof ein, alsbald umgiebt uns ein Gelärme und Gedränge wie in den belebtesten Straßen einer europäischen Großstadt. Wir befinden uns in dem größten Tempel Indiens, ja vermutlich der Welt. Man sagt, daß nicht weniger als 16—18000 Menschen innerhalb des geheiligten Tempelareals wohnen. Selbst an der Hand eines kundigen Führers kann man sich nur schwer zurechtfinden, wenn man nicht eine allgemeine Anschauung von der Entwickelung dieser kolossalen südindischen Tempelbauten hat.

Das Geheimnis ihres Wachstums ist meist ein wunderthätiges Götterbild, welches im innersten Heiligtum aufbewahrt und natürlich den profanen Blicken der Europäer gänzlich entzogen ist. Es ist bei diesen indischen Götterbildern, die im Geruch besonderer Heiligkeit und segenspendender Kraft stehen, noch schwerer, der Ursache ihres Ansehens auf den Grund zu kommen, wie bei den Heiligenbildern an berühmten katholischen Wallfahrtsorten. In dem Srirangamtempel soll der Hauptgötze Kasturi Ranga Swami von Vibhischana, Ravanas Bruder, bei Gelegenheit des berühmten Zuges des Rama nach Ceylon aus Audh im Norden nach Tritschy gebracht sein. Er soll von unschätzbarem Werte sein und zwei kostbare Diamanten zu Augen

haben. Darf man der Volksüberlieferung glauben, so ist es ein altes buddhistisches Götzenbild, welches aus der in Ruinen liegenden, alten buddhistischen Pagode von Negapatam hierher verschleppt ist. Wie dem auch sei, solch ein heiliges Götterbild braucht außer seinem Schreine einen Teich zum Baden, Priester zur Bedienung, für diese Wohnräume und Gärten, ferner Vorratsräume und Pilgerhallen für die Wallfahrer; damit ist der Kern einer Tempelanlage gegeben. Es liegt in diesen verschiedenartigen Bedürfnissen begründet, daß es sich dabei nicht um einen einheitlichen Bau nach Art unserer Kirchen, sondern um einen bunt zusammengewürfelten Haufen von Kapellen, Hallen, Häusern und Teichen handelt. Dieses Sammelsurium unzusammenhängender und meist unübersichtlich errichteter Bauwerke ist gewöhnlich — es liegt das in der Natur der Sache — der älteste Teil des Tempels. Darum wird eine meist viereckige Mauer angelegt, um den heiligen Raum (Fanum) von der unheiligen (profanen) Welt abzuschließen. Da doch aber das Heiligtum bequem zugänglich sein soll, werden in der Mitte der vier Seiten Thore angelegt und diese — zunächst wohl um sie leichter verteidigen und das Heiligtum gegen Eindringlinge schützen zu können, — von Thortürmen, sogenannten Gopurams überbaut. Gerade wie bei den alten Ägyptern bemächtigte sich nun die Baukunst und Bildhauerei dieser Gopurams, um an ihnen viel mehr als an den eigentlichen Tempelbauten ihre Meisterschaft zu beweisen. Sie werden Stockwerk um Stockwerk höher hinaufgeführt, und die Bildhauerei bekommt ihre dankbarste und ergiebigste Aufgabe darin, die breiten Gopuramflächen mit Götterbildern und Fratzen zu bevölkern. Immerhin sind die innern Umfassungsmauern und die überragenden Gopurams meist kleine, unansehnliche Bauten.

Nun steigt die Heiligkeit des Tempels, der Einfluß und Reichtum seiner Brahmanen, die Opferwilligkeit seiner Anhänger; das findet in der Vergrößerung der Tempelanlage seinen naturgemäßen Ausdruck, und zwar in der Weise, daß um das innerste Tempelviereck in angemessenem

Abstand ein zweites, drittes, viertes Mauerviereck aufgeführt wird, welche das erste wie ein Heiligenschein, als eine doppelte und dreifache Schutzmauer umgeben. Die je vier Thorwege, welche immer wieder den Verkehr nach dem Allerheiligsten zu vermitteln, bieten erwünschte Gelegenheit, immer höhere und phantastischere Gopurams aufzuführen. Im Srirangamtempel hat die besonders große Heiligkeit des Götterbildes und die geschichtliche Bedeutung des Heiligtums dazu geführt, daß um das Allerheiligste herum nicht weniger als sieben Mauervierecke mit 28 (4 × 7) Thorwegen und Thortürmen aufgeführt sind. Von den Thortürmen oder Gopurams sind indessen nur 21 wirklich ausgebaut, während die andern sieben, wie derjenige, durch welchen wir den Tempel betraten, als Torso liegen geblieben sind. Die Opferwilligkeit einer Generation hat denn doch nicht ausgereicht, um solch einen Ringwall ganz auszubauen, und die nächste bauluftige Generation fing lieber einen neuen Wall an, als daß sie das unvollendete Werk des Vorgängers zu Ende geführt hätte. Für unsern europäischen Geschmack macht solch ein riesiges Bauwerk einen höchst unbefriedigenden Eindruck; die innern Bauwerke sind klein und unansehnlich, und nach außen zu schwillt die Anlage an; die Häufung der Ringmauern und der Gopurams ist kein künstlerisches Princip. Selbst die Aufgabe, die Gopurams künstlerisch auszuschmücken, ist offenbar über das Vermögen der indischen Bildhauer gegangen, sie haben sich mit hundertfacher Wiederholung derselben stereotypen Figuren und Motive begnügt, um die riesigen Wände anzufüllen.

Der Srirangamtempel verdankt seine Bedeutung dem Umstande, daß er das Hauptheiligtum des Vischnuismus im Tamulenlande ist. Während nämlich der hinduistische Obergott Brahma fast gar keine Anbetung genießt und in ganz Indien nur einen einzigen Tempel sein eigen nennt, stehen sich die Anhänger Vischnus und Schivas in eifersüchtiger Feindschaft gegenüber. Es giebt Gegenden, wo der Kult beider Götter in einander über geht, und wo ihre Anhänger und ihre Priester gemeinschaftliche Sache machen. Aber fast überall im Tamulen-

lande stehen sich Schaiwas und Waischnawas, Schiva-Kali-Ganesa Kult und Vischnu-Rama-Krischna-Kult schroff gegenüber. Es war das Verdienst des Hinduphilosophen Ramanudscha im XII. Jahrhundert, dem Vischnuismus bei den Tamulen zur Anerkennung zu verhelfen und ihm wenigstens einige Hauptheiligtümer, vor allem den Srirangamtempel zu sichern. Hier trägt denn auch alles, Anbeter, Priester, Häuser, ja selbst die Tempelelefanten das in unendlicher Wiederholung wiederkehrende Vischnuzeichen, den weißen Dreizack mit dem roten Mittelstrich. Da nun der nur 20 Minuten entfernte Tempelfelsen von Tritschy eins der Hauptheiligtümer des Schivakultes ist, geraten hier die allzu nahe bei einander liegenden Interessen der beiden Götter oft in Konflikt, und konfessioneller Hader ist an der Tagesordnung.

Erwägt man, daß die Vischnuiten in Tritschy ihr Hauptheiligtum haben, daß die Schivaiten den Tempelfels als einen ihrer heiligsten Wallfahrtsstätten ansehen, daß die Mohammedaner mit ihrem Nawab als stolze Herren eingezogen sind, so wird man ohne weiteres verstehen, daß die Stadt ein sehr harter Missionsboden ist, und man wird sich nur wundern, daß es dennoch zu des großen Schwartz Zeit so weit vorangegangen ist.

Wir kehren von der Srirangam-Insel über die Kaweri-Brücke in die Stadt zurück; wir befinden uns wieder am Fuße des Tempelfelsens. Diese Gegend, welche von den Kugeln der am Felsen aufgestellten Kanonen gedeckt war, bildete im vorigen Jahrhundert das Fort, die eigentliche, ungemein dicht bevölkerte Stadt. Hier endigt, von Süden her kommend, die große Madura-Heerstraße; hier beginnt, nach Norden zu über den Kaweri und die Srirangam-Insel vordringend, die große Straße nach Madras; und nach Osten zu streicht unmittelbar unter dem Felsen die ebenso belebte Hauptstraße nach Tandschaur durch. Hat Tritschy hauptsächlich dadurch von je her seine Bedeutung, daß es der Knotenpunkt der Hauptverkehrsstraßen des Tamulenlandes ist, so treffen eben hier im Fort alle diese Straßen zusammen, hier ist das

Gewühl eines wahrhaft großstädtischen Lebens. Hier ist auch seit anderthalb Jahrhunderten der Mittelpunkt des Missionswerkes. Wir haben die Kaweri-Brücke ein paar hundert Schritt hinter uns, da hält unser Führer vor einem freundlichen, wenn auch einfachen Gehöft zur Rechten, über dessen Lehmmauern Kokospalmen herüberwinken. Wir treten ein; hier in diesem bescheidenen Bungalow wohnte und wirkte Schwartz 16 Jahre (1762—1778), hier legte er den Grund der Missionsarbeit in Tritschy; dort drüben die leider nicht mehr benutzte Kirche erbaute er im Jahre 1765 als Garnisonkirche für die Engländer des Forts und zugleich als Missionskirche für seine schnell anwachsende Gemeinde.

Das ganze Anwesen sowie die Mehrzahl der von Schwartz und seinen Nachfolgern gesammelten Gemeinde ist an die englische hochkirchliche Mission übergegangen; sollen wir das bedauern? Bekanntlich beging Schwartz selbst im Jahre 1767 den verhängnisvollen Schritt, aus dem Dienste des königlich-dänischen Missionskollegiums auszuscheiden und in den Dienst der englischen Gesellschaft zur Ausbreitung christlicher Erkennt- (S. P. C. K.) zu treten. Er war also ebenso wie seine Nachfolger nicht nur englischer Garnisonpfarrer, sondern auch Missionar in englischen Diensten. Nach den im Laufe dieses Jahrhunderts ausgebildeten missionarischen Rechtsanschauungen gehört der Ertrag der Missionsarbeit nicht dem Missionar, nicht seinem Vaterlande oder seiner Kirche, sondern der ihn aussendenden und unterhaltenden Missionsgesellschaft. Wir finden es alle selbstverständlich, daß der Missionsertrag aller unserer großen deutschen Missionare in englischen Diensten — eines Krapf und Rebmann, Rhenius und Ringeltaube, Ullmann und Weitbrecht, Blumhardt und Leupolt und wie sie alle heißen — den Missionsgesellschaften zu gute kommt, in deren Dienst sie gestanden haben. Daß sich Schwartz damals die Folgen seines Schrittes nicht klar gemacht hat, und daß man auch in Halle dieselben nicht übersehen hat, als man es ihm überließ, selbst die Entscheidung zu treffen, können wir nur schmerzlich bedauern. Schmerzlich ist es um so mehr, weil

Schwartz es für selbstverständlich hielt, daß er und seine Gemeinden lutherisch seien und allezeit bleiben würden, während gerade diese S. P. C. K. und ihre Rechtsnachfolgerin, die S. P. G., in das ungesundeste katholisierende Fahrwasser geraten sind, so daß es einem lutherischen Missionar heute ganz unmöglich sein würde, unter ihr zu arbeiten. Diese Erfahrung ist ein besonders schmerzlicher Beleg dafür, wie undankbar es für deutsche Missionare ist, in den Dienst englischer Gesellschaften zu treten.

Wir können uns also um der „missionary comity" willen, die wir doch auch einer englischen Gesellschaft schuldig sind, durchaus nicht der Anschauung anschließen, die uns je und dann in Deutschland und Indien begegnet ist, als habe die Leipziger Mission als Nachfolgerin der alten Halleschen Mission ohne weiteres ein Recht gehabt, die alten lutherischen Gemeinden, deren Kirchen und Grundeigentum von der S. P. G. zurückzufordern, und sich als die rechtmäßige Pflegerin derselben, jene aber als Eindringling aufzufassen. Meines Wissens ist auch diese Anschauung von der Leipziger Missionsleitung niemals vertreten worden.

Aber auf der andern Seite sind christliche Gemeinden, auch Missionsgemeinden, keine Wertobjekte, die man nach Belieben übertragen kann; wie sich die Baptisten in Kamerun der Abmachung ihrer heimischen Missionsleitung, welche sie an die Basler Mission abtrat, einfach nicht gefügt haben, so mußte man auch den alten tamulischen Lutheranern, als sich ihnen wieder Gelegenheit bot, sich einer deutschen und lutherischen Mission anzuschließen, das Billigkeitsrecht einräumen, selbst frei zwischen der S. P. G., an welche sie in London abgetreten waren, und der Leipziger Mission zu wählen, und es war kleinlich von den betreffenden englischen Missionaren, daß sie den Übergang derselben an die Leipziger als „Abfall" auffaßten und die Leipziger unberechtigter Proselytenmacherei beschuldigten. Wir können uns doch schließlich nur freuen, daß trotz allen Verfalls und aller Verwahrlosung im ersten Drittel des letzten Jahrhunderts noch so viel gesund kirchlich-

lutherischer Sinn und so viel Liebe und Anhänglichkeit an die alten deutschen Väter in diesen Gemeinden vorhanden waren, daß reichlich der dritte Teil derselben trotz aller Schwierigkeiten, welche ihnen die englischen Missionare in den Weg legten, den Übertritt zur lutherischen Mission vollzogen, wenn allerdings dabei auch die andersartige, duldsamere Stellung der Leipziger in der Kastenfrage sehr mit ins Gewicht gefallen ist. Wir müssen eben doch sagen, daß die Anglikaner ein halbes Jahrhundert Zeit gehabt hatten, die Liebe und das Vertrauen der ihrer Pflege anvertrauten Gemeinden zu erwerben, und daß sie es schließlich nur sich selbst zuzuschreiben haben, wenn ihnen das nicht gelungen war. Dies Herüberziehen aus einer Denomination in die andere ist sonst die unerquicklichste und unerfreulichste Erscheinung im Missionsleben, bei der gemeiniglich die dadurch wachsenden Gemeinden nichts gewinnen und die Übertretenden an geistlichem Gehalt verlieren, zumal wenn dabei — wie in Tritschy und Tandschaur — ein Riß durch die Familien hindurchgeht, der die gesunde Entwicklung des Familienlebens auf Menschenalter hinaus in Frage stellt.

Die S. P. G. hat sich nicht darauf beschränkt, das von den Halleschen Missionaren überkommene Erbe aus dem vorigen Jahrhundert zu pflegen; sie hat neue Bahnen eingeschlagen und sich besonders auf das höhere Schulwesen gelegt. Wenige hundert Schritt von dem alten Gehöft des Missionars Schwartz, gerade an der Stelle, wo die Straßen nach Tandschaur und Madras sich kreuzen, hat sie ein großes College eingerichtet. Dorthin lenkte ich meine Schritte. Es ist das größte College der englischen Kirche in Südindien und bildet von den einfachen Primar- bis hinauf zu den B. A. Klassen, in welchen um den heiß erstrebten Grad eines Baccalaureus artium (B. A.) gerungen wird, ein vollständiges Schulsystem. Es gehören dazu fünf Primarschulen, zwei Mittel-, eine Hochschule und vier College-Klassen. Sechs dieser Schulabteilungen sind über einen großen Teil von Tritschy zerstreut, und nur die Hauptklassen, der Stamm der Schule, befinden sich dort am Fuße des Forts in der Tandschaur-Straße. 66 Lehrer und 1589 Schüler ge-

hören zu dem ganzen System; 236 von ihnen sind nach indischen Begriffen Studenten, d. h. sie haben das indische Maturitäts-Examen absolviert und studieren auf die akademischen Grade hin. Keine deutsche Mission in Indien hat so ausgedehnte Schulsysteme; es gehören dazu bedeutende Geldmittel und ein großes Personal von gründlich in englischer Litteratur und Philosophie bewanderten Lehrern; beides kann man billigerweise von unsern deutschen Gesellschaften nicht erwarten. Nicht wir, sondern die Engländer sind die kolonisierende Macht in Indien; aus ihrer Herrscherstellung ergeben sich naturgemäß auch besondere Missionsverpflichtungen. Leider legt die S. P. G. nicht soviel Gewicht auf den Religionsunterricht, als man von einer Missionsgesellschaft erwarten sollte; sie fürchtet, durch zu starke Betonung desselben viele Schüler, zumal die Brahmanen und Mohammedaner, zu vertreiben, und setzt wohl zu große Hoffnungen auf die indirekten Einflüsse der christlichen Lehrer. Sie hat in der Schule eine hübsche Kapelle mit bunten Glasfenstern, und in der Mittagsfreistunde findet dort stets ein kurzer liturgischer Gottesdienst statt; allein ich konnte mich davon überzeugen, daß derselbe recht schwach besucht ist.

Das sieht den Römern recht ähnlich, daß sie ihr großes Konkurrenz-College der englischen Hochschule schräg gegenüber gebaut haben. Sie hatten dasselbe früher in der am Meer gelegenen Küstenstadt Negapatnam, hatten aber den berechtigten Wunsch, es mehr in den Mittelpunkt des geistigen Lebens des Tamulenvolkes zu legen. Ihre Wahl fiel auf Tritschy, wo sie nächst Madura am stärksten vertreten sind. Nun haben die nach der S. P. G. gekommenen Leipziger ihr Missionsgehöft im Südosten der Stadt, wenigstens $1^1/_2$ englische Meilen vom Fort, die noch später gekommenen Wesleyaner haben sich in der Vorstadt Woriur, zwei Meilen westlich vom Fort niedergelassen; beide Gesellschaften sind bestrebt gewesen, der Konkurrenz durch zu unbequeme Nachbarschaft soweit als möglich aus dem Wege zu gehen. Für die Römer wäre ein ähnliches Verfahren um so mehr angebracht gewesen, als sie ihre Kathe-

drale seit alters mitten in der Stadt an der Madura-Hauptstraße haben. Aber die Vernichtung der protestantischen Mission ist ja in den Augen der Jesuiten mindestens so verdienstvoll, als die Bekehrung der Heiden. Dieses blühende College der S. P. G. zu ruinieren erschien ihnen als ein besonders erstrebenswertes Ziel. So erwarben sie schräg demselben gegenüber ein geräumiges Gehöft von 16—20 Morgen und führten darin eines der glänzendsten Hochschulgebäude auf, dessen sich Indien rühmen darf; hohe, ansehnliche, luftige Schulzimmer mit allem pädagogischen Apparat der Neuzeit, einen wahren Palast für das zahlreiche europäische Lehrpersonal — der „Jesuitenpalast" heißt das Gebäude im Volksmunde, — und eine schöne, stilgemäße, gotische Kirche. Für die Unterklassen erwarben sie noch den auf der andern Seite dem S. P. G. College gegenübergelegenen alten Regierungspalast der Engländer, in dem früher Lord Clive residiert hatte, und bauten ihn dementsprechend um. Die englische Mission hatte sich bei den Behörden gegen die unbequeme Nachbarschaft gewehrt, ist doch Tritschy so weit gebaut!, aber vergeblich; nun mußte sie den schweren Konkurrenzkampf aufnehmen. Aber da stehen wieder den Römern Mittel zu Gebote, welche anzuwenden den Evangelischen ihr Gewissen verbietet; sie haben das Schulgeld auf ein Mindestmaß heruntergesetzt; sie bieten in weitem Maße ihren Kostschülern unentgeltliche Aufnahme und Verpflegung an, ja sie liefern selbst die Schulbücher unentgeltlich, nur um Massen von Schülern anzuziehen. Es ist ihnen denn auch schnell gelungen, ihr College in die Höhe zu bringen; etwa 1800 Schüler besuchen dasselbe; darunter sollen neben 500 Katholiken nicht weniger als 1000 Brahmanen sein. Daß die Jesuiten gar keinen christlichen Religionsunterricht erteilen, sondern sich mit einer abgeblaßten Morallehre begnügen und nur nebenher in Privatkursen katholische Lehrunterweisung anbieten, ist den vornehmen Heiden besonders bequem. Man kann es verstehen, daß es den englischen Missionaren im Blick auf die gegenüberliegenden Prachtbauten nicht leicht ums Herz ist, zumal sie sich mit nur eben genügenden Bauwerken begnügen müssen. Aber sie sind

bisher nicht verzagt; seit 20 Jahren (1882) haben sie den ungleichen Kampf gekämpft und sind nicht unterlegen; gegen die 1800 Schüler des Jesuitencollege haben sie auch nach den neusten Jahresberichten noch 1600 behauptet; ihre Zahlen sind nicht erheblich zurückgegangen. Die Solidität ihrer Leistungen und die Tüchtigkeit ihrer Examensresultate haben denn doch die Schüler trotz aller Reizungen der Römer festgehalten. Aber daß die Römer in solcher rücksichtslosen Weise hier wie überall in Indien den Konkurrenzkampf gegen die Evangelischen aufnehmen, bringt in das indische Missionswerk ein Moment der Bitterkeit, welches wir sowohl im Interesse des Friedens der evangelischen Mission wie des Urteils der Heiden über das Christentum auf das schmerzlichste bedauern.[1])

---

[1]) Ich kann es mir nicht versagen, an dieser Stelle noch etwas weiter einen Blick in die römische Missionspraxis in Indien zu werfen. Ich hätte das katholische Missionswesen gern zu einem besondern Gegenstand meines Studiums gemacht. Bei der hochgradigen Spannung zwischen evangelischer und katholischer Mission, die ich auf Schritt und Tritt fand, war das leider unmöglich. Ich mußte mich begnügen, überall bei den evangelischen Missionaren und bei objektiv und sachlich urteilenden Männern Nachrichten einzuziehen. Daß die katholische Mission in Indien stark vertreten ist, nehmen wir ihr selbstverständlich nicht im mindesten übel. Sie ist lange vor uns dort gewesen, und sie hatte wenigstens im Süden und Westen schon seit dem Anfang der Neuzeit, besonders seit den Tagen ihres „Apostels" Franz Xaver, große Missionsgebiete. Um so überflüssiger und unverantwortlicher ist es, daß sie sich wieder und wieder in evangelische Missionen eindrängt; und der Schmerz über diese Einbrüche wird um so größer, wenn man den Zeitpunkt bedenkt, an dem sie in der Regel stattfinden. In Süd-Kanara hatten die Katholiken schon seit Jahrhunderten große Gemeinden von 40—60 000 Seelen, welche in geradezu sträflicher Weise vernachlässigt und in bodenlose Unwissenheit versunken waren. Die Basler Mission ließ sich 1835 in Mangalur nieder, die Katholiken kümmerten sich kaum darum. Aber als die Evangelischen mehr und mehr Boden, Einfluß und Ansehen gewannen, als gar unter der eingesessenen Tulu-Palmbauern-Bevölkerung eine Bewegung zum Christentum entstand, da erschienen mit einem Male 1881 die Jesuiten auf dem Plane und machten gerade die Hauptstation der Basler, Mangalur, zu ihrem Hauptquartier. Wäre es ihre Absicht gewesen, sich der armen, verwahrlosten katholischen Dorfbevölkerung anzunehmen, so hätten selbst damals die

Mein Führer Daniel entpuppte sich im Laufe unserer Fahrten als ein wesleyanischer Christ, ein früherer Katechist;

Basler gegen ihr Kommen nichts einzuwenden gehabt. Aber ihre Arbeit richtete sofort und entschieden ihre Spitze gegen die „Ketzer"; die Erfolge der Basler zu untergraben oder zu zerstören, schien ihnen viel verdienstlicher als ihre unwissenden Bauern zur Erkenntnis der Wahrheit zu bringen!

Die Krischnagar-Mission hatte infolge der Notzeit von 1838 mehrere tausend arme bengalische Bauern eingesammelt und arbeitete mit großem Fleiße an der religiösen und sittlichen Hebung dieser tiefstehenden Christen. Da kam eine tiefe Krisis über diese Mission. Der energische, vielleicht etwas zu rücksichtslose Missionar Vaughan hielt es für seine Pflicht, die Überreste der Kaste mit Stumpf und Stil auszurotten. Eine tiefe Erregung durchzog die Gemeinden. Gerade diesen kritischen Augenblick benutzten die schlauen Katholiken, um sich in Krischnagar selbst, der Hauptstation der Engländer diesen schräg gegenüber, festzusetzen, um mit ihrer Kastenduldung die wegen der Kaste Aufgeregten zu sich herüberzuziehen und so die englische Mission zu sprengen.

In Tschota Nagpur hatten sich die Katholiken wenig darum bekümmert, daß sich Goßners Glaubensboten in den wüsten Dschungeln bei den verachteten Kols niederließen; es hatte sie nicht gelüstet in die Arbeit einzutreten, als nach dem Sepoy Aufstand die Arbeit aus den Ruinen neu begründet werden mußte. Aber als nun eine fröhlich aufblühende Bewegung über die Kols gekommen war, da warfen sie ihre Augen auf das hoffnungsvolle Feld; und als der unselige Riß die alten Missionare in die Arme der Ausbreitungsgesellschaft trieb und der Zwiespalt durch alle Gemeinden, fast durch alle Familien ging, da glaubten sie ihre Stunde gekommen, um im Trüben zu fischen, da setzten sie sich gerade in Rantschi, dem Hauptquartier der Goßnerschen wie der Anglikaner fest. Wie sollen wir die Römer als Mitarbeiter im Weinberg des Herrn begrüßen, da wir wieder und wieder sehen, daß sie mit Vorliebe kommen, um die saure Arbeit der Evangelischen zu zerstören oder zu ernten, wo sie nicht gesäet haben!

Was mich im Blick auf die Arbeit der Katholiken immer mit tiefem Schmerze erfüllt hat, ist die Art ihrer Arbeit, und zwar ebensowohl unter den niedern wie unter den hohen Kasten. Zunächst ein paar Beispiele ihrer Arbeit unter den niedern Kasten. Es ist bekannt, daß die Römer die Kaste in der Kirche dulden, aber zu welchen Konsequenzen das in der Praxis führt, sollte man nicht für möglich halten. In den großen Städten wie Mangalur, Madura u. s. w. bauen sie einfach gesonderte Kirchen für die Sudra und Paria, für die ersteren oft

er erzählte mir soviel von der liebenswürdigen Gastfreundschaft seiner Missionare, daß ich mich kurz entschloß, um

---

prachtvolle Kathedralen, für die letzteren elende Lehmhütten. Was ist es für ein jämmerlicher Anblick, wenn man den Prachtbau und die Lehmhütte dicht bei einander sieht, welch ein Anschauungsunterricht von der christlichen Liebe für die umwohnenden Heiden! Wo sie nicht gesonderte Kirchen für die Kasten bauen können, begnügen sie sich etwa damit, daß sie Wände durch die Kirche ziehen und diese dadurch in verschiedene Abteilungen zerlegen. Ich sah selbst, wie die Sudra in Majaweram innerhalb der Kirchhofsmauern begraben wurden, während die Paria draußen außerhalb der Mauer halb im Sumpfe begraben lagen. Selbst nach dem Tode noch sollen Sudra und Paria streng geschieden sein!

Ein seltsamer Anblick sind wieder und wieder im Tamulenlande kleine Aufschüttungen von Erde längs der Straße mit ein paar niedern Erdhügeln und einigen kleinen, hölzernen Kreuzlein darauf. Manchmal mögen's wohl vernachlässigte katholische Kirchhöfe sein. Oft aber verdanken sie ihren Ursprung andern Beweggründen. Da wollen sich die Katholiken in einem Dorfe festsetzen, können aber keinen Boden für eine Kapelle bekommen. Flugs werfen sie in einer dunklen Nacht solch einen kleinen Kirchhof auf, und wenn die erstaunten Dorfbewohner erwachen, sehen sie die frischen Grabhügel und die Kreuze darauf. „Woher sind die Gräber auf einmal gekommen?" „Das ist schon seit undenklichen Zeiten ein katholischer Kirchhof gewesen," wird ihnen zur Antwort, „die Gräber waren nur verfallen; wir haben sie wieder aufgefrischt." Die Heiden fürchten sich viel zu sehr vor dem Zorn der Toten, als daß sie es wagten, die Wahrheit einer solchen Behauptung zu untersuchen. Ein evangelischer Missionar wollte gern Boden für den Bau einer Schulkapelle haben und ging zu dem Comissioner, dem englischen Verwaltungsbeamten, um von ihm ein Stück öde liegendes Regierungsland zu erbitten. „Es thut mir sehr leid, daß ich Ihre Bitte nicht erfüllen kann," sagte der wohlwollende Beamte, „aber im Vertrauen gesagt, warum machen Sie es nicht wie die Katholiken und werfen einfach einen Kirchhof auf? Dann würde Ihnen gewiß niemand den Besitz streitig machen." Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß der evangelische Missionar darauf verzichtete, sich auf solche Weise in den Besitz des Bodens für den Bau eines Hauses Gottes zu setzen.

Vielfach spielt bei diesen heimlichen, unkontrollierbaren Besitzergreifungen auch das Bestreben mit, den Schein zu erwecken, als seien die Römer in der Gegend stark vertreten. Gerade an den Mittelpunkten des Verkehrs, wo die Engländer zusammenströmen, errichten die Katholiken ihre Prachtbauten. In Dardschiling haben sie das glänzende St. Josephs-College und eine stattliche bischöfliche Residenz; der Gouverneur von Ben-

in Ruhe noch einige Tage in Tritschy weilen zu können, im wesleyanischen Missionshause Woriur (Ureiur), der westlichen

---

galen, die Regierungsbeamten und die zahllosen Sommerfrischler, die dort auf den Höhen Erholung suchen, sollen ihren Glanz sehen. Utakamund auf den blauen Bergen ist wieder solch ein Ort, wo sich's lohnt, Gepränge zu machen, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Die katholische Gemeinde in der Stadt und der Umgegend ist klein, sie wird meist von dem nahen Bischofssitze in Koimbatur aus bedient. Aber trotzdem stehen da an zwei der hervorragendsten Punkte sehr ansehnliche katholische Kirchen, „auf daß sie von den Leuten gesehen werden."

Und bei allem diesem Schein werden die katholischen Massen, das niedere Volk in gradezu sträflicher Weise vernachlässigt. Für ihre Erziehung, für das Volksschulwesen, für ihre geistliche Pflege geschieht fast nichts; die Klage über die Unwissenheit und Verwahrlosung dieser armen Leute ist in Südindien allgemein, und da ihnen der Branntwein, ihre Tänze und ihr Aberglaube gelassen wird, kann man es dort oft hören, daß sie schlimmer seien als die Heiden. Das ist auch der Grund, weshalb in Südindien wie in Tschota Nagpur soviel sogenannte Katholiken um Anschluß an die evangelische Kirche nachsuchen; von ihren alten Kastengenossen sind sie durch die Taufe getrennt; etwas Neues, Besseres haben sie in der katholischen Kirche nicht gefunden, der Pater kümmert sich nicht um sie; so kommen sie und suchen Hilfe, vor allen Dingen geistliche Belehrung bei dem evangelischen Missionar. Sie befinden sich dabei oft in einem so jämmerlichen Zustande, daß mir ein südindischer Missionar erzählte, er habe beschlossen, nie wieder einen Katholiken anzunehmen; aus ihnen werde im Leben nichts, sie bleiben ein Bann und ein Hemmschuh für das Wachstum der übrigen Gemeinde.

Ich ritt von der Goßnerschen Station Takarma aus in ein katholisches Uraodorf; wir trafen einen Mann auf seinem Gehöfte. Ich fragte ihn geradezu, wieviel Geld er für seinen Übertritt zur katholischen Kirche erhalten habe. Er beteuerte, selbst nichts bekommen zu haben. „Unser Dorf," so erzählte er, „wurde von dem Zamindar hart bedrückt. Der Pater kam und versprach uns Hilfe, wenn wir katholisch würden; und wenn ein Rentenprozeß nötig sei, werde er ihn bezahlen. Der Hauptmann erhielt 50 Rup. (75 M.), die andern Besitzer je 5—10 Rup. (8—15 M.). So wurde das ganze Dorf katholisch." „Und inwiefern ist es nun bei Euch anders geworden?" „Wir tanzen nicht mehr auf der Akra (dem öffentlichen Dorftanzplatz), sondern nur noch auf unsern Höfen. Die Zauberei hat uns der Pater verboten, aber unsern Zopf und unsere Amulette dürfen wir behalten; und Branntwein dürfen wir trinken,

Vorstadt von Tritschy, um freundliche Herberge zu bitten. Ich wurde mit der größten Liebenswürdigkeit aufgenommen und

---

soviel wir wollen." Welche Hoffnungen sind wohl auf ein so dürftig gepflanztes und so oberflächliches Christentum zu setzen?

In einem merkwürdigen Gegensatz zu diesen minderwertigen, vernachlässigten Dorfgemeinden stehen die glänzenden Schulanstalten der Römer an den großen Mittelpunkten des Verkehrs. Sie sind das Hauptmittel der Missionsarbeit unter den höheren Kasten. Bedenkt man, daß die Katholiken in den ersten drei Jahrhunderten ihrer Wirksamkeit in Indien nichts Derartiges aufzuweisen hatten, und daß sie erst durch den Wettbewerb mit der mächtig voranstrebenden evangelischen Mission zu diesen energischen Anstrengungen auf dem Gebiete des höheren Schulwesens angetrieben wurden, so möchte man geneigt sein, diesen späten Fortschritt in der katholischen Mission willkommen zu heißen. Außerdem ist gerade auf diesem Gebiete jede ehrliche Konkurrenz ein Gewinn für beide Teile, weil alle Beteiligten dadurch zu doppeltem Eifer angespornt werden. Aber im Blick auf die katholischen Schulanstalten finden wir die Konkurrenz leider in vielen Fällen nicht ehrlich. Ich will nicht leugnen, daß einige der katholischen Institute, zumal in der Bombay-Präsidentschaft, wegen ihrer Leistungen einen vorzüglichen Ruf genießen. Aber meist sind die Mittel, durch welche sie die Schüler anziehen und den evangelischen Anstalten abspenstig zu machen suchen, zweifelhafter Art. Sie schränken den christlichen Religionsunterricht auf ein Mindestmaß ein oder begnügen sich gar mit einigen Lektionen in allgemeiner Moral. Sie vermindern das Schulgeld oder erlassen es ganz; wenn die Schüler zwischen Anstalten die Wahl haben, wo sehr hohes oder wo gar kein Schulgeld gefordert wird, ist die Versuchung, die letztere zu bevorzugen, allerdings sehr groß. In verschiedenen Teilen Nordindiens sucht die Regierung diesen unlauteren Wettbewerb durch Unterbietung dadurch einzuschränken, daß sie ein Mindestschulgeld festsetzt und nur eine bestimmte Anzahl von Freistellen zuläßt. In Tritschinopoli aber haben z. B. die Katholiken den Erfolg zu verzeichnen, daß das anglikanische College jetzt jährlich einen Zuschuß der Missionskasse von fast 20000 M. braucht, während es sich früher selbst erhielt. Obendrein geben sie reichliche Stipendien, nehmen die Schüler in ihre Kosthäuser auf und suchen ihnen das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Wegen des dadurch herbeigeführten massenhaften Zusammenströmens minderwertiger und zweifelhafter Elemente sind allerdings die Leistungen dieser Anstalten zum Teil gering; und die Bevölkerung, selbst die heidnische, ist doch schließlich verständig genug, den Wert einer Schule nach ihren Leistungen zu beurteilen. Wenn also in dem großartigen Aloysius-College in Mangalur — wie mir dort von

hatte ausgiebige Gelegenheit, die mancherlei schwierigen Missionsfragen, die mir durch das Herz gingen, zu besprechen. Leider konnte auch Missionar G. Price meinem Eindrucke nicht widersprechen, daß es sowohl hier in Tritschy wie in dem benachbarten Tandschaur und sogar an dem Stammsitze der evangelischen Mission, in Trankebar, im letzten Jahrhundert nicht eigentlich vorangegangen sei. Nach einer verhältnismäßig frischen Entwickelung in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist ein gewisser Stillstand eingetreten, der durch das ganze 19. Jahrhundert von keiner Missionsgesellschaft hat überwunden werden können. Es ist ja offensichtlich an vielen Stellen auf dem Lande, unter den Pallern und Kallern im Süden von Tritschy und Tandschaur vorangegangen; ebenso unter den Irulern und verwandten niedern Sudra-Kasten nördlich vom Kaweri, unter den Paria im Majaweram-Distrikt; aber an den eigentlichen Stätten der alten dänisch-halleschen Missionare will es durchaus nicht wieder lebendig werden. Es mag das mit daran liegen, daß jene alten, aus dem 18. Jahr-

---

glaubwürdiger Seite erzählt wurde — von 35 Abiturienten nur 2 bestanden, so hat das doch zur Folge, daß alle Schüler dieses Institut verlassen, welche irgend sonst in der Lage sind, eine bessere Schule aufzusuchen.

In einer Konferenz sämtlicher evangelischer Missionare von Kalkutta und der Umgegend, der ich zu Anfang Februar 1901 beiwohnte, warf ein vielgereifter jüngerer Geistlicher, dem Roms Glanz wie so vielen die Augen geblendet hatte, die Frage auf, woher es komme, daß die Katholiken in Indien soviel größere Erfolge hätten als die Evangelischen. Mehrere alte, in indischen Missionsangelegenheiten erfahrene Männer antworteten ihm. Sie führten aus: Die katholische Mission in Indien 400 Jahre alt, die evangelische kaum einhundert; nach den eigenen Statistiken der Römer zählen sie rund 2 Millionen Christen, die Evangelischen, nach demselben System gerechnet, rund 1 Million. Da haben wir doch wahrlich keine Veranlassung, über verhältnismäßig zu geringen Erfolg zu klagen! Vor allem aber: alle Anzeichen in Nord- wie in Südindien weisen darauf hin, daß die evangelische Mission eine Großmacht im geistigen Leben Indiens ist, welche dieses bis in seine Tiefen hinein beeinflußt. Gerade eine solche geistige Macht ist die katholische Kirche in Indien nicht, — das ist schließlich das Entscheidende; das ist unsere Hoffnung und Zuversicht für die Zukunft.

hundert stammenden Gemeinden vorwiegend den Sudra-Kasten angehören, diese aber — wenige Ausnahmen wie die Schanar in Tinnevely abgerechnet — sich der Mission im 19. Jahrhundert überhaupt abweisend gegenüber gestellt haben.[1])

---

[1]) Die Statistik ist immerhin ein unzuverlässiges Ding. Es kommen dabei meist so viele schwer zu übersehende Faktoren in Betracht, daß leicht die darauf gegründeten Schlüsse anfechtbar werden. Hier ist zu beachten, daß aus der dänisch-halleschen Zeit und selbst bis in die Mitte dieses Jahrhunderts keine genauen Zahlenangaben vorliegen. Ferner haben sich die Stationsgrenzen vielfach verschoben, es sind neue Stationen abgezweigt. Endlich ist zu bedenken, daß Trankebar, seit es aufgehört hat, dänische Kolonie zu sein, sehr viele Christen durch Wegzug verloren hat. Allein alle diese Faktoren fallen doch nicht so schwer ins Gewicht, daß sie uns eine wenigstens ungefähre Übersicht unmöglich machten. In Tritschinopoli und Mötupatti traten um 1850 etwa 500 Christen zur lutherischen Mission über; etwa 7—800 werden bei den Engländern geblieben sein. In Tandschaur schlossen sich um 1851 etwa 450 Christen der lutherischen Mission an; etwa 1000 blieben bei den Engländern. In Trankebar übernahm die Leipziger Mission etwa 1400 Christen von den Dänen. Auf den drei Stationen zusammen zählte (etwa 1855) die Leipziger Mission 2450 Christen, die S. P. G. annähernd ebensoviel. Rechnen wir in dem seither verflossenen halben Jahrhundert den natürlichen Zuwachs durch den Überschuß der Geburten mit nur 1 % im Jahr, also mit 50 % für den ganzen Zeitraum, so müßten die drei Missionsstationen zusammen — ohne Zuwachs durch Heidentaufen in diesem Zeitraum, für jede der beiden Missionen jetzt ca. 3600 Seelen zählen. Nach der neusten vorliegenden Statistik der Leipziger Mission (Census von Ende November 1900) haben

Trankebar mit Karikal und Poreiar	2178
Tandschaur	1037
Tritschinopoli (außer Mötupatti)	626
	3841

Die S. P. G. zählte zu gleicher Zeit in Tritschinopoli 857
in Tandschaur 949
in Nangor-Trankebar 963
2769

Nun ist zwar ein Verlust der Seelenzahl bei der S. P. G. nicht anzunehmen, da zum Bereich von Tritschinopoli die beiden, wenigstens zum Teil alten Dorfbezirke Irangalur und Arialur mit zusammen 1785 Christen gehören. Es ist auch nochmals zu betonen, daß sich sowohl der Leipziger Mission wie der S. P. G. neue Thüren aufgethan haben, die zum Teil

Die wesleyanische Mission hat denn auch ihren Betrieb auf diesen Zustand eingerichtet; ihre Gemeinde in der Stadt

erfreuliche Erträge gebracht haben und noch bringen. Aber alles dies kann uns doch das betrübliche Ergebnis nicht verhehlen, daß die drei alten Stationen Trankebar, Tandschaur und Tritschinopoli durch Heidentaufen kaum gewachsen sind. Karsten, Geschichte der lutherischen Mission, berechnet (II, 183), daß in Tandschaur von 1849—1893 von der Leipziger Mission 421 Heiden getauft, davon aber eine ziemliche Anzahl wieder abgefallen seien. Allein wenn er angiebt, daß 1863 bereits 921 Christen vorhanden gewesen seien und die neueste Statistik ihrer 1037 zählt, wovon jedoch viele der 130 Kostschüler billigerweise in Abzug zu bringen sind, so ist die Zahl der Christen in 37 Jahren dem Anschein nach gleich geblieben. Derselbe giebt für Tritschinopoli mit Mötupatti bereits 1871 die Zahl der Christen auf fast 1000 Seelen an, nach der neuesten Statistik zählen beide Gemeinden 1093 Seelen, also in 30 Jahren ein Zuwachs von kaum 100 Seelen, der nicht einmal dem normalen Wachstum durch Geburten entspricht. Und dabei meint Karsten noch, gerade Tritschinopoli habe viel Zuzug von auswärtigen Lutheranern erhalten. Die Stadtgemeinde Trankebar ist ohne Zweifel durch Wegzug sogar stark zurück gegangen; es zählte (Karsten II, 113) 1861 noch 780 Seelen, nach 20 Jahren war die Zahl auf 695 zusammengeschmolzen; der neueste Census zählt (ohne Karikal) gar nur noch 606 Seelen. Wir können für die S. P. G.-Gemeinden die Zahlen nicht in gleicher Weise kontrollieren, weil englische Missionen nicht annähernd mit gleicher Zuverlässigkeit und Ausführlichkeit berichten. Aber allem Anschein nach steht es bei ihnen eher schlechter als besser. Allerdings ist zu bedenken, daß vorstehende Zahlenreihen sich nur auf die Stadtgemeinden beschränken, und die großen Städte Indiens haben im 19. Jahrhundert bekanntlich fast überall sehr geringe Ernten aufzuweisen. Ferner sind Tritschy und Tandschaur die Mutterstationen gewesen, von denen aus eine lange Reihe von Tochterstationen gegründet und selbständig gemacht sind. Wenn die Muttergemeinden ihre zur Selbständigkeit erstarkten Töchter aus ihrer Pflege entlassen haben, ist es für sie kein Vorwurf, wenn sie jetzt als kinderarm erscheinen. Endlich sind die Tamulen ein wanderlustiges Völkchen, die einen suchen sich als Handwerker und Beamte ihr Brot in aufstrebenden Städten und haben so den Stamm der Stadtgemeinden von Madras, Bangalur, Koimbatur u. s. w. gebildet. Die Die andern wandern nach Hinterindien, Ceylon, Mauritius und Afrika aus, um sich dort anstatt der Armut des Heimatlandes eine bessere Existenz zu gründen. Ob sich diese für die Leipziger Mission giltigen Erklärungsgründe auch auf die beiden englischen, neben ihr arbeitenden Missionen beziehen, vermag ich nicht anzugeben.

ist klein und besteht meist aus Angestellten der Mission und deren Familien; eigentliche Missionsarbeit betreibt sie fast nur in den dörflichen Außendistrikten. In der Stadt unterhält sie ein ziemliches Netz von (9) Knaben- und Mädchenschulen, die zum Teil auch von Kindern reicher Eltern zahlreich besucht werden, aber trotzdem nicht recht vorwärts kommen. Ich hatte Gelegenheit, in einer ihrer Mädchenschulen einer Preisverteilung beizuwohnen; ich war erstaunt über den glänzenden Schmuck der Kinder; in seidene Kleider gehüllt, strotzten sie von Gold, Silber und Perlen; Halsketten aus echten, an einander gereihten Louisdors, Gürtel aus echtem Gold und Silber, Perlengehänge im Haar, so kamen sie mir wie aufgeputzte Pfauen vor; aber ihre Leistungen sind, so klagte mir die Leiterin der Schule, äußerst gering. Es ist eine mühsame und in der entsetzlichen Hitze dieser „Bratpfanne Südindiens" doppelt aufreibende Arbeit, eine rechte Saat auf Hoffnung.

Tandschaur.

Es ist nur eine kurze Eisenbahnfahrt von wenigen Stunden von Tritschy nach Tandschaur, aber sie ist von großer, eigenartiger Schönheit. Wir sind im Delta des Kaweri-Stromes, einem der fruchtbarsten Gebiete Indiens, wo die glühende Tropensonne im Verein mit der unerschöpflichen Kraft des angeschwemmten Bodens und den stets in reichster Fülle vorhandenen Wassermassen das ganze Land in einen großen Garten umgewandelt hat. Hier ist jeder Fußbreit Landes angebaut; Reisfeld reiht sich an Reisfeld, und wo nur immer die Dörfer der hier besonders dichten Bevölkerung sich drängen, da stehen dunkelgrüne Mangohaine, überragt von zierlichen Kokospalmen; die Landstraßen sind überschattet von breitästigen Banyanen und gelb und rot blühenden Tulpenbäumen, und hier und da reckt sich ein phantastischer Gopuram über die Baumgruppen hervor, oder wir huschen im Fluge an einer großen Gruppe thönerner, überlebensgroßer Pferde vorbei, dem gespenstigen Troß des Tamulengottes Eijenar. Bald tauchen die hohen Bauten von Tand-

schaur aus dem üppigen Grün auf, wir laufen in die alte tamulische Königsstadt der Tschola-Dynastie ein. Die Tamulen sind — dadurch sich vorteilhaft von den meisten andern Völkern Indiens unterscheidend — in gewissem Sinne ein historisches Volk; sie haben in der Geschichte der drei Reiche der Tschera, der Tschola und der Pandianen, zumal der beiden letzteren, große geschichtliche Erinnerungen und große Bauwerke, welche an die Zeit der alten Königsherrlichkeit erinnern. Mich hatten schon in Madura, der südlichen Hauptstadt des Tamulenlandes, diese prächtigen Bauten angezogen. Hier in Tandschaur befand ich mich wieder auf historischem Boden.

Der Leipziger Missionar Rüger, der mir freundlich in seinem Bungalow Quartier gewährte, hatte selbst die Güte, mir als Führer zu dienen. Die denkwürdigen Bauten liegen auf verhältnismäßig engem Raume, im Fort, bei einander. Die beständige Kriegsgefahr in den leider unabläßigen Fehden der eingeborenen Herrscher forderte, daß man sich im Schutze der zum Teil noch erhaltenen, freilich arg verfallenen Mauern zusammendrängte. Wir richten unsere Schritte zuerst nach der Schiva-Pagode, dem berühmtesten Tempel von Tandschaur und einer der schönsten Tempelanlagen in Indien. Wir treten durch zwei niedrige, gedrückte Gopurams auf einem schmalen, unansehnlichen Wege in den weiten Tempelhof. Dieser Tempel ist nach einem ganz andern architektonischen Prinzip gebaut als die meisten andern tamulischen Tempel; es scheint im wesentlichen eine Anlage aus einem Gusse und von großartigen Maßen zu sein. Hier rückt, was ja der Idee nach bei allen diesen Tempeln selbstverständlich sein sollte, das Heiligtum mit dem Schiva-Bilde in den beherrschenden Mittelpunkt der Anlage; es ist zu einem großen Gopuram auf quadratischer Unterlage aufgetürmt und von einer mächtigen Kuppel, der massiv sein und aus einem Steine bestehen soll, überwölbt. Man zerbricht sich den Kopf, wie diese riesige Steinmasse auf diese Höhe hinaufbefördert ist! Vor diesem majestätischen Heiligtum befinden sich die obligaten Zuthaten

jedes Schivatempels, vor allem der ruhende Nandi oder Schivastier; es ist ein 16 Fuß langer, 12 Fuß hoher Syenit-Monolith, ein Wunderwerk indischer Skulptur; die Geologen behaupten, ähnliches Gestein gebe es auf hunderte von Meilen im Umkreise nicht; der mächtige Block müsse aus weiter Ferne herbei geschafft sein; wie das bei den einfachen Transportmitteln der alten Zeit möglich gewesen sein soll, weiß niemand anzugeben. Die Brahmanen fabeln, der Nandi sei ursprünglich viel kleiner gewesen, er wachse aber von Jahr zu Jahr; er habe schon gedroht, durch das schützende Steindach hindurchzuwachsen; deshalb habe man ihm einen Keil in die Stirn geschlagen, um weiteres Wachstum nach dieser Seite zu verhindern. Um das Heiligtum und die Nandi-Halle herum liegt nun ein breiter, bequemer Tempelhof, der auf allen Seiten angemessen durch Säulenhallen und Nebenbauten abgeschlossen ist. Die an klassische Maße nicht gewöhnte indische Phantasie und Tempelbauwut hat es allerdings nicht lassen können, die harmonischen Verhältnisse des ursprünglichen Baues durch eingebaute, kleinere Heiligtümer zu verunstalten; denn wo Schiva ein Heiligtum hat, dürfen doch auch sein Weib Kali und sein Sohn Subramania nicht fehlen; doch mit diesen Bauten söhnen den Beschauer noch viele Schönheiten im einzelnen, besonders sorgfältig ausgeführte Skulpturen aus. Schändlich aber ist, daß die weite Säulenhalle, welche die Tempelanlage auf zwei Seiten umgiebt, angefüllt ist mit einer unabsehbaren Reihe steinerner, roh behauener Lingams, dieser scheußlichen Abzeichen des Schiva-Kultus, und daß alle Wände derselben vollgeklext sind mit wertlosen, häßlichen Freskomalereien aus der wild wuchernden Göttergeschichte.

Es waren im Tempel, wie überall in Tandschaur und den Nachbarstädten, die Vorbereitungen zum Empfang des indischen Vicekönigs Lord Curzon im Gange; wir fanden den großen Nandi ganz mit Buttermilch und Öl eingesalbt, er sollte zur Feier des hohen Besuchs einmal gründlich abgeseift werden; und das that ihm allem Anschein nach hoch not, denn die zahllosen Pilger schütten Tag für Tag ohne

Erbarmen ihre Öl- und Fett-Spenden über ihn aus. Wichtiger und interessanter war mir eine andere Vorbereitung. Sonst bemüht man sich in Indien, bei jedem bevorstehenden hohen Besuch, die Bauten durch einen schnell herzustellenden Kalkanstrich oder Stuckbezug wenigstens äußerlich in stand zu setzen; ich habe öffentliche Gebäude gesehen, an denen man zehn und mehr solche Überzüge in den verschiedensten Farben übereinander beobachten konnte. Hier hatte man diesmal den glücklichen Einfall, allen Stuck und Kalk abzukratzen und den ursprünglichen, natürlichen Stein wieder vorzubringen; und man machte bei diesem Bemühen die erfreuliche Entdeckung, daß die Wände von zahllosen alten, äußerst wertvollen Inschriften bedeckt sind, welche nicht allein auf die Baugeschichte und die religiösen Verhältnisse des uralten Sivaheiligtums, sondern auch auf die Geschichte der Tscholadynastie ein neues Licht zu werfen versprechen.

Eine kurze Wanderung brachte uns nach dem alten Königspalaste, in dem nacheinander die Tscholas, mohammedanische Usurpatoren und eine Mahratha-Dynastie noch bis zum Jahre 1855 residiert haben. Es ist ein wirres, wüstes Durcheinander von Höfen, Hallen, Gängen, Winkeln, Stuben und Kellern; es ist kaum geraten, sich in dieses Labyrinth ohne kundigen Führer zu tief hinein zu begeben. Doch sind einzelne Teile des weitschichtigen Baues immerhin interessant, so vor allem die große Empfangshalle (Durbar-Halle). Von der auf hohen, reich bemalten Säulen ruhenden Decke hängen zahlreiche, aus buntfarbigem Glas zusammengesetzte Kronleuchter herab, die einst ein magisches Licht verbreitet haben mögen. Auf dem elfenbeinernen Thronsessel, dem Herrscherstuhle der einstigen Könige, hinter dem die aus prächtigem, weißen Marmor gefertigte Statue des Radscha Serfodschi von dem Engländer Flaxmann steht, ruht das Bild des letzten Radscha Sivadschi, während die Wände mit den sehr großen Bildern der Radschas und den sehr kleinen der Ranis, ihrer Gemahlinnen, geschmückt sind. Missionar Rüger machte mich auf einen hohen Seitenflügel des Palastes aufmerksam. Dort

oben wohnen die unglücklichen Ranis, die Gemahlinnen des letzten Königs von Tandschaur, Sivadschi. Da dieser Tyrann keine legitimen Kinder hatte, wußte er, daß bei seinem Tode Thron und Reich an die Engländer übergehen würden; er wollte ihnen diesen fetten Bissen noch echt orientalisch versalzen. Auf seinem Totenbette ließ er sich 17 kleine Mädchen im Alter von 2—4 Jahren antrauen und bestimmte testamentarisch, daß jede seiner „Witwen" bis an ihr Lebensende monatlich 1000 Rup., die „Senior-Rani" sogar monatlich 2000 Rup. Pension erhalten sollte. Tags darauf starb er, — und die 17 Kinder waren Witwen, Witwen in dem vollen Umfang dieses schrecklichen Wortes nach tamulischen Begriffen; sie hatten mit dem Leben, in das sie noch gar nicht eingetreten waren, abgeschlossen und müssen den Rest ihrer Tage in den öden Räumen des verlassenen Königsschlosses vertrauern. Jetzt nach 47 Jahren leben noch fünf von den Ranis. Nur den Missionsschwestern der Leipziger ist es bisweilen gestattet, sie in ihrer trostlosen Einsamkeit und Öde zu besuchen.

Bei weitem das Wertvollste in dem Königspalaste ist die große Bibliothek, die größte und eigenartigste indische Bibliothek, die mir zu Gesicht gekommen ist. Bekanntlich schrieben die Inder — und thun es großenteils heute noch — auf Palmblättern, die etwa einen Fuß lang und 2—2½ Zoll breit zusammengefaltet und durch Fäden und Bretter zusammengebunden werden. In dieser Bücherei sind nicht weniger als 18000 solcher Manuskripte, darunter viele Werke von großer Bedeutung für die indische Religions- und Kulturgeschichte. Über alle Systeme der indischen Philosophie finden sich hier die umfassendsten, oft originalen Quellenwerke, eine wahre Fundgrube für Indologen und Religionsforscher!

Nicht weit von dem Palaste ist der heilige Tempelteich, ein unentbehrliches Erfordernis jedes großen indischen Tempels. Große Treppenfluchten, sogenannte Ghats, führen zum Wasser hinunter; eins fiel mir dabei auf, diese Treppen sind nach den verschiedenen Kasten abgeteilt; hier dürfen nur Brahmanen, dort nur Sudras oder Mohammedaner oder Paria Wasser

schöpfen und baden. Wenige Schritte vom Teiche steht eines der merkwürdigsten Denkmäler der Mission in Indien, die alte Kirche, welche Schwartz im Jahre 1779 im Fort erbaute. Es ist ein freundlicher, wenn auch nicht gerade imponierender Bau ohne Turm; über dem Portal steht noch die alte Inschrift: „Haec domus precum constructa est 1779“ („Dieses Bethaus ist erbaut 1779). Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß Schwartz seine Garnisonkirchen wie in Tritschy unmittelbar am Fuße des Tempelfelsens, so hier ganz nahe bei dem Tempelteiche und dem Nationalheiligtum erbauen durfte. Wie oft haben seither die Brahmanen Anstrengungen gemacht, die ihnen anstößige Kirche aus dieser unbequemen Nachbarschaft zu entfernen! Es ist allerdings seither eine Verschiebung der christlichen Gemeinde eingetreten; schon Schwartz war mit seinen Christen nach der 20 Minuten vom Fort entfernten Vorstadt Mahanombutscharady übergesiedelt, wo ihm der Radscha Serfodschi ein großes Areal unentgeltlich überwiesen hatte; dort baute er eine neue Kapelle, die fortan der Mittelpunkt des gottesdienstlichen Lebens geblieben ist. Dort in der Vorstadt besteht bis heute das Christenquartier, die kleine Schwartzsche Kapelle ist zweimal gänzlich umgebaut und erweitert worden und ist so zu einer stattlichen Kirche geworden. Das Heiligtum, das sie umschließt, ist das Grabmal des Missionars Schwartz. Trotzdem ich diese denkwürdige Stätte gern gesehen hätte, konnte ich mich nicht entschließen, sie aufzusuchen. Wenn nämlich auch die englischen Berichte schreiben, die Kirche sei neuerdings im „byzantinischen Stile“ umgebaut, so hat ein unparteiischer Beobachter viel mehr den Eindruck, sie sei zur Anpassung an indische Bauformen im Äußern einer dreikuppeligen Moschee ähnlich gemacht. Man redet ja in Deutschland dem Streben nach Nationalisierung der indischen Kunst, auch des Baustils das Wort. Nach den Proben, die ich von solcher Anpassung gesehen, ist mir alle Lust dazu verdorben; hier diese moscheeähnliche St. Peters-Kirche konnte mir ebenso wenig gefallen, wie der Gopuram ähnlich gebaute Kirchturm der römischen Kathedrale in Tritschy.

Da im Fort keine Christen mehr wohnen, steht leider die alte Schwartz-Kirche fast unbenutzt; nur am Neujahrstage findet Gottesdienst in ihr statt. Aber die Hauptsache ist doch geblieben, jenes bekannte Marmormonument, das der Radscha Serfodschi für seinen väterlichen Freund und Berater errichten ließ, das älteste und berühmteste Marmordenkmal, das einem evangelischen Missionar errichtet ist. Die von Serfodschi selbst verfaßte Inschrift des Monuments lautet:

„Fest warst du, weise, demütig,
Redlich, rein, unverstellt gütig,
Vater der Waisen, der Witwen Stütze,
Tröster in jeglicher Trübsalshitze;
Denen in Finsternis helfend zur Klarheit,
Wandelnd und weisend die Wege der Wahrheit,
Segen den Fürsten, den Völkern — und mir.
Daß ich, mein Vater, nachwandele dir,
Wünschet und bittet dein Serfodschi hier."

Die Leipziger Mission ist gegen die Anglikanische Mission (S. P. G.), die hier wie in Tritschy das Erbe des Vaters Schwartz angetreten hat, nach verschiedenen Seiten im Nachteil. Jene haben weitaus den größeren, vielleicht auch den geistig wertvolleren Teil der Gemeinde behalten; auch der bekannte Tamulendichter Wedaneichen ist trotz seiner lutherischen Anschauungen bis an seinen Tod im Verband der anglikanischen Mission geblieben. Die anglikanische Gemeinde hat auch das schöne Erbteil in Gestalt der beiden Kirchen und vor allem des wertvollen Christenquartiers. Trotz dieser Vorzüge scheint die deutsche Mission die englische überflügelt zu haben; nach der neuesten Statistik zählen die Leipziger in Tandschaur 1037, die S. P. G. nur 949 Getaufte. Nun könnte man gegen diese Zahlen allerdings einwenden, daß in der ersteren eine große Außengemeinde mit eingerechnet sei, während die der S. P. G. unter anderen Titeln (Vediarpuram, Kanandagudy u. a.) besonders gezählt werden. Allein nicht nur in Tandschaur, sondern auch im ganzen Kaweri-Lande, also im ganzen Stammlande der deutsch-lutherischen

Mission haben die Leipziger[1]) numerisch das Übergewicht. Die S. P. G. hat sich in Tandschaur wie in Tritschy auf das höhere Schulwesen geworfen und hat auch hier ein „first-grade College“, also ein Schulsystem mit akademischem Aufbau eingerichtet. Es wäre von großem Interesse, in das innere Leben und die Entwickelung der anglikanischen Ge-

[1]) Nach der neuesten Statistik vom Dezember 1900 zählten im Bereich des Kaweri-Deltas von Shialy im Norden bis Nagapatnam im Süden die S. P. G. 5855 Getaufte
die Wesleyaner 1000 „ (Statistik von 1899)
die Leipziger 10606 „
17461 „
Die Leipziger Mission hat also noch ein halbmal soviel Gemeindeglieder als beide konkurrierende Missionen zusammen. Nun muß man allerdings eingestehen, daß man beim schnellen Durchreisen durch dies Missionsgebiet nicht den Eindruck hat, daß die deutsche Mission die tonangebende sei. Die Engländer treten dazu zu selbstbewußt auf; ihre großen Stationen — wie das ausgedehnte Gehöft der Wesleyaner in Woriur bei Tritschinopoli — und ihre großen Schulanstalten — wie die beiden großen (first-grade) Colleges der S. P. G. in Tritschinopoli und Tandschaur und die in ganz Südindien berühmte Industrieschule der Wesleyaner in Karur — thun es einem an. Ich war deshalb selbst anfangs über dies statistische Ergebnis überrascht. Es zeigt sich hier recht auffällig der Unterschied des englischen und deutschen Missionsbetriebes. Die Engländer gründen große Stationen, glänzende Schulanstalten, komplizierte Arbeitsorganismen mit großem einheimischen Personale; die Deutschen haben verhältnismäßig kleine Stationen, unansehnliche Schulen und Kosthäuser und einen an Zahl bedeutend geringeren einheimischen Arbeiterstab. Aber in der Stille arbeiten sie treuer, intensiver, solider, — und der Erfolg ist auf ihrer Seite. Daß sich übrigens das Zahlenverhältnis in diesem halben Jahrhundert so sehr zu Ungunsten der S. P. G. verschoben hat, mag seinen Grund noch in zwei Umständen haben. Einmal arbeitet die S. P. G. auf diesem wie leider auf ihren meisten Missionsfeldern mit einem unzureichenden Personale; sie hat (nach der Statistik von 1900) auf diesem ganzen Gebiete nur drei Missionare und zwei Missionsschwestern gegen fünfzehn Missionare und drei Missionsschwestern der Leipziger. Sodann kommt den Leipzigern das ehrenvolle Gedächtnis der alten dänisch-halleschen Mission zu gute; der Segen, der auf dem Namen dieser ehrwürdigen Väter ruht, trägt noch bis heute Zinsen und giebt in den Augen der zäh am Überlieferten hängenden Tamulen den Fortsetzern ihrer Arbeit einen Vorzug.

meinde einen genaueren Einblick zu gewinnen, als die dürftigen Berichte im S. P. G. Report und im Mission Field gestatten. Das wäre besonders für die Beurteilung der Kastenfrage von Bedeutung. Gerade hier versuchten die anglikanischen Missionare ihre kastenstürmerischen Grundsätze mit rücksichtsloser Energie durchzusetzen und entließen alle Missionsdiener, die sich dem nicht fügten; man sagte mir in lutherischen Kreisen, daß seit diesem Kastensturme die S. P. G.-Gemeinde den Keim unheilbaren Siechtums in sich trage und sich nicht weiter entwickele. Auf der andern Seite klagte mir gegenüber gerade ein S. P. G. Missionar bitter über diese Gemeinde und ihren Missionar; es sei ein Ärgernis, wie da die Kaste ganz offen geduldet werde; „man zeige mit Fingern auf sie zum Beweis, daß die S. P. G. die Kaste fast noch sorgsamer pflege als die Leipziger!"

Auch diese letzteren haben Tandschaur zu einer Schulstation gemacht; Knaben- und Mädchen-Primär- und Mittelschulen, Knaben- und Mädchenkosthaus liegen dicht bei einander und bilden mit der massiven und soliden Trösterkirche, dem freundlichen Bungalow des Stationarius und demjenigen der beiden Missionsschwestern immerhin eine stattliche Station; die Schwesternstation mit den Mädchenschulen und dem Mädchenkosthause ist allerdings teilweise schon in ein eignes Gehöft verlegt worden. Ich konnte in das Schulwesen nicht recht einen Einblick bekommen, weil gerade Examenstage waren. Da haben alle Examinanden dreimal je zwei Klausurarbeiten über versiegelt zugesandte Themata zu schreiben, und jeden Abend regnen Stöße von mehr oder weniger sauber geschriebenen Manuskripten in das „Office", die Studierstube des Missionars; glücklicherweise braucht sie dieser nicht selbst zu lesen, sondern nur an die Examensbehörde weiter zu befördern. Was das an den Centralstellen für Berge von Schüleraufsätzen giebt, wenn die Post Tag für Tag von hunderten von Schulen Stöße von Examensarbeiten abliefert, und welche geisttötende Arbeit es für die Examinatoren sein muß, tausende von mangelhaften Elaboraten über dasselbe

Thema zu lesen und nach Points einzuschätzen, das wagt man nicht auszudenken. Aber diese geistlosen, lediglich schriftlichen Prüfungen gehören nun einmal zum indischen Schulwesen, und die beteiligten englischen und indischen Beamten finden sich in das uns unerträglich scheinende Übel mit dem stoischen Gleichmut: „Was sein muß, das muß sein!“

Trankebar.

Trankebar, diesen Ausgangspunkt der evangelischen Mission in Indien, zu sehen, war mir ein Lieblingswunsch; so war es mir eine besondere Freude, als ich, von Majaweram kommend, durch wasserbedeckte Reisfelder dahinfuhr und die Stadtmauern des alten Trankebar in der Ferne auftauchten. Bald war ich an dem stattlichen Thore angelangt und fuhr durch dasselbe in die Königsstraße ein. Trankebar macht einen Eindruck wie manche elsässische Städte, die, durch die Verschiebung des Verkehrs infolge des französischen Krieges ihrer ehemaligen vorteilhaften Verbindungen beraubt, langsam aber sicher dahinzusiechen scheinen. Ein gewisser Schein von Eleganz und Wohlstand steht in auffallendem Widerspruch mit den überall zu Tage tretenden Zeichen des Verfalls und der Armut. Auf den ersten Blick möchte man meinen, daß die Königstraße den Vergleich mit jeder Hauptstraße einer deutschen Landstadt aushalten könne; aber bei genauerem Zusehen merkt man an allen Gehöften, daß sie nur mit Mühe instand gehalten werden. Die starken, salzigen Seewinde vom nahen Ocean nagen zu sehr an allem Gemäuer, und wenn ein Haus auch nur einige Jahre nicht ausgebessert wird, sieht es wie eine Ruine aus. Aber dieser Zug paßt gut zu dem ganzen Bilde, zu der Überlieferung Trankebars, sie prägt ihm einen historischen Charakter auf. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Hauptstadt einer aufblühenden dänischen Kolonie mit einer zahlreichen Bevölkerung von Reedern und Kaufleuten aus den angrenzenden Gebieten und nicht wenigen dänischen Beamten, wurde es in demselben Maße in Schatten gestellt, als die britische Kolonialmacht in Indien wuchs und die Nebenbuhler aus dem

Felde schlug. Als die Dänen Trankebar an England abtraten, war sein Schicksal besiegelt; die Engländer hatten kein Interesse, das abgelegene Städtchen in ihr Verkehrsnetz hineinzuziehen; selbst die Küsteneisenbahn vermeidet dasselbe fast künstlich und hat damit das Urteil gesprochen. Trankebar ist unrettbar im Niedergang begriffen; vielleicht wird es in wenigen Jahrzehnten nur noch ein unansehnliches Fischerdorf sein. Es ist wehmütig, von dem hohen Turm der stattlichen, leider sehr ruinenhaften Dansborg, des Wahrzeichens von Trankebar, die Stadt und Umgegend zu überschauen. An dieser offenen Reede, an der jetzt die Wogen des Oceans ungehindert branden, landeten in alten Zeiten zahlreiche große und kleine Schiffe und tauschten die Güter Europas gegen die Produkte Indiens ein. Jetzt landet nur noch selten ein Schiff in dem einsam gewordenen, versandeten Hafen. Der große Platz vor der Dansborg mit seinen stattlichen, palastartigen Häusern war ehedem an Werktagen voll muntern Lebens und Handelns, an den Abenden der gern aufgesuchte Spazierweg für die vornehme Welt der Kolonie; jetzt gehen nur etwa noch die Missionare nach des Tages drückender Hitze zum Strande hinunter, um eine Viertelstunde die erfrischende Seebrise zu genießen.

Nur ein Lebenspunkt ist in Trankebar noch geblieben — die Mission. Man hat dort wie nur an wenigen andern Orten Indiens den Eindruck, daß die Mission der hervorstechende Zug im Stadtbilde ist. Die Leipziger Mission hat seit dem Beginn ihrer Arbeit in Indien, auch darin in den Fußstapfen der alten Väter wandelnd, Trankebar zu ihrem Hauptquartier und zum Sitze ihrer Centralinstitute gemacht. Mancherlei sprach und spricht auch jetzt noch dafür; die Überlieferung lebt in den lutherischen Gemeinden, daß das Evangelium von Trankebar ausgegangen ist; sie sehen dahin als zu der ehrwürdigen Mutterstadt. Da Trankebar aufgehört hat, Mittelpunkt einer Kolonie zu sein, stehen die alten Regierungsgebäude und die Bungalows der Beamten leer, die Mission kann diese geräumigen Häuser billig kaufen und sich mit ihren Instituten bequem darin einrichten. Und gewiß hat es seine Vorteile,

wenn gerade die Centralinstitute einer wachsenden Mission nicht in einer geräuschvollen, übereifrigen Verkehrsstadt liegen. Trotzdem habe ich starke Zweifel, ob die Leipziger Mission dauernd Trankebar als ihren Mittelpunkt ansehen kann. Von den bequemen Verkehrswegen abgeschlossen, ist es immerhin von allen Seiten eine ungeschickte, zeitraubende Reise, um nach Trankebar oder von dort weg zu gelangen, und der Mittelpunkt einer Mission sollte doch eine centrale Lage haben. Außerdem hat die Hochschule bereits von Trankebar weg verlegt werden müssen, weil dort die Verhältnisse für dieselbe allzu ungünstig waren, und auch für den Schriftenverkauf und Verlag ist das abgelegene Städtchen unpraktisch. Vor allem aber das Herz der Mission schlägt nicht mehr in Trankebar, rings umher ist alles mehr oder weniger tot, die Gemeinde wächst kaum durch Heidentaufen, und auch die inneren Zustände der Gemeinden sind keineswegs ideal. Die schwere Frage ist nur, wohin der Mittelpunkt der Leipziger Mission verlegt werden könnte, wenn Trankebar aufgegeben wird.

Doch das sind Sorgen der Zukunft. Vorerst freute ich mich herzlich, in der ehrwürdigen Stadt einzukehren und in dem gastlichen Hause des Seniors der Leipziger Mission Pamperrien freundlichste Aufnahme zu finden. Das muß ich überhaupt sagen, daß die Gastfreundschaft, die ich überall in Indien in den deutschen Missionshäusern gefunden habe, mich gerührt und oft tief beschämt hat. Selbst wo infolge verschiedener theologischer oder missions-theoretischer Gesichtspunkte eine volle Harmonie nicht herrschen konnte, waren die Geschwister von einer herzlichen Liebe und einer Bereitschaft, auf alle und jede Frage Auskunft zu erteilen, daß ich es immer wieder geradezu als ein Privileg, ein Gnadengeschenk Gottes ansehen lernte, mit so vielen Brüdern in Christo in persönliche Berührung zu kommen und an ihren Freuden und Leiden teilzunehmen. Senior Pamperrien hat, wie dem in Leipziger Missionsverhältnisse Eingeweihten bekannt ist, ein ungewöhnliches Maß von Arbeitslast zu tragen; trotzdem widmete er mir während der Tage meiner Anwesenheit in vollem Maße seine Zeit, und ich

fürchte, daß er die frühsten Morgenstunden und die halbe Nacht zu Hilfe genommen hat, um trotzdem die laufenden Arbeiten zu erledigen. Allerdings war mir die reichliche Aussprache gerade mit ihm besonders wertvoll. Die Leipziger Mission nimmt in vieler Beziehung, namentlich in der Kastenfrage, unter den Tamulen-Missionen eine eigenartige Stellung ein, und ich muß gestehen, daß ich trotz alles vorausgehenden Studiums und alles lieben Verkehrs mit Leipziger Missionaren erst in Trankebar zu einer, wie ich hoffe, richtigeren Würdigung dieser verwickelten Frage gekommen bin.

Unter Senior Pamperriens freundlicher Führung besuchte ich die verschiedenen Missionsinstitute und die in ihnen arbeitenden Missionsgeschwister. Die nicht gerade große Druckerei und Buchbinderei und das damit verbundene Bücherlager hat für die Leipziger Mission Bedeutung, verdiente aber, auch darüber hinaus mehr gebraucht zu werden. Die Leipziger haben die alte, treffliche Bibelübersetzung von Fabricius und wollen dieses Kleinod der Väter nicht preisgeben. Leider hat die sonst im allgemeinen vortrefflich beratene britische Bibelgesellschaft eine nach Ansicht der Leipziger minderwertige Übersetzung bevorzugt, und die andern tamulischen Missionen sind ihr darin gefolgt. Dadurch sind die Leipziger in die unbequeme Lage versetzt, sich in der wichtigen Bibelfrage von den andern Missionen zu trennen und ihre Fabriciusbibel in eigenem Verlage drucken zu müssen. Die übrige religiöse Litteratur, biblische Geschichten, Spruchbücher, Hilfsbücher für die Erbauung und den Unterricht, sind von der Bibelübersetzung abhängig, da sie denselben Bibeltext haben müssen. So haben sich die Leipziger auch darin abgesondert und haben eine zwar beschränkte, aber anerkanntermaßen gute tamulische Litteratur geschaffen. Schade ist nur, daß dieselbe wenigstens bisher fast nur der Leipziger Mission zu gute kommt. Die christliche Litteratur in der tamulischen Sprache ist noch so gering, daß jedes gute Buch allen tamulischen Christen offen stehen sollte.

Das Seminargehöft, in einer abgelegenen, stillen Straße gelegen, ist in gewisser Weise das Herz der Leipziger Mission.

Die deutschen Missionen stehen in Südindien allgemein in dem guten, und, soviel ich sehen kann, wohlverdienten Rufe, die besten eingebornen Hilfskräfte zu haben, und ich stehe nicht an, hinzuzufügen, daß in dieser Beziehung unter den Deutschen die Leipziger die erste Stelle einnehmen. Sie stellen an ihre Gehilfen die größten Ansprüche, man kann vielleicht auch sagen, sie geben ihnen die solideste theologische Durchbildung. Bekanntlich sind von jeher in dieser Mission mehr Theologen mit der vollen Ausrüstung für den heimatlichen Kirchendienst gewesen als in irgend einer andern deutschen Mission in Indien. Ist man wohl im allgemeinen nicht ungerecht, wenn man die theologische Ausbildung unserer Missionsseminare mit der der meisten theologischen Seminare Englands und Amerikas im wesentlichen gleichwertig hält, so überragt die deutsche theologische Universitätsbildung erheblich den Durchschnitt der allgemeinen missionarischen Bildung, und eine Mission, welche viele Theologen in ihrem Dienste hat, nimmt schon dadurch eine gewisse hervorragende Stellung ein. Ich habe gefunden, daß die englischen Missionare diese Überlegenheit der theologischen Bildung in den südindischen deutschen Missionen willig anerkannten, und wenn ich mit ihnen über besonders wichtige und schwierige litterarische Aufgaben der indischen Mission sprach, dann waren sie in der Regel schnell bei der Hand, zu sagen, niemand sei geeigneter, diese Aufgaben zu lösen und auf diesem Gebiete eine führende Stellung einzunehmen, als die deutschen Missionen. Dieses Seminar in Trankebar hat sich nun von jeher die Aufgabe gestellt, den eingebornen Lehrern niedern und höhern Grades und den Pastoren eine solide und gründliche Durchbildung zu geben; und immer wieder ist mir in Südindien, auch wo man mit den Missionsprincipien der Leipziger Mission ganz und gar nicht zufrieden war, der Ausdruck der Bewunderung oder Hochachtung vor diesem tüchtigen Arbeitsstabe begegnet. Mir war das Seminargehöft besonders ehrwürdig als das älteste evangelische Missionshaus der Welt; ist es auch im Laufe der zwei Jahrhunderte vielfach umgebaut und erweitert worden, so enthält es doch

noch die Gemächer, in denen Ziegenbalg die ersten schweren Anfänge der Mission durchlebte.

Noch wichtiger ist als Denkmal dieser alten Zeit die ehrwürdige Jerusalemskirche, die älteste evangelische Kirche Indiens. Während die dänische Regierung, als sie sich aus Indien zurückzog, die schräg gegenüberliegende Zionskirche an die Engländer abtrat, hat sie diese ältere und schönere Kirche den Leipzigern und der lutherischen Tamulenkirche gelassen. Sie gehört noch heute der dänischen Regierung und ist wie die übrigen Häuser und Grundstücke der Mission nur zur Nutznießung übergeben. Das hat allerdings bei allem Respekt vor der Überlieferung auch Nachteile. Die Väter im vorigen Jahrhundert nahmen der Kaste, diesem Krebsschaden des indischen Volkslebens und Hindernis der evangelischen Mission gegenüber, eine mehr duldsame, zuwartende Stellung ein; sie wollten sie nicht durch äußerliche Ordnungen und Machtsprüche, sondern von innen heraus durch den Geist der christlichen Liebe überwinden. Wenn sie deswegen auch verlangten, daß sich die Christen in demselben Gotteshause versammelten, zu demselben Altar traten und aus demselben Kelche tranken, so nahmen sie doch insoweit Rücksicht auf die noch vorhandene Kastenempfindlichkeit, daß sie in Trankebar und dem benachbarten Poreiar Kirchen in Kreuzform bauten. In Poreiar sind vier Eingänge, gesondert für Paria Männer und Frauen, Sudra Männer und Frauen, und dementsprechend auch vier besondere Abteilungen der Kirche; in Trankebar sind zwar die Sitze und der Eingang für die Männer dieselben, aber Paria und Sudra Frauen haben gesonderte Eingänge und Sitze. Nun haben allerdings seither die Leipziger in der Überwindung des Kastendämons erfreuliche Fortschritte gemacht; sie haben vor allem erkannt, daß wenigstens innerhalb der Wände des Gotteshauses dem fressenden Übel keine Konzessionen gemacht werden dürfen. Aber diese unglücklichen Kreuzkirchen mit ihren vielen Eingängen stehen den gesunden Neuerungen hindernd im Wege; und die Missionare stehen dem Übel fast machtlos gegenüber; denn es ist jetzt sehr schwer, etwas als Sünde und Unrecht zu

brandmarken, was seit fast zwei Jahrhunderten getragen und geduldet ist. Die Freude an diesen ehrwürdigen Kirchen wurde mir durch diese schmerzliche Entdeckung zum großen Teil verdorben.

Wir erwähnten eben schon Poreiar; Trankebar hat in unmittelbarer Nähe zwei Tochterstationen, Poreiar und Erukadtanscheri; wir müssen sie mit der Hauptstation zusammennehmen, um ein vollständiges Bild zu gewinnen. Trankebar war von Anfang an nur die dänische Niederlassung; das eigentliche Tamulendorf mit der zahlreichen Bevölkerung war Poreiar. So dehnte sich von Anfang an die Mission nach diesem großen Dorfe hinüber aus und gewann dort unter der seßhaften, fleißigen, aber störrigen Sudrabevölkerung festen Halt. Auch jetzt noch ist der Seelenzahl nach die Gemeinde in Poreiar erheblich größer als die auf der Hauptstation. Je nach Bedürfnis sind zeitweilig einige der Centralinstitute von Trankebar nach dem nahen Poreiar hinausverlegt worden, und die Mission hat hier einen verhältnismäßig großen Grundbesitz. Wenn man von Trankebar her kommt, bietet das am Eingang des großen Dorfes sich unmittelbar über den üppig grünen Reisfeldern erhebende und von Palmen umgebene Missionsgehöft einen ebenso stattlichen wie freundlichen Anblick; und der hohe, schneeweiße, oben achteckige Kirchturm ragt über die einfachen Lehmhütten und die Wipfel der Palmenhaine weithin als Wahrzeichen der Mission in das Land hinaus.

Erukadtanscheri hat eine weniger angenehme Lage. In diesem Dorfe hat die Mission noch gar keinen Boden gefunden, und hätte nicht eine wohlgesinnte dänische Dame den wertvollen Grundbesitz geschenkt, auf dem die Industrie-Schule steht, die Mission würde schwerlich dort bleiben. Die Industrie-Schule ist auch nur klein; es wird im wesentlichen nur Tischlerei, Zimmerei und Schlosserei gelehrt, und selbst diese Handwerke haben mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Abgesehen von der Missionsbedeutung, rein äußerlich betrachtet, ist allerdings dieses Erukadtanscheri ein entzückendes Fleckchen Erde. Über dem Eingangsthore der Station rankt sich eine prachtvolle,

üppig rot blühende Bougainvillia. Die alten, freilich nicht sehr wohnlichen und reichlich unbequemen Wohnzimmer — von einem Wohnhause kann man kaum reden — sehen mit ihren Strohdächern ganz heimatlich aus, und der Palmgarten dahinter mit seinen beiden reizenden Teichen und seinen lauschigen Plätzen ist sehr lieblich. Schade nur, daß an diesem schönen Fleckchen Erde zahllose Schlangen hausen und das Leben der Missionsgeschwister bedrohen; haben sie doch scherzweise ihr idyllisches Heim das „Schlangenschloß" genannt.

Zu einer Zeit des Jahres wird es in Trankebar lebendig wie in der alten dänischen Glanzzeit, wenn nämlich die Leipziger Mission hier ihre Jahressynode abhält. Dann kommen hier die Geschwister aus allen Teilen des Tamulenlandes eine Woche lang zu ihren Beratungen zusammen, und die Synode der tamulischen Gemeinde hält gleichzeitig ihre Sitzungen. Dann finden auch die wichtigsten Beratungen des Missionskirchenrates statt. Der Senior Pamperrien, der Direktor des Seminars A. Gehring, der Missionar Kabis von der wichtigen Station Madras, der Schuldirektor Sandegren und der Missionar Beisenherz in Poreiar treten dann zusammen, um über die brennenden Fragen ihrer Mission der Oberbehörde in Leipzig ihre Wünsche und Anträge zu unterbreiten. In den Händen dieser fünf Männer liegt im wesentlichen die Regierung der Leipziger Mission, soweit nicht die Centralleitung in Leipzig das Regiment selbst in der Hand hat.

Die Kastenfrage in der Leipziger Mission.

Ich kann es mir nicht versagen, an dieser Stelle kurz auf die Kastenfrage innerhalb der Tamulenmission einzugehen;[1]) nicht als ob ich neues Material zur Beurteilung dieser schwierigen Frage beibringen könnte; auch ist es nicht meine Absicht, die Kastenfrage im allgemeinen zu besprechen. Es ist meine Überzeugung, daß der richtige Weg zur Lösung des vielumstrittenen Problems nicht sowohl theoretische oder historische

[1]) Vgl. S. 11 ff.

Beweisführungen sind, als vielmehr das Studium der in den verschiedenen Missionen vorliegenden realen Verhältnisse, nach denen bei den verschiedenen Volksstämmen in Indien die Kaste in erheblich verschiedenem Lichte erscheint. Was der Kastenfrage bei den Tamulen ihre eigentümliche Schärfe und Zuspitzung giebt, ist der klaffende Riß zwischen Sudra und Paria, der sich durch das ganze Volk hindurchzieht. Gewiß sind auch die Abstände zwischen den einzelnen Sudrakasten groß und von einem Wölalen bis zu einem Schanan oder Irulen ist ein großer Schritt, aber alle diese Abstände und Abstufungen sind wie nichts gegen die Kluft, welche den niedrigsten Sudra noch von dem höchsten Paria trennt; es ist, als ob alle, selbst die niedrigsten Sudra noch Menschen seien, die Paria aber nicht mehr. Sind doch die höheren Sudrakasten selbst dazu fortgegangen, und selbst einzelne Missionare haben sich dadurch blenden lassen, den Nachweis zu versuchen, daß die Paria gar keine drawidischen Tamulen, sondern inferiore, vordrawidische, etwa kolarische Aboriginer seien, eine Hypothese, für die sich bisher kaum ein Schimmer von Wahrscheinlichkeit hat beibringen lassen. Alle Gespräche und Debatten, welche ich mit Tamulen-Missionaren der verschiedensten Gesellschaften zu führen Gelegenheit hatte, und vor allem die lichtvollen und lehrreichen Ausführungen des Leipziger Missionsseniors Pamperrien, für welche ich ihm auch an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aussprechen möchte, spitzten sich zu der Frage zu: soll innerhalb der Christengemeinde der Unterschied von Sudra und Paria aufgehoben werden?

Und da muß ich allerdings sagen, daß ich trotz aller entschiedenen Abneigung gegen jede Duldung der Kaste das Gewicht der Gründe mehr und mehr habe schätzen lernen, welche die Leipziger für ihre von der Praxis der andern evangelischen Gesellschaften abweichende Behandlung der Kaste beibringen. Ich muß einige allgemeine Grundsätze vorausschicken, für welche ich an dieser Stelle keinen Beweis beibringe, weil das zu weit führen würde: 1) Das indische Heidentum hat sich historisch hauptsächlich in drei For-

men kristallisiert, in der Vedanta-Philosophie, in dem vulgären Götzendienst und — in der Kaste. Das sind die drei Hauptburgen des indischen Heidentums; gegen alle drei hat die evangelische Mission mit gleicher Energie den Kampf aufzunehmen. 2) Die Kaste ist in erster Linie und hauptsächlich religiöse Macht; religiösen Tendenzen verdankt sie im Tamulenlande ihren Ursprung; als religiöse Macht beherrscht sie das öffentliche wie das private Leben und bestimmt vor allem fast ausschließlich das sittliche Leben und den Begriff der Heiligkeit; und zwar alles in einer mit dem Christentum durchaus unverträglichen, spezifisch heidnischen Weise. 3) Als soziale Macht ist die Kaste im wesentlichen Zunft; darin liegt für die wirtschaftliche Entwickelung die Kraft, aber vielmehr noch die Schwäche dieser sozialen Ordnung. Hat schon vor dem Anbruch der neuen, christlichen Ära die Notwendigkeit der wirtschaftlichen Entwickelung fortgehende Verschiebungen der alten Zunftbeschäftigung mit sich gebracht, so daß Brahmanen Kaufleute, Beamte, Bankiers, Ackerbauer u. s. w., die Weber Kleinbauern geworden sind u. s. w., so bringt die durch die englische Herrschaft und die Erschließung Indiens für den Welthandel unumgängliche wirtschaftliche Umwälzung ähnliche Verschiebungen der Beschäftigung in steigendem Umfang mit sich, wie sie sich z. B. in Japan im letzten halben Jahrhundert bereits vollzogen haben; jede solche Verschiebung ist aber Bruch, Abbröckelung der Kaste. Die Kaste als Zunft ist eine mittelalterliche Institution und muß in demselben Grade fallen, wie für Indien die Neuzeit anbricht. 4) Die Kaste ist kein Produkt des Tamulengeistes, nicht aus seinen Bedürfnissen und Naturanlagen hervorgegangen, sondern sie ist einer der Bestandteile der nordindisch-arischen Kultur, und zwar ist sie wesentlich im Interesse der Brahmanen den Tamulen aufgedrängt. Sie ist das Mittel gewesen, dem Brahmanismus in Südindien zum Siege zu verhelfen. 5) Bei alledem ist die Kaste zugleich das Gefäß, in dem sich die tamulische Volksseele ein anmutiges und geistig belebtes Gewand gegeben hat; in ihr verkörpert sich die Sitte, die Form

des verfeinerten Familienlebens. Sie ist die bewahrende Macht gewesen, welche die Brahmanen und die höheren Kasten auf einer ziemlich hohen Bildungsstufe erhalten hat. Ohne sie entbehren weitaus die meisten Tamulen des sittlichen Halts. Wie überall in mittelalterlichen Verhältnissen die Einzelindividualität mangelhaft entwickelt ist und feste Charaktere seltene Ausnahmen sind, so giebt den Tamulen im allgemeinen erst ihre Kaste Charakter; und mit Aufgabe derselben werden sie charakterlos. 6) Da in neuerer Zeit die Versuchung zur Aufgabe der Kaste vielfach von den Ausländern ausgeht und mit dem Wechsel der Religion verknüpft ist, so liegt die Gefahr sehr nahe und ist fast unvermeidlich, daß mit der Aufgabe der Kaste und der Religion überhaupt das tamulische Wesen, die Volkseigenart preisgegeben und eine Entnationalisierung, eine Anglisierung herbeigeführt wird, die auf das tiefste zu bedauern ist. Sie führt unweigerlich zu einer Lostrennung der so Entnationalisierten vom Volksganzen, welche sie des Einflusses auf die Volksgenossen beraubt und sie als Missionswerkzeuge untauglich macht. Sie hat für die Ausgetretenen selbst die böse Folge, daß sie das ihnen eigentümliche Volkstum aufgegeben haben, aber das ihnen durchaus fremdartige, ihren Lebensbedürfnissen sich durchaus nicht anschmiegende Engländertum sich nicht aneignen können.

An diesem letzten, wundesten Punkt setzt der Widerspruch der Leipziger gegen die Missionspraxis der Engländer und Amerikaner ein. Es ist eine genugsam bekannte Thatsache, daß die angelsächsische Rasse kein großes Geschick hat, fremde Individualitäten und fremdes Volkstum anzuerkennen und zu pflegen. Wenn heute noch einer der bedeutendsten englisch-indischen Missionsschriftsteller, der schottische Missionssekretär George Smith den Grundsatz verficht, die Hindu müßten anglisiert werden, um christianisiert werden zu können, so wagen zwar andre, zumal südindische Missionare nicht mit gleicher Offenheit aufzutreten, aber empfinden werden viele von ihnen ähnlich. Alle sind mehr oder weniger der Überzeugung, daß die Hindu gewinnen, wenn sie englische

Sprache und Sitte annehmen. Dagegen haben sich von Anfang an die Leipziger mit Entschiedenheit auf den indisch-nationalen Standpunkt gestellt. Als Deutsche haben sie eine natürliche Neigung, fremde Eigenart neben der ihren gelten zu lassen und die guten Seiten des fremdartigen Volkstums herauszukehren. Als Lutheraner haben sie eine, ich möchte fast sagen, dogmatische Scheu davor, irgend etwas zu beseitigen oder abzuschaffen, was nicht mit dem Christentum unverträglich ist und spezifisch heidnischen Charakter an sich hat. Und ihr erster und größter Missionsdirektor, der ihrer Arbeit den Stempel aufgedrückt hat, D. Graul, hatte soviel Verständnis, man möchte fast sagen, zärtliche Zuneigung und liebevolle Versenkung in tamulisches Wesen und Empfinden, daß ihm diese engländersüchtige Entnationalisierung ein Greuel war. Kommt es in neuster Zeit mehr und mehr zur Anerkennung der Anschauung, daß die Mission bei jedem Volke ein nationales Gepräge tragen und sich der volkstümlichen Eigenart soweit als irgend möglich anpassen müsse, so sind für Indien in dieser Hinsicht die Leipziger geradezu vorbildlich.

Nun sind sich auch sie durchaus klar darüber, daß die Taufe ipso facto der völlige und unabänderliche Bruch mit der Kaste ist. Über diese Thatsache entscheidet nicht das christliche Empfinden, sondern das heidnische Urteil, und dies hat sich mit aller wünschenswerten Klarheit und Entschiedenheit dahin ausgebildet, daß der Getaufte aus der Kastengemeinschaft ausgeschieden, für die Kaste tot ist. Das Totenopfer wird für ihn dargebracht; meist darf selbst sein Name nicht mehr in den Mund genommen werden. Die Leipziger sind nicht solche Thoren, daß sie diese Thatsache nicht anerkennen. Es ist deshalb ein für allemal verkehrt, zu behaupten, die Leipziger „duldeten" die Kaste, — sie wissen ganz genau, und alle ihre Christen wissen es auch, daß sie die Kaste unabänderlich verloren haben. Aber mit der Aufgabe der Kaste ist der Kastengeist noch nicht überwunden, und das ist das Problem, vor welchem alle indischen Missionsgesellschaften stehen: wie kann bei den Getauften, also inner-

halb der Christengemeinde der Kastengeist überwunden werden? Dieser böse Kastengeist äußert sich auch bei den Christen noch auf Schritt und Tritt: wo man sie gewähren läßt, treten sie nicht durch dieselbe Thür in die Kirche, sie sitzen nicht auf denselben Bänken oder nicht in demselben Abteil der Kirche, sie treten nicht mit einander zum heiligen Abendmahl, sie lassen sich nicht auf demselben Teil des Kirchhofs beerdigen, sie lassen sich zu keiner andern, als der ihrer Zunft eignenden Beschäftigung gebrauchen, sie wollen besonders die Geschäfte niedriger Kasten nicht verrichten, sie verweigern sich in Notfällen barmherzige Hilfe u. s. w.; vor allem aber versteift er sich in drei Hauptpunkten: die Christen verschiedener Kasten essen nicht zusammen, heiraten nicht untereinander und lassen sich nicht von Christen niederer Kasten pastorieren.

Der Kampf gegen das Kastenübel innerhalb der Christengemeinde ist im wesentlichen die Geschichte der südindischen Mission nach der innern Seite. Es war mir von dem größten Interesse, soweit es mir möglich war, bei den verschiedenen Missionen im Tamulenlande nachzuforschen, inwieweit sie in diesem Punkte erfolgreich gewesen sind. Im allgemeinen habe ich bei den Engländern und Amerikanern nichts Gutes in Erfahrung bringen können. „The caste spirit is eating out the life of every congregation," der Kastengeist zehrt am Lebensmark jeder Gemeinde, war das pessimistische Gesamturteil eines anglikanischen Missionars, der sich im Kampf gegen die Kaste zerarbeitet hatte. Man darf sich gerade in diesem entscheidenden Punkte nicht durch hochtönende Phrasen und Beschlüsse täuschen lassen, man muß den Thatsachen auf den Grund gehen. Ich wage von keiner Tamulenmission, auch nicht von den kastenstürmerischen Kongregationalisten in Madura zu behaupten, daß in ihrem Bereiche die Kaste auch nur annähernd in dem Umfang überwunden sei wie bei den Baslern in Malabar. Das Urteil ihres hervorragendsten Missionars D. Jones in Pasumalai-Madura in seinem bekannten Referate auf der südindischen Missionskonferenz in Madras (Harvest Field 1900) lautet sogar stark pessimistisch.

Hier unterscheiden sich die Leipziger von den andern evangelischen Missionsgesellschaften in zwei entscheidenden Punkten, in Bezug auf das zu erstrebende Ziel und in Bezug auf den zur Erreichung des Zieles einzuschlagenden Weg.

In letzterer Hinsicht betonen sie: 1) Nur keinen Kampf gegen Windmühlen! Er ist ebenso überflüssig wie schädlich, weil er eine Kastenempfindlichkeit auch da hervorruft, wo sie vorher gar nicht war. Das trifft vor allem zu bei dem durch alle südindischen Missionen gehenden Kampf gegen den Zopf. Wäre derselbe an sich ein götzendienerisches Abzeichen, wäre er mehr als eine äußerliche Sitte ohne religiösen Gehalt, so müßte er selbstverständlich abgethan werden. Was ist aber die Folge des hundertjährigen Kampfes gegen ihn gewesen? Bischof Coplestone von Colombo, gewiß ein einwandfreier Zeuge, sagt, erst durch die ausgesprochene Feindseligkeit der evangelischen Mission sei den Heiden der Zopf so lieb geworden, daß sie ihn jetzt gleichsam als Symbol des Heidentums ansehen, und daß Abschneiden des Zopfes und Aufgabe der väterlichen Religion ihnen identisch geworden sind. Und eine große Rundfrage bei allen südindischen Missionen hat das überraschende Ergebnis gehabt, daß selbst nach dem Urteil der weitaus meisten eingeborenen Katechisten und Pastoren — mit Ausschluß von Malabar und Süd-Kanara — der Zopf überhaupt keine religiöse Bedeutung habe. Das ist eine Genugthuung für die Leipziger, die sich von Anfang an gegen diesen Kampf wider den Zopf sträubten. Aber es setzt nach allem Vorangegangenen die andern Missionen in eine höchst peinliche Lage, weil jetzt die Heiden sich gewöhnt haben, im Zopf das Abzeichen des Heidentums zu sehen! Ähnlich steht es mit dem Kampf gegen die Kastentitel, der zumal in Tinnevely so viel Staub aufgewirbelt und einen großen Hirtenbrief des anglikanischen Bischofs Gell zur Folge gehabt hat. Sind die Kastentitel nicht mehr als unsere Standes- und Amtstitel, so ist es für einen Christen so wenig zu verlangen, daß er sie ablege, wie man z. B. bei uns von einem Grafen verlangt, daß er seinen Grafentitel ablege, wenn er getauft wird, oder

von einem Geheimrat, daß er seinen Titel ablege, wenn er sich bekehrt. Es mag ja den Engländern bequemer sein, aus jedem Eingeborenen einfach einen Mr. So und So zu machen, aber es ist weder weise noch zweckdienlich, den Kampf gegen die Kaste an diesem Ende aufzunehmen.

2. Man muß vielmehr in der Kirche beginnen, den alten Sauerteig der Kaste auszufegen. Die Gemeinde des Herrn soll sich durch die Art ihres Sitzens als solche zu erkennen geben. Da sollen nicht Sudra und Paria getrennt sitzen; sie sollen nicht durch verschiedene Kirchthüren das Gotteshaus betreten. Sie sollen miteinander und durcheinander zum Tisch des Herrn treten und dadurch in die heilige Essensgemeinschaft eintreten, die jede Abendmahlsfeier von neuem zu einem feierlichen Bruch der Kaste macht. Ist einmal innerhalb der Wände des Gotteshauses die Kaste ganz überwunden, so daß die kirchliche Ordnung zur freudigen, freien Anerkennung seitens aller Christen gekommen ist, so ist ein entscheidender Schritt zur innern Überwindung der Kaste gethan.

3. Außerhalb der Kirche kann die Mission gegen die noch vorhandenen Überreste der Kaste geduldiger auftreten, sie kann es der allmählich fortschreitenden Sauerteigskraft des Evangelii überlassen, den Kastengeist von innen heraus zu überwinden. Auch die Apostel haben das annähernd gleich tief eingewurzelte Übel der Sklaverei nicht bekämpft, sie haben keine „Vereine zur Unterdrückung der Sklaverei" gegründet, sie haben selbst von den christlich gewordenen Herrn nicht verlangt, daß sie ihre christlichen Sklaven frei ließen. Es hat Jahrhunderte gedauert, bis die christliche Erkenntnis und die sittliche Kraft innerhalb der Kirche weit genug entwickelt war, um diesen Bann von sich abzuthun. Dann aber war in der Stille die Frucht am Baume gereift, und wenige Jahrzehnte genügten, um den Bruch mit dem Jahrtausende alten sozialen Systeme vollkommen zu machen. Ähnlich müssen wir uns auch die Überwindung der Kaste innerhalb der christlichen Gemeinschaft denken. Aller Radikalismus gegen dieselbe, alle

Zwangsmaßregeln schaffen nur Erbitterung — oder Heuchelei, und die letztere ist noch gefährlicher als offene Opposition.

4. In Bezug auf das zu erstrebende Ziel sagen die Leipziger: Es ist bei dem sozialen Gefüge des Tamulenvolkes unweise, jetzt schon eine völlige Beseitigung der Kaste, d. h. eine Gleichstellung der Sudra und Paria herbeizuführen; die Paria sind dazu noch nach keiner Seite hin reif. Was auf absehbare Zeit erstrebt werden sollte, ist eine Verschmelzung der verschiedenen Sudrakasten auf der einen und der verschiedenen Pariakasten auf der andern Seite, so daß in der Kirche zwei große Volksschichten nebeneinander bestehen. Ist erst einmal dies Ziel erreicht, so wird sich dann das weitere, jetzt unerreichbare von selbst anbahnen, auch die Paria und Sudra zu einer innerlich einigen Gemeinschaft zu verschmelzen. Verwirrt man schon jetzt die Grenzen dieser beiden Schichten, so hat man im allgemeinen nur Ärger und Mißerfolge. Ein Sudra, der ein Paria-Mädchen heiratet, sinkt auf das Niveau seines Weibes herunter, ohne imstande zu sein, diese zu sich empor zu heben. Ein Sudra, der mit Parias ißt, wird von seinen Sudranachbarn — den Heiden — geächtet; sie geben ihm kein Wasser aus dem Dorfbrunnen, verkaufen ihm kein Holz, verbieten ihm den Dorfwäscher und Barbier, kurz, sie boykottieren ihn so, daß ihm kaum etwas anderes als Auswanderung übrig bleibt. Die Paria sind teilweise noch so versunken in widerliche Unsauberkeit, Aasfressen u. dgl. anstößige Unsitten, daß der Widerwille der Sudra gegen sie nur zu wohl begründet ist. Es muß erst eine allgemeine Hebung des wirtschaftlichen, sittlichen und geistigen Niveaus der dumpfen und stumpfen Leute vorausgehen, ehe man den Sudra zumuten kann, mit ihnen als Christen wirkliche Gemeinschaft zu haben.

Übrigens darf man nie aus dem Auge verlieren, daß auch jetzt schon innerhalb der Christengemeinde der Abstand der Kasten kein religiöser, sondern ein sozialer Unterschied ist. Kein Christ denkt daran, auf seine Kaste in heidnischer Weise stolz zu sein und sich seiner „Zweigeburt", seiner Abstammung aus „Brahmas Haupt" zu rühmen, sich mit dem Kastenzeichen

an der Stirn zu schmücken und die heidnischen Kastengebräuche mitzumachen. Und die Kirche hört nie auf, bei jeder sich bietenden Gelegenheit, in der sonntäglichen Predigt, bei der Abendmahlsfeier, in der privaten Seelsorge gegen das Kastenübel anzukämpfen und dawider das Zeugnis des Wortes Gottes und den Geist der christlichen Liebe wirksam werden zu lassen, so daß es an einer heilsamen Gegenströmung zur Überwindung des Übels von innen heraus nicht fehlt. Wenn deshalb irgend ein Christ angesichts einer seiner Kastenempfindung widerwärtigen Zumutung erklärt, das verbiete ihm sein Gewissen, so ist er zu belehren und nachdrücklich darauf hinzuweisen, sein Gewissen sei eben noch unerleuchtet, heidnisch, verkehrt. Wenn er aber um Geduld bittet, seine christliche Erkenntnis sei noch nicht genügend vorgeschritten, er fühle sich noch nicht stark genug, einen entscheidenden Schritt zu thun, so ist er zu tragen; man muß mit ihm Geduld haben.

Ich habe mich im vorstehenden bemüht, die Anschauung der Leipziger Missionare, wie sie mir in den Gesprächen mit ihnen wieder und wieder entgegentrat, so objektiv als möglich darzustellen. Man wird nicht verkennen, daß vieles darin sehr einleuchtend, sachlich und maßvoll ist, so daß es mir allerdings schwer wird, mich derselben nicht anzuschließen. Und doch fühlte ich mich in Indien und fühle mich auch heute nach wiederholtem Durchdenken der Frage noch gedrungen, in meiner abweichenden Anschauung betreffs der beiden letzten Punkte (3 und 4) zu beharren.

Ich lege dabei nicht Gewicht auf die vielen peinlichen Einzelzüge, die mir von glaubwürdigen Missionaren anderer Gesellschaften erzählt wurden, wie schroff und lieblos Leipziger Missionschristen bei allen möglichen Gelegenheiten den Kastengeist hervortreten ließen und die Gemeinschaft versagten, wo die christliche Liebe sie gefordert hätte. Ich habe diese Thatsachen, so weit mir die Details mitgeteilt wurden, zur Kenntnis der betreffenden Leipziger Missionare gebracht, und sie haben sie strenge verurteilt, haben sich aber — und wohl mit Recht — darauf berufen, daß seitens der methodi-

stischen und independenten Christen ebenso rücksichtslos die Liebe gebrochen werde, nur daß man bei ihnen geneigt sei, solche unliebenswürdigen Erlebnisse zuzudecken, während man sie den „kastenduldenden" Leipzigern vorwerfe.

Es ist auch nicht nachdrücklich genug Widerspruch zu erheben gegen die auch jetzt noch in Indien wieder und wieder verbreitete Verleumdung, die Leipziger hätten in ihren Kirchen gesonderte Abendmahlskelche für Sudra und Paria; in keiner Leipziger Missionskirche sind je gesonderte Kelche geduldet worden.

Aber ich blicke zurück auf die Entwickelung. Die alten dänisch-halleschen Missionare stellten den Grundsatz auf, die Kaste müsse von innen heraus überwunden werden; sie nahmen deshalb eine vorsichtige, zuwartende Stellung ein und hofften, daß die zweite oder dritte Generation der Christen besser sein werde als die erste. Was ist geschehen? Sobald in der Zeit des Verfalls die straffe Zucht und Aufsicht jener Väter nachließ und die Christen mehr sich selbst überlassen wurden, riß das Kastenwesen in der beklagenswertesten Weise wieder ein und wurde zu einem solchen fressenden Übel, daß man es denn doch verstehen kann, daß die Engländer, als sie sich den Schaden besahen, geneigt waren dreinzuschlagen und eine Radikalkur zu beginnen, die freilich nur den entgegengesetzten Erfolg hatte zu verbittern oder zu Separationen zu treiben.

Als dann die Leipziger kamen, war es ihnen selbstverständlich in erster Linie um reines Luthertum zu thun. Sie sahen, daß die alten Gemeinden sich in den englischen Kirchenformen nicht wohl fühlten, daß ihr lutherischer Geist gegen die aufgedrungene anglikanische Lehre und Gottesdienstform protestierte und sie deswegen den Anschluß an die Leipziger Mission suchten. Aber dennoch sind viele indische Missionare, die ich gesprochen habe, der Ansicht, daß das treibende Motiv bei zahlreichen Übertritten um 1850 in Madras, in Tritschinopoli, in Tandschaur, in Coimbatur und an andern Orten trotz aller gegenteiligen Versicherungen die Kastenfrage war. Die Tamulenchristen sahen, daß die Leipziger an dieser ihrer em-

pfindlichsten Stelle duldsamer, rücksichtsvoller, nachgiebiger sein würden — und sie haben sich darin im ganzen nicht getäuscht. Ich betone, jene ersten Leipziger Missionare haben meiner vollen Überzeugung nach in gutem Glauben gehandelt, aber über die wahren Beweggründe wurden sie doch teilweise hinters Licht geführt; das reine Luthertum war doch eben den Tamulenchristen das bequeme Mäntelchen, unter dem sie ihren Kastenhochmut versteckten. Es wird schwer sein, diese Behauptung aktenmäßig zu beweisen, aber sie ist in Südindien weit verbreitet. Und sie erklärt das Moment der sonst durchaus unberechtigten Bitterkeit, mit der die Engländer den Übertritt so vieler Hunderte ihrer Pflegebefohlenen ansahen; sie nahmen an, daß die Leipziger mehr oder weniger getäuscht würden.

Immerhin traten 4—5000 Kastenchristen zu den Leipzigern über, und diese hatten nun die schwere, undankbare Aufgabe, die von den alten Halleschen Missionaren begonnene, in der Zeit des Verfalls vernachlässigte und bei der Reibung mit den kastenstürmerischen Engländern erst recht erschwerte Arbeit wieder aufzunehmen, den Kastengeist „von innen heraus" zu überwinden. Es würde von großem Interesse sein, wenn von sachkundiger Seite dargestellt würde, wie die Leipziger in diesen alten Gemeinden im letzten halben Jahrhundert den Kampf gegen die Kaste geführt haben. Ich fürchte, der böse Ochs'sche Kastenstreit und die unerquicklichen, sich daran knüpfenden Verhandlungen, dazu auch die dauernde Notwendigkeit, ihre abweichende Haltung in der Kastenfrage gegen die andern Missionen zu rechtfertigen, haben wieder und wieder die Leipziger zu weit nach links gedrängt, haben sie zu sehr das Gute, zu wenig das Böse an der Kaste sehen lassen, haben sie zu nachsichtig gemacht. Ich bin zu kurz in der Leipziger Mission gewesen, um einen sichern Einblick in die Verhältnisse zu haben; aber ich glaube mich nicht zu täuschen, daß diese alten Sudra-Stadt-Gemeinden gerade nach dieser Seite hin ein schweres Kreuz für die Leipziger Mission sind; die Überwindung des Kastengeistes macht in ihnen viel langsamere Fortschritte als in den neu gewonnenen Gemeinden. Selbst

jene elementare Forderung, daß die Kaste innerhalb der Kirchenwände überwunden werde, macht hier die größten Schwierigkeiten. In einer Stadt, erzählt die boshafte Fama (ich denke, mit Unrecht! —), sei eine Kirche von der Straße weg in die Mitte des Missionsgehöfts verlegt worden, damit der Schatten der draußen vorübergehenden Paria die drinnen sitzenden Sudrachristen nicht verunreinige. Anderswo gerät eine Gemeinde in offenen Aufruhr, weil der Pariakoch des Missionars mit in die Kirche kommt, und es bedarf langer Verhandlungen, bis die Sudrachristen dem Paria und seiner Familie ein Plätzchen an der Kirchthür gewähren. Dort streikt eine Gemeinde, weil ein Paria vor den Sudra zum Abendmahl treten will. Dort wieder faßt zwar eine nur aus Sudrachristen bestehende Gemeinde den Beschluß, auf ihrem Kirchhofe sollen Sudra und Paria durcheinander begraben werden; aber sobald sich das Unglück ereignet, daß eine Pariafamilie zu ihnen zieht, heben sie den Beschluß wieder auf! Ich behaupte ganz und gar nicht, daß derartige Ungezogenheiten und Lieblosigkeiten nicht auch bei andern Tamulen-Missionen vorkommen, welche die entschiedenste „Kastenfeindschaft" auf ihre Fahne geschrieben haben. Aber sie beweisen unter allen Umständen, daß das Kastenübel noch in einem bedauerlichen Maße wuchert und die beständige und sorgfältige Beaufsichtigung seitens aller beteiligten Instanzen bedarf, um nicht in kürzester Frist wieder ebenso verheerend hervorzubrechen, wie zur Zeit des Verfalls der dänisch-halleschen Mission.

Und wenn ich nun sehe, daß heute nach 200 Jahren noch immer die Gemeinden die schwierigsten sind, mit welchen man am vorsichtigsten umgegangen ist, und daß sich Neuordnungen in Bezug auf die Anlage von Kirchhöfen, den Bau von Kapellenthüren, das Sitzen in der Kirche, den Gang zum heiligen Abendmahl u. s. w. viel leichter in neuen als in den alten Gemeinden durchführen lassen, so stärkt sich immer wieder meine Überzeugung, daß Duldung und Nachsicht gegen die Kaste vom Übel ist und sich bitter rächt.

Es ist bereits von anderer Seite ausgeführt worden, daß der Leipziger Mission ihre Kastenpraxis keinen stärkeren Zuzug eingebracht hat als den Kastengegnern (Warneck, Missionslehre Bd. III, 1, 316 f.). Ich konnte mich überall in Südindien davon überzeugen, wie unbequem und störend es für die evangelische Mission ist, daß die Leipziger in dieser entscheidenden Frage abweichende Grundsätze vertreten. Dennoch fand ich mich mit den tüchtigsten Leipziger Brüdern trotz mancher abweichenden Ansicht in der Grundanschauung zusammen, daß der Kampf gegen die Kaste innerhalb der Gemeinde die wichtigste und ernsteste, wenn auch schwierigste Aufgabe wie jeder südindischen, so auch der Leipziger Mission sei. Widerstandslose Duldung der Kaste ist der Tod des christlichen Lebens. Die Gemeinde muß es fühlen, daß man wohl mit ihrer Schwachheit Geduld haben, aber nie mit ihrem Zustand zufrieden sein, nie darauf verzichten könne sie vorwärts zu treiben, bis der alte Sauerteig der Kaste ganz ausgefegt ist. Wenn dieser Geist des geistlichen Kampfes wider die Kastenübel die ganze Leipziger Mission wie ein Lebensodem durchdringt, wird sich schließlich auch die Animosität der auf anderm Standpunkt stehenden Nachbarmissionen legen; sie sehen dann eben, die Leipziger laufen und streben mit Anstrengung nach wesentlich demselben Ziele.

Auf den Blauen Bergen.

* * *

Meine Reisepläne wurden in ebenso unerwarteter, wie unerfreulicher Weise durchkreuzt; ich erkrankte am Malariafieber und mußte eine Woche im allgemeinen städtischen Krankenhause in Madras liegen. Danach hielt es der Arzt für besser, daß ich für einige Tage auf die Blauen Berge ginge, um mich in der frischen, kühlen Höhenluft zu erholen; und ich folgte diesem Rate um so lieber, als inzwischen an der Ostküste die Monsunregen ausgebrochen waren, die das Reisen in diesem Gebiete erschwerten. So reiste ich baldmöglichst nach den Nilagiri oder Blauen Bergen ab. Es war nicht ohne Schwierigkeit dort hinaufzugelangen. Es geht zwar eine Bahn von Metapülleiam am Fuße der Berge nach Kunur auf der Höhe; allein diese war durch wiederholte Erdrutsche unterbrochen; so mußte ich im Ochsenwagen hinaufzukommen suchen, eine Fahrt von 18 Stunden in stürmischer, kalter Regennacht mit einem Kutscher, mit dem ich mich durchaus nicht verständigen konnte, für einen Rekonvaleszenten unmittelbar aus dem Krankenhaus eine höchst ungemütliche Fahrt. Das einzige, was mich für die Unbilden des Wetters und Weges entschädigte, war der wunderbare Reichtum der Vegetation, der mich umgab. In der Tiefe am Fuß der Berge schien die üppige Tropennatur ihre verschwenderischste Pracht zu entfalten, die schönsten Palmenwälder wechselten mit Urwaldstrichen, welche unter den alles überwuchernden Lianen fast zu ersticken schienen. Auf halber Höhe traten Bambuswälder der verschiedensten Art und Schattierung in den Vordergrund. Oben

auf der Höhe aber ist ein wahres Paradies für den Naturfreund; ich bedauerte immer von neuem, daß ich nicht genügend in der Pflanzenkunde bewandert war, um all die wunderbaren Blumen und Sträucher nach Gebühr würdigen zu können. Dichte Gruppen von Baumfarn mit zartgefiederten, ellenlangen Wedeln überraschten uns in den engen Thälern an rauschenden Gießbächen, einer ungewohnten, heimatlichen Erscheinung in Indien. Ganze Felder von köstlich weißen, blühenden Kallas, mannshohe Sträucher von Geranien und Verbenen, über und über blühende Rosenhecken, große Rhododendronbäume mit großen, roten Blüten — und dazwischen wieder reizende Gruppen von Edelweiß und Felder von Alpenrosen, — das Auge wurde nicht müde, alle diese Herrlichkeiten zu bewundern.

Die Basler Missionsgeschwister Lütze in Keti nahmen mich überaus freundlich auf und pflegten mich aufs beste; ich benutzte die kurzen Tage auf den Bergen, um einen Einblick in das Missionsleben auf der Höhe zu gewinnen. Die eigentliche, solide Missionsarbeit auf den Nilagiri liegt offenbar in den Händen der Basler; sie sind hier seit mehr als einem halben Jahrhundert thätig und haben ihr Netz von Außenstationen und Heidenschulen über das ganze Bergland ausgedehnt. Die ursprüngliche, erbangesessene Bevölkerung der Nilagiri ist nicht besonders dicht und setzt sich sehr bunt zusammen. Von den wilden, unzugänglichen Ureinwohnern sind nur noch kümmerliche Reste übrig geblieben. Die nomadischen Toda, deren sonderbare Häuser, Sitten und Gebräuche oft in besonderem Maße die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, zählen kaum mehr als 900 Seelen; von ihnen ist noch niemand getauft; die Basler haben in neuster Zeit die Sorge für diesen kleinen Volksstamm an englische Missionare abgegeben, wir reden gleich noch davon. Auch die barbarischen, aasfressenden, faulen Kota oder Gohata und die in unzugänglichen Wäldern und Schluchten hausenden Kurumber und Iruler zählen nur nach Hunderten, und die Missionsarbeit

unter ihnen wird durch die Verschiedenheit ihrer Sprachen und die Wegelosigkeit des Landes erheblich erschwert.

Das Hauptarbeitsfeld der Basler sind die ackerbautreibenden Badaga, ein während der drei letzten Jahrhunderte truppweise von Maisur her eingewanderter Kanaresenstamm von etwa 25 000 Seelen. Auch die Arbeit an ihnen ist nicht leicht. Der Familienzusammenhalt unter ihnen ist besonders zähe; fast jede Taufe hat eine schmerzliche Zerreißung der Familienbande zur Folge, und da die Eheverhältnisse äußerst locker sind, wird jeder Verheiratete bei seinem Übertritt in der Regel sofort dadurch isoliert und geächtet, daß sein Weib — oder ist es die Frau, ihr Mann — zu einer andern Ehe gezwungen wird. Es ist deshalb der Basler Mission bisher nur spärlich gelungen, unter den Badaga Fuß zu fassen. Das ist um so merkwürdiger, als die Kaste, das Haupthindernis der Missionsarbeit in Indien, bei den Badaga nach dem Zeugnis gründlicher Kenner nicht fest sitzt. Die Badaga sind Einwanderer und gehören der Abstammung nach im wesentlichen derselben Ackerbauer-Kaste an; sie sind nach der Klassifikation der angrenzenden Tiefländer Sudra. Nun besteht ein überraschender Unterschied zwischen Malabar und den Nilagiri. In Malabar sind die Brahmanen wahrscheinlich in relativ geringer Zahl und nach der übrigen Bevölkerung eingewandert, haben sich aber so fest gesetzt und ihre Ansprüche in so nachdrücklicher Weise geltend gemacht, daß das ganze, verwickelte Kastengefüge dieser Landschaft nur dazu da zu sein scheint, die Vorrechte der Brahmanen mit der größten Rücksichtslosigkeit zu behaupten. Auf den Nilagiri sind die Brahmanen zugleich mit den Sudra eingewandert; es müßte ihnen also verhältnismäßig leichter geworden sein, ihre Stellung zu behaupten und zu verstärken: sie sind aber auf das Niveau der Sudra herabgesunken, halten mit diesen Gemeinschaft, essen und heiraten mit ihnen und werden deshalb von ihren hochmütigen Kastengenossen in der Ebene als Ausgestoßene angesehen und verachtet. Da mithin die Brahmanen von ihrer stolzen Höhe heruntergesunken sind, hat die Kaste bei den Badaga ihr Princip verloren und damit wesentlich an Kraft

eingebüßt. Es verstand sich für die Basler, sobald sie diese Sachlage durchschauten, von selbst, daß sie innerhalb der Christengemeinde auf die Kaste erst recht keine Rücksicht nahmen und sie gänzlich verpönten. Allein woran liegt es nun, daß trotzdem das Christentum unter den Badaga so schwer Wurzel faßt? Ich habe weder bei den Brüdern draußen noch in der einschlägigen Litteratur eine befriedigende Antwort gefunden. Allerdings haben sich die Kanaresen überall als ein der Mission und dem Christentum wenig zugänglicher Volksstamm erwiesen; die kanaresischen Distrikte der Basler Mission in Nord-Kanara und Süd-Mahratta sind ein Beweis dafür. Außerdem schließen sich die Badaga gegen die nicht zu ihrem Volk gehörigen Kota und Toda durchaus kastenmäßig ab, sie haben — wie alle indischen Völker — eine starke, instinktive Abneigung gegen andersgeartetes Volkstum. Nun hat ja der Anschluß an die Christengemeinde keine Aufgabe des Volkstums zur Folge, aber da die Christen an allen heidnischen Sitten und Gebräuchen, auch an den Festen, Totentänzen u. s. w. sich nicht mehr beteiligen, mag es den Badaga doch so erscheinen. Ist die andersgeartete Sitte der Christen für die Heiden der Stein des Anstoßes, legt das allerdings der Mission die Verpflichtung auf, mit dem alten Volkstum so schonend, als es irgend das christliche Gewissen erlaubt, umzugehen und nichts zu beseitigen oder zu bekämpfen, was nicht direkt unchristlich ist. Man hat diesen Gesichtspunkt in früheren Zeiten — zumal unter dem Einfluß der Engländer, die von Natur weniger Verständnis für fremdes Volkstum haben und weniger geneigt sind, Rücksicht darauf zu nehmen, — nicht genügend beachtet, und gerade auch Josenhans, dem großen Organisator der Basler Mission, ging diese Ader ab.[1]) Mir

[1]) Ich will ausdrücklich bemerken, daß ich direkt aus dem Tamulen-Lande kam, wo ja allerdings die Volkssitte in ganz anderer Weise eine Macht ist als bei den Badaga und zumal von der Leipziger Mission in der zartesten Weise geschont wird. Mir fiel dabei in Keti und Uty manches auf, was an sich gewiß ganz harmlos war und mir nur durch den Gegensatz gegen die Tamulensitte bemerklich wurde. Es wird mir

will scheinen, eine zarte Schonung der alten Sitte sei hier um so unverfänglicher, als eben nicht die Kaste wie ein Dämon in jedem Winkel lauert und sich wieder einzuschleichen sucht.

Neben dieser altansässigen Bevölkerung ist seit einigen Jahrzehnten eine neue Volksschicht im Entstehen begriffen, welche auch die Missionsverhältnisse auf den Blauen Bergen erheblich umgestaltet hat. Dieses hochgelegene Bergland ist eine der beliebtesten Sommerfrischen der Europäer in Indien; die Städte Kunur in Höhe von 6000 Fuß und Utakamund in Höhe von 7500 Fuß gewähren den in der Gluthitze der indischen Ebene erschlafften Beamten und Missionaren eine einzigartige Gelegenheit sich zu erfrischen. Kunur, der vorläufige Endpunkt der Nilagiri-Bahn, liegt in einem mit allen Reizen der Natur geradezu verschwenderisch ausgestatteten Thale, wo zumal die öffentlichen Gebäude, wie die englische Kirche, in ihrer herrlichen Lage auf vorspringenden Höhen die schönsten Aussichten bieten. Fast bei jeder Biegung des Weges, beim Ausblick auf die umgebenden Höhen, beim Blick in die ferne, sonnendurchglühte Ebene in der Tiefe, — immer von neuem kommen Rufe der Bewunderung von unsern Lippen. Utakamund, einige Meilen weiter landeinwärts am Fuße der bis zu 8500 Fuß ansteigenden Dodabetta-Kette gelegen, bietet einen ähnlichen Reichtum landschaftlicher Schönheit. Es ist nicht eine einförmige Hochebene, sondern ein Netzwerk von bald schmaleren, bald weiteren Thälern, in deren Tiefe sich die Wege hinziehen, während sich an den Abhängen die Bungalows der Europäer in einer Fülle von Grün zu verstecken scheinen; ein breiter Weg führt nach dem See, der sich in immer neuen Windungen fast eine Stunde weit durch das enge Waldthal dahinzieht.

Kunur und Utakamund, am Ort gewöhnlich kurz Uty genannt, sind die Mittelpunkte der europäischen Ansiedelung,

---

von zuverlässiger Seite versichert, daß die Basler Mission die Landes- und Volkssitte unter den Badaga aufs sorgfältigste schone, und daß die dort stehenden Brüder einen schweren Kampf gegen das von der englischen Bevölkerung her eindringende europäisierende Wesen kämpfen.

und da sich mit den reichen Engländern auch ihre tamulischen Diener und Dienerinnen, mohammedanische Kaufleute und zahlreiche geldhungrige Hindu auf den Bergen angesiedelt haben, so ist damit eine neue Missionsaufgabe entstanden, der sich besonders die Engländer und die Amerikaner um so lieber unterziehen, als hier zum Teil solche Missionare verwandt werden können, die der Gluthitze in der Ebene nicht mehr gewachsen sind. Nur die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft hat ihre Arbeit planmäßig organisiert; was sonst noch von Baptisten, Wesleyanern und Freimissionaren geschieht, ist ein missionarisches Freibeutertum, in dem viel edle Kraft und frommer Glaube durch einen fast krankhaften Unabhängigkeitsgeist lahm gelegt wird. Von einer gedeihlichen Entwicklung dieser Arbeit unter den Tamulen und andern Zugezogenen kann man noch kaum reden; das Beste daran ist die Pflege der zahlreichen hierher verschlagenen Christen. Jedenfalls vollzieht sich durch das Eintreten aller dieser Gesellschaften eine allmähliche Verschiebung der Missionsarbeit. Bisher lagen Keti und Kotageri für dieselbe central, weil von ihnen aus die Hauptsitze der Badaga, des Haupt-Missionsvolkes, am bequemsten zu erreichen waren. Beide Orte sind in neuerer Zeit stark beiseite geschoben, ich möchte fast sagen, abgelegene Winkel geworden. Uty und Kunur sind wie die Verkehrs-, so auch die Missionsmittelpunkte. In diesen beiden Städten aber sind die Basler in der einen gar nicht, in der andern nur schwach vertreten. Früher wurde die Basler Nilagiri-Mission zum großen Teile von den Sympathien und auch den Opfern der auf den Bergen zur Erholung weilenden Engländer getragen; der hochherzigen Stiftung eines solchen vornehmen Engländers, des Oberrichters Casamajor, verdankt sie ihre Entstehung. Jetzt zieht sich die Liebe und Gebefreudigkeit von der nicht mehr so bekannten, nicht mehr im Mittelpunkte des Interesses stehenden Basler Mission zurück und wendet sich den von englischen Landsleuten betriebenen Arbeiten in Uty und Kunur zu. Man kann es den englischen Missionsleuten kaum verargen, daß sie die Liebe ihrer Landsleute auf sich und ihre

Arbeit zu konzentrieren suchen. Man erzählte mir dafür in Uty zwei charakteristische Beispiele, die allerdings zugleich auf ihren Missionsbetrieb nicht gerade das beste Licht werfen. Die Baptisten glaubten wirksam das Missionsinteresse sich zuzuwenden, indem sie unter den verkommenen Irulern eine Arbeit begannen. Diese armen Leute hausen in den weglosen Urwäldern an den Abhängen der Nilgiri, meist stundenweit von den nächsten Ansiedelungen entfernt. Jeder Besuch in ihren elenden Dörfern, jede Nacht in ihren schmutzigen Hütten ist nur mit ungeheuren Anstrengungen und starken Fiebern zu erkaufen. Ein ordinierter Tamule unternahm es, diese Iruler-Mission anzufangen. Da wurde denn ein großes Gerede gemacht, als fange nun erst eigentlich die Mission unter den Bergstämmen an. Die Mittel flossen reichlich, — und nach ein paar Jahren war wieder alles still, die projektierte Iruler-Mission verlief sich im Sande. — Jetzt gerade machte ein anderes Unternehmen viel von sich reden; Miß Ling von der englisch-kirchlichen Mission hat eine Toda-Mission angefangen. Wir erwähnten schon, daß die Toda ein kleiner, merkwürdiger Urstamm sind; sie mögen kaum 900 Seelen zählen. In früheren Jahrzehnten haben sich die Basler ihrer treulich angenommen. Missionar Metz war der erste, der ihre Sprache lernte, er ließ es sich nicht verdrießen, tage- und wochenlang in ihren schmutzigen Hütten zu weilen und mit ihnen über den Weg des Lebens zu reden; er verfaßte die ersten Unterlagen für eine Grammatik in der schweren Todasprache. Zu Übersetzungen von Teilen der Heiligen Schrift fortzugehen, wagte er aber noch nicht, hielt es auch wohl bei der geringen Zahl der Toda nicht für nötig. Jetzt hat nun Miß Ling die Todamission auf ihre Fahne geschrieben und ein großes Interesse dafür wachgerufen; bis nach Madura im Süden und nach Madras im Osten erzählte man mir von der „Todamission der Miß Ling"; — von den selbstverleugnenden Arbeiten der alten Basler Missionare wußte niemand mehr etwas. Nun würden sich ja gewiß die Basler von ganzem Herzen freuen, wenn es Miß Ling und ihren Helfern gelänge, was weder Metz noch einer

ihrer andern Missionare vermocht hat, die Herzen der Toda zu dem Herrn zu bekehren. Allein man kann es verstehen, daß die deutschen Brüder es schmerzlich empfinden, daß die Engländer ihnen durch solche scheinbar neue und mit reichlicher Reklame angefangene Unternehmungen die alten Sympathien abgraben, ihnen die früher reichlich fließenden Mittel entziehen und sie auf ihren abgelegenen Stationen ihre Einsamkeit doppelt empfinden lassen.

Uty und Kunur sind noch nach einer andern Seite hin bedeutungsvoll. Sie sind nächst Madras die stärksten Europäer-Ansiedelungen in Südindien; nirgends findet sich sonst südlich von Bombay und Kalkutta eine so zahlreiche europäisch-christliche Gesellschaft zusammen als hier. Das ist für die Eingeborenen ein Anschauungs-Unterricht im großen, und derselbe ist umso bedeutsamer, als die einheimische Bevölkerung stark fluktuiert, und man weiß, wie scharf die Eingeborenen gewohnt sind, die Europäer in ihrem öffentlichen und noch mehr in ihrem privaten Leben zu beobachten. Man kann leider nicht sagen, daß die Gesellschaft von Uty und Kunur eine Empfehlung des Christentums sei. Allerdings giebt es, wie wir schon erwähnten, unter den dort dauernd oder vorübergehend ansässigen Engländern manche fromme Christen und treue Missionsfreunde; auch die Basler haben ihre Liebe, zumal in früheren Jahrzehnten oft und reichlich erfahren. Auch ist es von großem Werte, daß unter den „Sommerfrischlern", die den Hauptteil der Einwohner beider Städte ausmachen, die Missionare und ihre Familien sehr stark vertreten sind, die sich natürlich bemühen, auf ihre Umgebung nach allen Seiten einen guten Einfluß auszuüben. Ein Hinweis auf das Christentum sind auch die zahlreichen, hübschen Kirchen und die fast ausnahmslos gut besuchten Gottesdienste in denselben. Aber einmal geben die Soldaten in den großen Barackenlagern von Wellington bei Kunur ein gar zu böses Beispiel; Trunksucht und Unzucht herrschen unter ihnen in einem in dieser heidnischen Umgebung doppelt anstößigen Maße. Und dann sind die beiden Städte ein beliebter und bevorzugter Sammelpunkt der Eurasier, des

aus Mischehen und wilden Ehen der Weißen mit den Eingeborenen hervorgegangenen Mischlingsgeschlechts. Es giebt zwar auch unter ihnen tüchtige Charaktere und hochangesehene Familien. Aber meist sind sie ein willensschwaches, zu Excessen geneigtes, dem Trunke ergebenes und verlogenes Geschlecht. Und leider nicht viel besser sind im allgemeinen die sog. Angloindier, d. h. diejenigen Kinder englischer Familien, deren Eltern es entweder aus Schwäche oder aus Mangel an Mitteln versäumt haben, ihre Kinder bei Zeiten zur Erziehung in das stärkende Klima und die christliche Atmosphäre der englischen Heimat zu senden. Meist sind diese armen Kinder in ihren ersten Jahren in den Händen schlechter Ayas, die ihnen allen Willen lassen; dann haben sie ihre eigenen Diener, die alle ihre Launen befördern; so wachsen sie, vergiftet von der sie umgebenden heidnischen Atmosphäre, erschlafft unter der Tropenglut der indischen Sonne, zu einem energielosen, schlaffen Geschlecht heran, das mit möglichst viel Genüssen und möglichst wenig Arbeit träge dahinlebt. Sie sind in den Schulen schlechte Schüler, fallen durch die Examina und suchen später als Schreiber oder sonstwie kümmerlich ihr Brot zu verdienen. Es ist sehr schwer, daß viele arme Pflanzer, Soldaten und Unterbeamte bei ihrem kärglichen Verdienste nicht in der Lage sind, ihre Kinder rechtzeitig nach Europa zu senden. Hat man nur ein paar Tage das Leben und Treiben dieser Eurasier und Angloindier mit angesehen, so begreift man, warum die deutschen Missionsgesellschaften mit solchem Ernst darauf bestehen, daß alle Missionare ihre Kinder früh in die deutsche Heimat senden, obgleich diese Trennung von den Kindern gerade in den wichtigsten und lieblichsten Jahren ihrer Entwicklung zu dem schwersten Kreuz des Missionslebens gehört.

Noch ein dritter Zweig der Missionsarbeit gewinnt mehr und mehr an Bedeutung. Die Thäler und Bergabhänge der Nilagiri sind ein ausgezeichneter Boden für Kaffee- und Theeplantagen in großem Stile. Noch bis vor anderthalb Jahrzehnten waren die Kaffeeplantagen weitaus überwiegend; sie geben einen zwar ungewissen und großen Schwankungen unter-

worfenen, in guten Jahren aber um so lohnenderen Gewinn. Auf den Nilagiri wird meist die Sorte von Kaffee gepflanzt, welcher unter dem allgemeinen Namen Liberia-Kaffee bekannt ist. Derselbe ist gegen die vielen Schädlinge, welche gerade die Kaffeesträucher bedrohen, widerstandsfähiger und hört fast das ganze Jahr hindurch nicht auf zu blühen und Früchte anzusetzen. Die Kaffeeplantagen mit ihren mehr oder weniger dicht stehenden, etwa mannshohen Sträuchern, zwischen denen hier und da hohe Schattenbäume eingestreut sind, bieten keineswegs einen besonders anziehenden Anblick; erwartet man von ihnen besondere Schönheit, so wird man ebenso enttäuscht wie von den Weinbergen daheim. Aber ein einzelner Kaffeestrauch mit seinen schneeweißen, edelweißartigen Blüten und den leuchtend roten Beeren im dunkelgrünen Laube ist ein entzückender Anblick. Die Bearbeitung des Kaffees erfordert, bis er für den Versand fertig ist, viele Arbeit. Die gepflückten Beeren müssen enthülst, getrocknet, aussortiert und gereinigt werden, ehe sie in großen Ballen auf den ortsüblichen, zweiräderigen Ochsenwagen verpackt und in die Tiefe befördert werden. Schon seit Jahren werden die Kaffeepflanzungen mehr und mehr durch die Theeplantagen verdrängt, welche zwar einen nicht so großen, aber sicherern Gewinn versprechen. Sie unterscheiden sich, aus der Ferne gesehen, wenig von den Kaffeepflanzungen, nur daß die Sträucher kaum halbmannshoch werden dürfen und alle vier oder fünf Jahre fast bis auf die Wurzel hinunter verschnitten werden.

Kaffee- wie Theeplantagen erfordern ein großes Personal; es ist nur mit Hilfe von Hunderten von Kulis möglich, täglich die zarten Theeblätter oder wöchentlich die reifen Kaffeebeeren zu pflücken, ganz abgesehen von den weiteren Hunderten von Kulis, welche bei der Bearbeitung und Zurichtung dieser Rohprodukte thätig sind. Die erfinderische Liebe der Missionare hat sich auch dieser Kulibevölkerung angenommen; ist doch dieselbe, meist losgerissen von Familie und Heimat, besonderen sittlichen Gefahren ausgesetzt. Freilich diese Kuli-Mission ist unendlich mühsam und zeitraubend. Während des Tages sind

die Arbeiter in den Plantagen beschäftigt und für den Missionar unerreichbar; er kann ihnen Gottes Wort nur in der frühen Morgenstunde und bei einbrechender Nacht bringen. Die meisten Plantagenbesitzer erlauben, daß die Missionare des Morgens nach dem Namensaufruf der Kulis beim Appell an diese eine Ansprache halten. Und wenn es der Missionar versteht, die Aufmerksamkeit der müden, stumpfen Leute zu fesseln, versammelt er sie des Abends noch einmal, um ihnen mit der Laterna Magica biblische Bilder vorzuführen oder mit ihnen über ihr Seelenheil zu reden. Oft muß er um Mitternacht aufbrechen, um rechtzeitig beim Morgengrauen auf der Plantage zu sein; oft muß er nach beendeter Arbeit in finsterer Nacht noch stundenweit wandern, ehe er sein Quartier findet; oft muß er unter der blendenden Mittagssonne über Berg und Thal klettern, um vor Einbruch der Dunkelheit eine abgelegene Pflanzung zu erreichen. Es ist immer von neuem fesselnd, den in diesem schweren Dienste ergrauten Missionaren zuzuhören, wenn sie von den mancherlei Gefahren der täglichen und nächtlichen Wanderungen erzählen. Bruder Lütze kam nach einer stockfinstern Regennacht, in der ihm auch noch seine Laterne ausgegangen und nicht wieder anzustecken war, auf halsbrecherischen Wegen morgens 7 Uhr auf einer entlegenen Plantage an. Der Pflanzer war erstaunt, den Missionar so früh bei sich zu sehen, und fragte ihn: „Wo kommen Sie denn zu dieser Stunde her?“ Bruder Lütze erzählte von seiner nächtlichen Wanderung. Da schüttelte der Pflanzer den Kopf und sagte: „Mensch, wie konnten Sie das wagen? Ein Fehltritt, und Sie wären im Abgrund zerschmettert!“ — Ein andermal ging Bruder Lütze in finsterer Nacht durch den Urwald; der Fußpfad war so jammervoll, daß er sein Pferd am Zügel hinter sich ziehen mußte; plötzlich rief ihm jemand zu: „Ein Glück, daß ich nicht losschoß; ich dachte schon, Sie seien der Tiger, auf den ich hier laure;“ — es war ein Tigerjäger auf dem Anstand, sein Hahn war gespannt; um ein Haar wäre der Missionar sein Opfer geworden! — Wieder ein andermal ritt Bruder Lütze durch übermannshohes Dschangelgras, ohne zu

ahnen, welche schreckliche Gefahr ihm drohe. Plötzlich sprang ein wilder Kurumber an ihn heran, riß sein Pferd herum und rief ihm zu, daß wenige Schritte davon eine Herde wilder Elefanten weide; der Missionar wäre verloren gewesen, wenn er unter diese Tiere geraten wäre!

Nur etwa die Hälfte der Arbeiter in den Plantagen sind Badaga; obgleich sie ein arbeitsames Volk sind und sich auch weite Wege nach den Pflanzungen nicht verdrießen lassen, vermögen sie den Bedarf nicht zu decken; es sind Tausende von Tamulen aus der übervölkerten Tiefebene zugezogen, und mit ihnen hält eine neue Sprache und ein fremdartiges Volkstum auf den Nilagiri seinen Einzug, welches den Badaga ihre bisherige Stellung streitig zu machen droht. Die Basler Mission hat den veränderten Verhältnissen schon dadurch Rechnung getragen, daß sie einigen ihrer Missionare aufgegeben hat, neben Kanaresisch und Badaga noch Tamulisch zu lernen. Aber das ist für sie eine recht unbequeme Erschwerung. Da das Kanaresische und das Badaga nur dialektisch verschieden sind, ersteres auch seitens der Regierung als Schulsprache eingeführt ist, können die Basler Missionare der weiter nördlich gelegenen kanaresischen Sprachgebiete die Blauen Berge als einen Zufluchtsort für ihre angegriffene Gesundheit benutzen; mehr als die Hälfte der Basler Nilagiri-Missionare sind Männer, welche die drückende Hitze der heißen Tieflandsgebiete nicht mehr ertragen konnten; es ist stets Ausnahme gewesen, wenn Basler Missionare von vornherein die Badaga-Mission als Lebensaufgabe zugewiesen erhielten; — (vielleicht hängt mit dem dadurch bedingten, ungewöhnlich häufigen Wechsel des Missionspersonals auch etwas der langsame Missionserfolg zusammen.) Das Tamulische aber ist und bleibt für die Basler eine fremde Sprache, die sie auf keinem andern ihrer Missionsgebiete verwenden können.

Außerdem ist die Kuli-Mission noch in besonderer Weise eine Saat auf Hoffnung. Es ist Ausnahme, daß sich die Kuli dauernd bei ihren Plantagen niederlassen; weitaus die meisten halten ihre Kontraktzeit auf der Plantage aus, verdingen sich

dann auf einer andern, ziehen dann einige Jahre nach Uty und kehren schließlich in ihre tamulische Heimat zurück. Da ist es für die Missionare außerordentlich schwer, mit den Einzelnen auch nur persönlich bekannt zu werden; selbst die speciell mit der Beaufsichtigung der Pflanzungen beauftragten Katechisten können nur schwer an die Kuli herankommen und verlieren sie immer leicht wieder aus den Augen. Es ist selten, daß Kuli während ihrer Kontraktzeit in den Taufunterricht treten, noch seltener, daß einzelne getauft werden; und geschieht es ja einmal, so können sich die Missionare dieser Christen nicht einmal freuen; denn bei dem nomadischen Charakter dieser Kuli ist die Hoffnung fast ausgeschlossen, aus ihnen eine geordnete Christengemeinde zu bilden. Aber Hindernisse und Enttäuschungen dürfen ja einen Missionar nicht schrecken; Mission ist eben in hohem Maße Geduldswerk.

Leider wird auch durch das persönliche Vorbild der Pflanzer oft der Mission durchaus kein Vorschub geleistet. Sie haben wirtschaftlich und social meist kein beneidenswertes Dasein; in stetem Kampfe mit Stürmen, Monsunregen und Schädlingen, die um die Wette ihre Pflanzungen zu vernichten drohen, mit Mühe sich ihren unentbehrlichen Bedarf an Kuli suchend, ohne welche ihre Pflanzungen in wenigen Jahren verwildern würden, oft von jedem Verkehr mit anregenden oder für ideale Interessen empfänglichen Menschen abgeschnitten, dazu von vielen Fiebern geplagt, oft am Rande des Todes, — sind sie wahrlich nicht auf Rosen gebettet. Manche bringen es durch eiserne Energie, von guten Jahren begünstigt, zu Wohlstand; aber die Mehrzahl bleibt zeitlebens in bedrängten Verhältnissen. Da glauben sie sich denn bei ihrem vorübergehenden Aufenthalt in Uty oder Kunur für die ausgestandenen Entbehrungen und Leiden durch wilde Ausschweifungen schadlos halten zu müssen. Und sie entschuldigen sich vor ihrem bösen Gewissen, sie dürften keiner englischen Frau zumuten, mit ihnen in diese Wildnis, in den fast sichern Tod zu gehen; so nehmen sie eingeborene Weiber und leben mit ihnen, durch diesen

Umgang erst recht geistig und sittlich heruntergezogen. Die Kinder dieser wilden Ehen wachsen im Dschangel ohne Zucht und Erziehung heran, eine Gefahr für die Zukunft. Die Missionare, welche auf wochen- und monatelangen Reisen den Kuliscaren auf den weithin zerstreuten Pflanzungen nachgehen, haben auch an diesen Pflanzern eine schwere, meist sehr undankbare Aufgabe. Es war mir erfreulich zu hören, daß die ernsten Christen von Uty sich zu einer energischen Anstrengung für diese ihre in der Einsamkeit an Leib und Seele zu Grunde gehenden Landsleute aufgerafft und einen Reiseprediger eigens für die Pflanzer angestellt haben.

Der Glanzpunkt meines Besuchs in Keti war eine große Tauffeier, die am 28. Oktober stattfand. Es hatte in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag geregnet; als wir am Sonntagmorgen heraustraten, hingen die eben sich verziehenden Wetterwolken noch finster und schwer über dem weiten Hochgebirgsthale; die hochragenden Häupter der Dodabetta-Kette, welche im Norden das Thal abschließen, waren in einen dicken Nebelmantel gehüllt; die Badagadörfer, welche an beiden Abhängen des Thales zerstreut liegen, glänzten in der Morgensonne, und auf den grünen Wiesen und Feldern lag ein frischer Morgentau. Von der unteren Station läutete das Glöcklein herauf, wir sahen, wie die Christen sich in ihren weißen Gewändern zum Kirchgang rüsteten. Unsere Gäste zu der Festfeier, der alte Missionar Stokes und seine Frau und die ehrwürdige Baronin von Engelhardt mit ihrer jugendlichen Tochter, die in den Missionsdienst einer englischen Gesellschaft getreten ist, waren schon am Abend vorher von Kunur herübergekommen. Die 19 Taufkandidaten sammelten sich auf der Veranda unseres, des oberen Missionshauses, um von da durch Bruder Lütze nach der Kapelle auf der unteren Station hinuntergeleitet zu werden. Wir schließen uns ihrem Zuge an; an üppigen Bananenstauden vorüber, deren Fruchtkolben sich schwer niedersenken, geht es in einen Wald von schlanken,

hochstämmigen Blaugummibäumen; wie sonderbar die leuchtend hellblauen, breiten und dicken Blätter der jungen Schößlinge von den weidenartigen, langen, schmalen Blättern der alten Bäume abstechen, fast als gehörten sie nicht zu demselben Baum! Und unter diesen Hochstämmen welche Fülle tropischer Blumen und Sträucher! Die üppig wuchernden Orchideen, deren Paradies diese indischen Berglande sind, haben sich zwar noch nicht zur Blüte entfaltet; aber die schöne Kalla, deren großer, marmorweißer Blütenkelch ein so begehrter Schmuck unserer Blumengärten ist, blüht in üppigster Fülle wild, und die übermannshohen Nachtschattensträucher sind über und über mit blendend weißen, fußlangen Blütenglocken übersäet, die einen berauschend süßen Duft aushauchen. Wir treten in die Kapelle, die schon mit einer Schar von andächtigen Christen angefüllt ist; sie will uns nicht recht gefallen; es ist der ehemalige Tanzsaal der früheren Besitzer von Keti, und wenn auch durch Altar und Kanzel und das Gestühl etwas kirchliches Aussehen hineingekommen ist, so merkt man doch an der ganzen Anlage noch gar sehr die frühere Bestimmung, und für die wachsende Gemeinde ist der Saal zu eng geworden. Wenn doch die braune Gemeinde bald ein richtiges Kirchlein bekommen könnte! Aber die Missionsleitung in Basel muß bei ihren sehr beschränkten Mitteln erklären, der Bau von Kirchen sei eine Angelegenheit der eingebornen Gemeinden, und diese ist hier oben auf den Bergen zu arm, um sich ein angemessenes Gotteshaus zu bauen. Sollten diese Zeilen in die Hände eines Missionsfreundes fallen, dem die Kirchennot Ketis zu Herzen geht, so würde er den lieben Bruder Lütze durch eine an das Basler Missionshaus gesandte Gabe für den Kirchbau in Keti sehr erfreuen.

Die Täuflinge haben auf zwei Bänken vor dem Altar Platz genommen, vorn die Knaben und hinten die Erwachsenen; alle sind in saubere, weiße Gewänder gekleidet, den Ärmsten unter ihnen hatte die Mission dies Taufkleid geschenkt. Wenn

ich so über die kleine Schar dahinblicke, welche schmerzvolle Geschichte hat fast jeder von ihnen zu erzählen. Durch wieviel Kampf und Not ist es mit allen gegangen, bis sie in den Friedenshafen der Mission eingelaufen sind! Diese Knaben hier auf der ersten Bank sind fast ausnahmslos Hungerkinder; während der Notzeit der letzten Jahre hatten ihre Eltern sie durchgefüttert, solange noch ein Bissen im Hause war; als sie aber dem schrecklichen Hungertode ins Angesicht schauten, da war es ihnen eingefallen, daß die Missionsstation ein Haus der Barmherzigkeit ist, wo die Verschmachteten aufgenommen und gesund gepflegt werden. Da hatten sie ihre halbverhungerten Kinder der Mission übergeben, auch mit der Erlaubnis, sie christlich zu erziehen und zu taufen. — Dieser Junge vorn rechts sieht besonders geweckt aus; er hat auch eine liebliche Geschichte. Bis zu seinem zehnten Jahre hatte er die kleine Missionsschule in seinem Heimatdorfe Kerehada dort droben am jenseitigen Thalabhange besucht; da hatte er alles gelernt, was dort gelehrt wurde; aber sein Lerneifer war noch nicht gestillt. So machte sich der zehnjährige Bursche jeden Morgen vor Sonnenaufgang auf den weiten, beschwerlichen Weg nach Keti, um hier den Tag über die höheren Schulen zu besuchen; erst abends nach Sonnenuntergang kehrte er müde und hungrig in sein Dorf zurück. Als er monatelang Tag für Tag diese aufreibenden Wege gemacht hatte, gab sein heidnischer Vater nach und erlaubte, daß sich der lerneifrige Knabe ganz in die Knabenanstalt in Keti aufnehmen und sich zur Taufe vorbereiten ließ. — Jene junge Frau dort links auf der zweiten Bank kann kaum die Thränen unterdrücken; sie stammt aus einem hoch über Keti am Abhang der Berge gelegenen Dorfe; sie war an einen freundlichen Mann verheiratet, den sie herzlich liebte. Aber das Wort Gottes liebte sie noch mehr, sie wollte gar zu gern Christin werden. Nach langem Kampfe hatte sie sich losgerissen und war auf die Missionsstation geflohen. Ihr Mann war ihr nachgekommen und hatte ganz freundlich mit ihr geredet, hatte auch ver-

sprochen, sie wieder zu besuchen. Aber als er sich zum zweiten Male auf den Weg nach Keti machte, waren ihm seine Dorfgenossen nachgelaufen und hatten ihn gerade da eingeholt, wo der Fußweg jäh in das Ketithal hinunterlenkt und die Stationshäuser in der Tiefe sichtbar werden. Sie hatten ihn heftig angefahren und ihm gedroht, ihn aus ihrem Dorfe, aus seinem Hause und Erbe zu verstoßen, wenn er nicht sofort mit ihnen umkehre. Da war er schwach geworden und war mit ihnen heimgegangen, und um den Bruch vollständig zu machen, hatten sie ihn gezwungen, sogleich eine andere Frau zu heiraten. Damit war nach Badagarecht die erste Ehe mit der Frau in Keti gelöst, diese war verstoßen — sie hatte um Christi willen Haus und Mann darangeben müssen.

Wie still vergnügt sieht dagegen die ältere Frau aus, die neben ihr sitzt und ein Kind neben sich, ein zweites auf dem Schoß hat! Es ist ein langer Weg gewesen, der sie in die Kirche gebracht hat. Vor mehr als sieben Jahren bekehrte sich ihr Mann und ließ sich in Keti taufen. Aber als er nach der Taufe in sein Heimatdorf zurückkehrte, ließen ihm seine erzürnten Dorfgenossen nur die Wahl, entweder seinem Christenglauben zu entsagen, oder sie würden ihm sein Weib und seine Kinder wegnehmen und ihm sein Haus über dem Kopfe anstecken. Ein Jahr lang leistete er Widerstand und wehrte sich für seinen christlichen Glauben; aber dann wurde er schwach und fiel ins Heidentum zurück. Aus der christlichen Gemeinde mußte er natürlich ausgeschlossen werden, und sechs lange Jahre schien er verloren. In der Stille hatte er manches Mal versucht, an der Seele seiner Frau zu arbeiten und sie für das Christentum zu gewinnen; aber dem äußeren Anschein nach war alles vergeblich. Da brach im Ketithale eine schwere Typhusepidemie aus, und unter den von derselben schwer Befallenen befand sich auch diese heidnische Frau. Tagelang lag sie im furchtbarsten Fieber phantasierend und schwebte zwischen Leben und Tod; endlich fiel sie in einen tiefen Schlaf und träumte. Im Traume war sie auf der Reise nach einer fernen

Stadt. Sie kam an einen Scheideweg und ſtand ſtill, als ob ſie ſich beſinnen wolle, wohin ſie gehen ſolle. Da ſtand auf einmal eine ehrwürdige Geſtalt vor ihr und hielt in der Hand ein Gefäß mit Waſſer. Wo gehſt du hin? fragte ſie der Greis; dabei reckte er die Hand aus, deutete nach einer Seite und wies auf eine Gegend, die ſchreckenerregend und jammervoll ausſah. Schau, dorthin führt dich dein Weg, wenn du nicht an den wahren Gott glaubſt und dich nicht taufen läſſeſt! Dann zeigte er nach der anderen Seite. Siehe, da war eine wunderſchöne und liebliche Landſchaft! Nun, ſagte er, mit ſeiner rechten Hand dorthin deutend: Das iſt für dich bereitet, wenn du an Jeſum glaubſt und die heilige Taufe empfängſt. Dieſer Traum machte einen ſo tiefen Eindruck auf die Frau, daß ſie ihrem Manne keine Ruhe ließ, bis er ihren Entſchluß auch zu dem ſeinigen machte und auf ihre dringende Bitte Miſſionar und Katechiſten ins Haus rief. Schüchtern und verlegen kam der Mann zur Station. Als er ſeinen Wunſch ausgeſprochen hatte, fügte er bei: Herr, ich habe an Gottes Strafe ſchwer getragen und habe genug daran. Mit Freuden folgte Lütze dieſem Ruf und weihte das Haus mit Geſang, Gebet und Leſen der Geſchichte des Zachäus zu einem Chriſtenhaus. Der Ehegatten Geſichter glänzten vor Freude. Der alte Onkel Jeſaja Konga, ein treuer Katechiſt, der ihretwegen viel Mühe erduldet hatte und der natürlich auch dabei war und gar herzlich betete, hatte in ſeinem Dorfe nun einmal wieder einen glücklichen Tag, dem dann der Freudentag durchaus nicht nachſtand, an dem der Abgefallene im Gottesdienſt feierlich wieder in die Gemeinde aufgenommen wurde. Jetzt ſaß auch ſie mit dem Kindlein, das nach ihres Mannes Rückfall in das Heidentum geboren war, vor dem Taufſtein und beugte ihr Haupt darüber.

Es iſt ja ſchmerzlich, wenn es bei jeder Taufe durch ſoviel Kampf und Herzweh, durch ſoviel Zerreißung heiliger Familienbande hindurch geht. Aber es geht doch voran; die Basler Miſſionsgemeinden auf den Nilgiri zählen doch bereits

681 Seelen, von denen 321 Abendmahlsberechtigte sind; und in den 32 Schulen sind doch 901 Kinder in christlichem Unterrichte. Die Nilgiri sind eine große, hochragende Felseninsel, ein fernhin sichtbares Wahrzeichen Südindiens. Gottlob, auch von diesen Höhen heißt es bereits: Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen!

Im Lande der Palmen und des Pfeffers.

* * *

1.

Einen Hermannsburger Missionar fragte ich, ob er denn nicht doch von dem landschaftlichen Charakter Indiens enttäuscht sei, ob er es sich nicht schöner vorgestellt habe. Da erwiderte er, man habe ihm daheim Indien so sehr als eine öde Wüste geschildert, daß er es immer noch viel schöner finde, als er erwartet habe. Die meisten Reisenden kommen mit hochgespannten Erwartungen nach Indien, und wie manche sind mir begegnet, die hernach bitter enttäuscht waren! Aber es giebt allerdings Gegenden in Indien und zwar im Norden ebenso wie im Süden des weiten Landes, die von unvergleichlicher Schönheit sind, und deren wunderbare Reize auch die glühendste Schilderung nicht darzustellen vermag. Zu einer Reise durch einen der schönsten Landstriche möchte ich im folgenden den Leser auffordern, dabei genauer als sonst den Aufzeichnungen meines Tagebuches folgend. Es ist Malabar, das Kerala oder Palmenland der Hindu. Natürlich kommt es uns auch hier nicht nur auf Landschaftsschilderungen an, sondern wir wollen einen Besuch auf den Basler Missionsstationen hin und her im Lande abstatten und einen Einblick in die Eigenart dieser Missionsarbeit zu gewinnen suchen.

Die Eigenart der Basler Missionsarbeit in Malabar zu verstehen ist aber durchaus unmöglich, wenn wir nicht zuvor einen Blick auf das schwierigste indische Missionsproblem, die Behandlung der Kaste, geworfen haben. Wir wollen dasselbe auch an dieser Stelle nur im Lichte der besonderen Verhältnisse Malabars ansehen. Die Vorgeschichte Malabars ist in tiefes

Dunkel eingehüllt; nur soviel ist sicher, daß das Land schon in alten Zeiten von dem drawidischen Volksstamm der Malajalen bewohnt war, neben dem einige Reste einer noch älteren Bevölkerungsschicht sich in die unwegsamen Wälder und Bergwüsten zurückgezogen hatten. Die Malajalen waren Ackerbauer; ihre Adelsgeschlechter, die Najer, scheinen schon damals mit Spieß und Bogen Kriegsthaten vollbracht zu haben. Die Religion des Volkes war ein niederer Geisterdienst, in dem die Verehrung von heiligen Flüssen, Bergen, Bäumen und besonders Schlangen eine hervorragende Rolle spielte. Unter dies harmlose, ziemlich tief stehende Drawiden-Volk drang nun von Norden und Südosten her eine an Zahl wohl nicht starke, aber an Kultur weit überlegene Schar arischer Brahmanen ein und begann auch hier jene eigenartige, überall in Indien beobachtete Umbildung des sozialen Lebens in Kasten. Das Kastenwesen ist wahrscheinlich der drawidischen Urbewölkerung völlig fremd gewesen. Die an Zahl schwachen Brahmanen, die zur Zeit ihrer Einwanderung in Malabar sicher schon ihre priesterlichen Ansprüche und Vorrechte ausgebildet hatten, besaßen nicht nur zur Behauptung ihres arischen Volkstums gegenüber dem in ihren Augen minderwertigen Drawidentum, sondern auch zur Festigung ihrer Herrschaft und ihrer sozialen Stellung kein besseres, sicherer wirkendes Mittel als die Kaste. In keinem Teile Indiens ist das Kastenwesen rücksichtsloser durchgeführt und sorgfältiger in alle Details ausgearbeitet als hier. Nirgends ist neben dem Grundsatze der Verunreinigung Höherstehender durch die körperliche Berührung mit Gliedern niederer Kasten auch der Grundsatz so allgemein zur Geltung gekommen, daß die niedern Kasten allein schon durch ihre Nähe, auf 3, 6, 12, 24, 36, 64, ja selbst bis auf 74 Schritte hin verunreinigen. Ich fuhr mit Br. Jaus von Kalikut auf der großen Landstraße landeinwärts; plötzlich hörten wir wiederholt kurz ausgestoßene Rufe wie das Ächzen eines Kranken; eine Gruppe höherer Kastenleute saß mitten im Wege und handelte; eine Familie fast schwarzer und nackter Tscherumer, von sehr niederer Kaste wollte vorüber gehen; sie durften nicht vorbei,

bis die Höheren sich von der Straße in ein benachbartes Haus zurückgezogen hatten; sie wären unbarmherzig zerschlagen worden, wenn sie nicht, im Chausseegraben hockend und immer wieder schreiend, geduldig gewartet hätten, bis die „Herren" ihnen Platz machten. Ein andermal ging ich mit Br. Ruhland von Talatscheri durch die Reisfelder; wir hatten nur ganz schmale Fußpfade, wo wir mit Mühe hintereinander zwischen den tief unter Wasser stehenden Reisäckern dahingingen. Da kamen uns von der andern Seite einige Frauen anscheinend höherer Kaste entgegen; sie riefen uns schon von weitem zu, wir möchten ihnen ausbiegen oder umkehren, um sie nicht durch eine wenn auch noch so flüchtige Berührung auf dem engen Wege zu verunreinigen. Wir beachteten ihr Rufen nicht, sondern gingen ruhig weiter. Da sahen wir, wie die Frauen in den tiefen Reissumpf hinunterstiegen und, bis über die Knie im Schmutz versinkend, in großem Bogen um uns herumgingen. Wir hatten wenig Mitleid mit ihnen.

Allein die in diesem System zum Ausdruck kommende rücksichtslose Unterdrückung und Knechtung der niederen Kasten ist noch nicht seine schlimmste Seite; viel bedenklicher sind die Mittel, mit denen es den Brahmanen gelungen ist, ihre bevorrechtete Stellung zu befestigen und zu behaupten. Es zeigt sich darin so recht, wie das Kastensystem im letzten Grunde nur eine Erfindung der Brahmanen ist, um mit seiner Hilfe eine schrankenlose Herrschaft auszuüben. Die Brahmanen sind Großgrundbesitzer;[1]) nichts würde ihrer Stellung ungünstiger sein, als die Zersplitterung des Familienbesitzes durch Erbschaft: so haben sie durchgesetzt, daß immer nur ein Sohn einer Brahmanenfamilie sich verheiraten darf, er aber darf — und soll — soviele Frauen nehmen, bis er Kinder bekommt. Alle seine Brüder und Schwestern bleiben unverheiratet. Daß seine Schwestern unter dieser Erbordnung leiden, ficht den Brahmanen wenig

[1]) d. h. die Nambutiri-Brahmanen, die in Malabar einheimisch sind. Die Bemerkungen treffen auf die aus dem Tamulenlande eingewanderten Patter-Brahmanen nur teilweise zu; diese haben vielfach Tamulensitte beibehalten.

an; mögen sie ehelos leben und unverheiratet sterben. Da sie nach tiefgewurzelter indischer Anschauung nicht ohne Mann selig werden können, wird nach ihrem Tode für wenige Mark ein Notbräutigam gekauft, der der Leiche das Tali — das Zeichen der Eheschließung — umbindet! Aber seine zur Ehelosigkeit verurteilten jüngeren Brüder weiß er in ausgiebiger Weise für die Entbehrung zu entschädigen, er giebt ihnen alle Frauen und Mädchen der Najer und der angrenzenden Kasten preis. Es ist in Malabar Gesetz, daß nur Brahmanenfrauen sogen. inhäusige Frauen — kulastri, legitime Frauen — sind, alle andern Frauen, zumal alle Najerfrauen sind parastri, Nebenfrauen, d. h. auf gut deutsch preisgegeben. Es ist für jeden Najer nach malabarischer Ansicht die größte Ehre, wenn sich ein Brahmane mit seinen Frauen oder Töchtern abgiebt, denn durch diesen unbeschränkten Verkehr mit den Halbgöttern steigt er seiner Ansicht nach sozial; es fällt auf ihn etwas von dem Glanze der Brahmanen. Sind die Najerfrauen so einmal den Lüsten der Brahmanen preisgegeben, so haben sie unter sich die Ehe bis aufs äußerste gelockert; ein Mann kann ebensogut fünf bis sechs Weiber haben, wie ein Weib fünf bis sechs Männer; der eine sorgt für ihre Kleidung, der andere für ihren Schmuck, der dritte für ihren Reis u. s. w. Verreist ein Najer, so denkt er am Ziele seiner Wanderung nicht daran, sich in einem Gasthaus niederzulassen, er quartiert sich einfach für einige Wochen, bis er wieder nach Hause geht, bei einer Najerfrau ein.[1]) Natürlich kann bei dieser wüsten Auflösung

[1]) Es sei ausdrücklich bemerkt, daß diese heillosen Zustände bei den Najern nicht in ganz Malabar herrschen; sie sind Volkssitte nur in Süd-Malabar d. h. südlich vom Korapulafluß oberhalb Kalikut. Der in malabarischen Verhältnissen erfahrene Missionar Wilhelm Dilger teilt mir mit, daß in Nord-Malabar bei den Najern im ganzen geordnete eheliche Verhältnisse herrschen, die auch durch die Übergriffe der hier wenig zahlreichen Brahmanen nur ausnahmsweise gestört werden. Selbst in Süd-Malabar, d. h. besonders im Gebiet von Palghat, aber auch überall zwischen Palghat, Kotschin und Kalikut, muß man unterscheiden zwischen einem Teil der Najerkasten, der geordnete Eheverhältnisse hat, und einem andern Teil, dem größeren, bei dem das Konkubinat, die zeitweilige Ver-

des Eheverhältnisses ein Mann gar nicht mehr wissen, ob er der Vater seiner Kinder, oder wer deren Vater ist, — es ist unter diesen Umständen nur konsequent, zugleich auch am meisten im Interesse der Brahmanen, für die dieses ganze schamlose System erfunden ist, daß in Malabar Neffenerbrecht eingeführt ist. Nicht des Vaters Kinder erben das Gut, sondern die Kinder seiner ältesten Schwester, — nur dadurch ist einige Gewähr gegeben, daß das Erbgut bei der Familie bleibt; denn nur die Frauen, die natürlich wissen, welches ihre Kinder sind, nicht die Männer tragen die Erbfolge.

Soll ein Najermädchen „verheiratet werden", so wird ein Brahmane für einige Rupie gemietet, daß er ihr das Tali umbinde, also sozusagen mit ihr in die Ehe trete. Diese „Ehe" währt aber nur vier oder fünf Tage, höchstens einen Monat, dann wird der Notmann mit einem Geschenke davon geschickt, und nun kann sich das „verheiratete" Mädchen einlassen, mit wem sie will, vorausgesetzt daß der Mann derselben oder einer höheren Kaste angehört, am besten, wenn er ein Brahmane ist. Zumal in Süd-Malabar ist zudem bei einer Kaste sogar die Vielmännerei üblich; d. h. nur der älteste Bruder heiratet ein Weib, die dann für alle seine jüngern Brüder mit dient; und das sittliche Empfinden ist bei den emanzipierten Frauen dieser Kaste so sehr erstorben, daß sie oft schon im Anfang der Verhandlungen fragen, wieviel Männer im Hause sind, und abbrechen, wenn es ihnen nicht genug zu sein scheinen![1])

In welchem Maße im Zusammenhange mit diesem wüsten Systeme alles gesunde sittliche Empfinden erstickt ist, geht

---

bindung herrscht. Bei den Besuchen auf Predigtreisen sagt man den Missionaren in der Regel sogleich entweder: „Wir gehören zum Veppumargam d. h. Konkubinat," oder: „Wir gehören zum Kettumargam d. h. zur Ehe." Nur bei dem ersteren Teil herrschen die oben geschilderten Zustände; bei diesem aber leider im vollen Umfange.

[1]) Die Auffassung, die ich bei Missionsfreunden gefunden habe, als sei die Polyandrie allgemeine malabarische Sitte, ist nach dem Urteile der erfahrensten Missionare nicht richtig. Stehende Einrichtung ist dieses

vielleicht am deutlichsten für einen Reisenden aus der widerlichen Geschmacksverirrung hervor, daß in Malabar alle Frauen den Oberkörper unverhüllt tragen. „Die Brust ohne Hülle (mara), das Schwert ohne Scheide (ura)," heißt ein malabarisches Sprichwort, das fest Gesetz ist. Jeder Brahmane hat das Recht, der ihm bekleidet begegnenden Frau die Hülle herunter zu reißen; es ist Anstandspflicht jeder Frau, sich in Gegenwart Höhergestellter sofort zu entblößen! Schauderhafte Verirrung!

Und dieses ganze wüste Wesen ist in Malabar gedeckt und geheiligt durch die Kaste! Was konnte die Basler Mission, als sie in dies Land kam, anders thun, als diesem ganzen Kastensystem den Krieg zu erklären und es innerhalb der Christengemeinde mit Stumpf und Stil auszurotten? Man hat mir in Indien wie in Deutschland von Seiten, die auf Grund andersartiger Erfahrungen der Kaste freundlicher, duldsamer gegenüber standen, wiederholt gesagt, es sei ein folgenschwerer Irrtum der Basler gewesen, daß sie von vornherein die Parole ausgaben: Rein ab mit der Kaste! Aber wenn man die im heidnischen Malabar thatsächlich herrschenden Zustände nüchtern betrachtet, kann da eine solide, evangelische Missionsgesellschaft eine andere Losung haben? Handelt es sich doch für sie mit der Einführung des Christentums um nichts Geringeres als die Begründung einer völlig neuen Lebensordnung mit monogamischer Ehe und Kindererbrecht, eine radikale Reorganisation des häuslichen wie des rechtlichen Lebens und Empfindens im christlichen Geiste.

Auch historisch angesehen konnte die Basler Mission gar nicht anders handeln. Malabar ist von alten, wahrscheinlich schon von vorchristlichen Zeiten her der Teil Indiens gewesen, der mit der übrigen Welt in der regsten Verbindung stand.

---

schändliche Laster nur bei der wenig zahlreichen Kaste der Tandanmar die zwischen den Najern und den Palmbauern stehen. Man vergleiche zu diesen Kastenverhältnissen: Graul, Reise nach Ostindien III, 226 ff. und bes. 332 ff.

Die regelmäßigen Monsunwinde, die zwischen Indien, Arabien und Ostafrika eine ebenso bequeme wie zuverlässige Verbindung herstellen, hatten zu allen Zeiten einen lebhaften Handelsverkehr Malabars mit dem Auslande begünstigt. Nun haben die Hindu nie den Seehandel gepflegt; sie sind Binnenhändler, sie haben die Fremden zu sich kommen und bei sich ansiedeln lassen. So sind im Laufe der Jahrtausende an der Malabarküste Fremdenkolonieen der nach einander hierher Handel treibenden Völker entstanden: Niederlassungen der Juden, der Nasarani oder syrischen Christen, der Araber oder Mapilla, der Portugiesen, Franzosen, Holländer und Engländer. Kastengebunden wie die Hindu sind, konnten sie nicht anders, als auch diese Fremdlinge in ihr Kastensystem eingliedern; und weil dieselben ihnen als mächtige und reiche Kaufherrn erschienen, die oft sogar die Herrschaft im Lande in Anspruch nahmen, wurden sie an ziemlich hoher Stelle — nach den Najern und vor den durch ihre bloße Nähe verunreinigenden niedern Kasten eingeschoben. Es bildete sich langsam, aber zäh eine dem Volke in Fleisch und Blut übergehende Ansicht aus, daß wie die Juden und Mapilla auch die Christen eine besondere Kaste bilden, zu der man nur unter völligem Verlust seiner alten Kaste übertreten kann. Diese Ansicht war schon vor der Ankunft der Missionare in Malabar herrschend; es wäre unmöglich für sie gewesen, sich nicht daran zu kehren. Nun ist es allerdings bei diesem Stande der öffentlichen Meinung für Brahmanen und andere höher stehende Kasten schwer, in der sozialen Ordnung ein großes Stück herunterzusteigen und in die Christenkaste einzutreten; unter diesen hohen Kasten hat die Basler Mission ebensowenig wie andere indische Missionen große Eroberungen gemacht.[1]) Ihr Angesicht ist den

[1]) Die Kastenfrage ist überall in Indien ein so verzwicktes Problem, daß es ungemein schwer ist, sich darüber korrekt auszudrücken. „Kaste" im strengen Sinne des Worts kann nur eine in sich abgeschlossene Gesellschaftsklasse sein, die sich nicht durch Zuwachs von außen vermehrt, sondern sich lediglich durch Geburt fortpflanzt und dadurch einen erblichen Charakter verleiht. Leider sind die Nasarani Südindiens in diesem Sinne

niedern Kasten, den Palmbauern und Tscherumern zugerichtet; und da kommt es ihr allerdings zu gute, daß diese Kasten durch den Übertritt zum Christentum sozial gewinnen, daß sie in der Kastenordnung aufsteigen. Es ist in Malabar nicht so wie in vielen andern Teilen Indiens, daß der Übertretende aus aller sozialen Ordnung ausgestoßen, ein outcast oder Kastenloser, ein mletscha oder Scheusal wird.

Allerdings kamen dadurch die Basler Gemeinden von Anfang an in eine eigentümliche Lage. In Indien ist nicht nur das soziale, sondern auch das wirtschaftliche Leben absolut von der Kaste beherrscht. Wer aus der Kaste ausscheidet, verliert damit zugleich seinen Beruf, seine Einnahmequelle, seine Existenz. Indem die Basler Mission die von ihr gesammelten Gemeinden aus dem alten heidnischen Kastengefüge herausriß, trat an sie die dringende Frage heran: Wie ist es nun möglich, für diese Christen eine neue wirtschaftliche Existenz zu gründen? Das ist wieder eine Frage, die keineswegs die Basler Mission allein betrifft; wir werden uns später im

---

Kaste, und damit ein verkapselter Fremdkörper im indischen Volksleibe geworden. In diesem Sinne sind weder die Basler Missionsgemeinden, noch die Katholiken noch die Mapilla „Kaste"; denn sie alle wachsen durch Übertritte aus Kasten, wobei die Übertretenden die Kaste verlieren, indem sie Christen oder Mohammedaner werden. Nach Auffassung gebildeter Malabaren bilden die Evangelischen, Katholiken und Mohammedaner keine „Kaste", sondern eine „Gesellschaftsklasse" (community), die außerhalb der Kastenschranken steht. Die Christen dürfen die Brahmanendörfer betreten, dürfen selbst aus den Brunnen der Brahmanen Wasser ziehen. Missionar Dilger teilt mir eine Geschichte mit, die für das Volksempfinden charakteristisch ist. Ein Lazarettgehilfe aus der Palmbauernkaste in Alatur bei Palghat wollte Zutritt zur Behandlung weiblicher Patienten im Brahmanendorfe haben. Er glaubte seinen Zweck am sichersten zu erreichen, indem er erklärte, er habe sich dem Brahmasamadsch angeschlossen. Die Brahmanen aber jagten ihn weg und sagten zu ihm: „Erst wenn der Padre Sahib „das heilige Wasser" auf sein Haupt gesprengt habe, sei die Kaste abgethan; dann könne ihm der Zutritt gestattet werden." Also die atmosphärische Unreinigkeit der niedern Volksklassen wird durch die Taufe weggenommen, und dadurch ist es selbst den Brahmanen möglich, mit den Christen zu verkehren.

Zusammenhang mit ihr zu beschäftigen haben. Speziell in Malabar aber fragen wir billig: wie haben es denn die Einwanderer und Fremdkasten früherer Jahrhunderte gemacht? Nun finden wir in Malabar eine doppelte, lehrreiche Parallele: einmal finden wir eingewanderte Kasten wie die Tijer (Palmbauern) und Tschalier (Weber), sie sind wahrscheinlich schon als Kasten eingewandert und gewannen ihre Stellung im Lande ohne Schwierigkeit durch die neuen, von ihnen vertretenen Berufszweige, die vorher in Malabar noch nicht vorhanden waren. Andrerseits kamen die Araber, die Juden, die Nasarani und die andern außerindischen Einwanderer als Kaufleute zunächst ohne die Absicht dauernder Niederlassung und wohl entsprechend ihrem Berufe in ziemlichem Wohlstande; sie lebten zunächst jahrhundertelang vom Handel, und es gelang ihnen ohne Schwierigkeit, diejenigen Zweige des Handels, die auf den Export berechnet waren, in ihren Händen zu vereinigen; sodann aber kauften sie mehr und mehr Grund und Boden und schufen sich damit eine Existenz, auch als die Verbindung mit ihrer früheren Heimat riß und der einträgliche Handelsverkehr abgeschnitten wurde. Beide Parallelen treffen auf die Basler Mission nicht ganz zu; weder haben die jungen Christengemeinden von vornherein einen eigenen Berufszweig, noch sind sie kaufmännische Einwanderer, die vom Gewinne des Zwischenhandels leben könnten. Aber wir thun gut, die Parallelen im Auge zu behalten, wenn wir bei unserer Wanderung durch die Basler Stationen auf Schritt und Tritt das ernste Bemühen und die unablässigen Versuche sehen, den gesammelten Gemeinden eine neue und solide Existenz zu schaffen.

Missionsfreunde, die mit den indischen Verhältnissen nicht vertraut sind, werden hier erstaunt und befremdet fragen: wo steht denn geschrieben, daß sich die Mission in Händel der Nahrung verflechten soll? Wahrlich, dies Bedenken hat den Missionaren draußen und der Missionsleitung daheim oft genug das Herz schwer gemacht. Aber wenn die Voraussetzungen richtig sind, von denen wir ausgegangen sind, daß 1) die Mission mit diesem heillos faulen Kastensystem Malabars nichts

zu schaffen haben darf, und daß 2) nach der geschichtlichen Entwicklung die Basler Gemeinden gar nicht anders können, als die ihnen zufallende Stellung einer neuen Kaste vorläufig anzunehmen, so steht doch eben die große Frage für die Basler so: haben wir ein Recht, Heiden zur Aufgabe ihrer bisherigen Lebensstellung, ihres Erwerbs und Berufs zu bewegen, ja den Bruch mit den alten Verhältnissen von ihnen zu fordern, wenn wir weder imstande noch willens sind, ihnen zur Gewinnung eines neuen Berufs auf christlicher Grundlage behilflich zu sein?

Eine neue Kaste, eine Christenkaste — gerade das ist es doch, was wir um jeden Preis vermeiden müssen. Gewiß, der Ausdruck ist mißverständlich. Wenn die Christengemeinde so wie die Nasarani in Travankor von jedem Zuwachs von außen abgeschnitten, nur auf die natürliche Vermehrung durch den Überschuß der Geburten angewiesen, sich auch in ihrer Denkweise der heidnischen Kastenumgebung anpaßt und so mehr oder weniger auf das Niveau einer geschlossenen Kaste herabsinkt, so hat sie dadurch allen Einfluß auf die andern Kasten und damit ihre Bedeutung für die Mission Indiens verloren; — ich habe in Indien Gemeinden gefunden, die dieser Gefahr in hohem Maße ausgesetzt sind. Aber wenn wir jetzt von den Basler Gemeinden als einer neuen Kaste sprechen, so meinen wir etwas anderes. Die Inder von ihrem Standpunkt aus, die nun einmal keine Form gesellschaftlichen Lebens außer der Kaste kennen und anerkennen, können gar nicht anders als die Christen als eine neue Kaste ansehen; daß sie es nicht auch nach unsern Begriffen werden, ist eine der wichtigsten Aufgaben der indischen Missionsarbeit.

So weit ich in Indien habe beobachten können, haben die Basler nicht nur in der Theorie — darin thun es ihr auch englische und amerikanische, besonders independente Gesellschaften gleich, — sondern auch in der Praxis die entschiedenste Stellung in der Kastenfrage eingenommen. Sie bilden unter den evangelischen Gesellschaften den schroffsten Gegensatz gegen die duldsame Theorie und Praxis der Leipziger. Sie haben von Anfang

an mit aller nur wünschenswerten Klarheit ausgesprochen, daß sie in der Kirche und Gemeinde keine Kaste dulden werden. Sie haben dafür jetzt den Vorteil, daß in ganz Malabar das öffentliche Urteil feststeht, daß die Kaste und der Zopf als das äußere Abzeichen derselben mit dem evangelischen Christentum unverträglich seien. Die Basler Christen haben sich allgemein daran gewöhnt, das Haar kurz geschoren zu tragen, damit sie schon daran äußerlich als Christen zu erkennen seien und sich gar nicht der Versuchung aussetzen, bei Reisen in fremde Gebiete sich heimlich wieder ein Zöpflein zu flechten und sich dadurch als Heiden auszugeben. Missionar Walter versicherte mir auf Grund seiner reichen Erfahrung als Distriktspräses, daß die Versetzung der Katechisten, auch solcher, die aus niedrigen Kasten stammen, keine Schwierigkeit mache; daß man bei ihrer Anstellung auf die frühere Kastenangehörigkeit der Gemeindeglieder durchaus keine Rücksicht zu nehmen brauche. Ich bin selbst zugegen gewesen, wie Katechisten verschiedener Volksstämme — Malajalen, Tulu und Kanaresen — mit den Missionaren zusammen aus derselben Schüssel aßen; ich habe bei einer großen Abendmahlsfeier in Kalikut die Christen mit den Missionaren ohne jeden Unterschied der Kaste zum Tisch des Herrn herantreten sehen; es ist mir erzählt, wie bei feierlichen Anlässen, z. B. bei großen Tauffeiern die ganze, verschiedenen Kasten entstammende Christengemeinde gemeinschaftlich gespeist habe; es ist mir in durchaus zuverlässiger Weise berichtet, daß ein gereifter brauner Pastor in einer unbequemen Reisezeit wochenlang mit seinem Missionar unbedenklich dasselbe Essen genossen, — nur gegen Corned-Beef habe er als gegen Kuhfleisch eine unüberwindliche Abneigung gehabt. Zwischenheiraten von Christen, die verschiedenen Kasten entstammen, sind so gewöhnlich geworden, daß man sie kaum noch als etwas Auffallendes empfindet; Br. Walter sprach die Überzeugung aus, daß ein tüchtig durchgebildeter Pastor von Tscherumer (Tagelöhner) Abstammung getrost um die Hand eines Najermädchens anhalten dürfe, wie bei uns unter gleichen Verhältnissen ein Bauernsohn um eine Adelige. Eins der auffallend-

sten Beispiele, wie weit das Kastenbewußtsein in der zweiten oder dritten Generation der Christen bereits erloschen ist, wurde mir in Kalikut erzählt. Dort hatte der fromme Tischlermeister Amos, allerdings einer der gediegensten Christen der Gemeinde, jahrelang ein treues, zuverlässiges Kindermädchen in seinem Hause und an seinem Tische gehabt; erst als sich das Mädchen verheiraten wollte und nun ihr Taufschein erforderlich war, stellte es sich heraus, daß ihr Großvater ein armer Tscherumer gewesen war, — des Amos Vater würde als Heide auf 64 Schritt durch die bloße Nähe dieses Tscherumers verunreinigt gewesen sein, und Amos hielt die Enkelin jahrelang wie ein Kind in seinem Hause. Will man in Indien studieren, wie weit durch konsequentes und entschiedenes Vorgehen die Kaste überwunden werden kann, so muß man zu den Baslern gehen; da heißt es in Wirklichkeit: „In Christo ist kein Knecht noch Freier, kein Brahmane noch Tscherumer; sie sind allzumal Einer in Christo!"

2.

Die Fahrt durch das Gap gestaltet sich für den Reisenden, der wie ich, von Osten — von Coimbatur herkommt, von Stunde zu Stunde großartiger und fesselnder. Die Bahnlinie ist unmittelbar am Fuße der Blauen Berge entlang geführt. Während sich zur Linken eine breite Ebene hinzieht, aus der im Süden die mächtigen Anamalei-Berge sich gewaltig in die Höhe strecken, treten zur Rechten die kahlen Felsabhänge, die tiefeingeschnittenen Thalschichten bis unmittelbar an die Bahn heran. Die hohen Gipfel waren mit Nebelkappen verhüllt, die wilden Gießbäche brausten tosend über Felsblöcke, eine Landschaft fast von alpiner Großartigkeit. Sobald wir den Paß hinter uns hatten, drang der Vegetationsreichtum Malabars von Westen her siegreich zu uns vor, uns ein freundliches Willkommen bereitend; zuerst tauchten wildverschlungene Bambusdickichte auf; dann zeigte sich erst vereinzelt, dann zu Gruppen zusammentretend, die steife Palmyrapalme; dann aber trat die Kokospalme, die königliche Palme Malabars in ihr Recht.

Jetzt waren wir in den Bereich üppig indischen Pflanzenwuchses gekommen; Palmwälder und Mangohaine, Gruppen von breitblättrigen Brotfruchtbäumen und zartblättrige Tamarinden und viele unbekannte Bäume und Sträucher drängten sich neben und durch einander, und die unermüdlichen Kletterpflanzen stiegen zu den höchsten Gipfeln hinauf und durch die Blätterdächer hindurch, schlangen sich an den dicken Stämmen hinauf, und stürzten von oben wieder zum feuchten Erdreich hinunter, Baum und Strauch mit ihrem phantastischen Netz überziehend.

In Ottapalam erwartete mich Missionar Walter, der Distriktspräses der Malabar-Mission; er hatte mich zu einem kurzen Besuche auf seiner Station Wanyankulam eingeladen. Wir fuhren etwa eine Stunde vom Bahnhofe bis zum Missionshause, und schon auf dieser Fahrt merkte ich, daß ich wie in eine andere Welt versetzt sei. Die Landschaft liegt wie in einem immergrünen Walde eingebettet; wir fuhren auf einem allerdings von unten schauderhaften Wege unter prachtvollen, alten, breitästigen Schattenbäumen dahin; hier und da hatten wir zur Rechten und zur Linken Ausblicke auf Reis- und Ölfelder, hinter denen dann aber der Wald sogleich wieder anfing. Wir fuhren an einer Niederlassung vornehmer Nambutiri-Brahmanen und dann an einem Dorfe der Tschalier oder Weberkaste vorüber; wir sahen von beiden Dörfern kaum etwas, sie lagen im Grün vollständig versteckt. Jedes Gehöft ist für sich abgeschlossen, von Wällen und Hecken umhegt, ein Fruchtgarten für sich; besonders die Brahmanen thun sich auf ihre Abgeschlossenheit etwas zu gute, nur dadurch können sie ihre levitische Reinigkeit und ihre dadurch beanspruchte Heiligkeit behaupten. Auch wo die Gehöfte an die Straße herantreten, liegt das Wohnhaus im Hintergrunde des Hofes unter grünen Bäumen, an der Straße ist nur ein kleiner Thorbau, der oft zu einem kleinen Häuschen ausgebaut ist, als solle ein Wächter acht geben, daß kein Unreiner den Hof betrete. Solch ein malabarisches Dorf, so ganz in Grün eingebettet, macht einen ungemein freundlichen Eindruck. Tropische Waldbäume, breitästige Banyanen mit wirr herabhängenden

Luftwurzeln, elegante Kokos- und anmutige Arekapalmen, dunkelgrüne Mango, großfrüchtige Jack und Gruppen von Bananen mit schwer herabhängenden Fruchtkolben stehen bunt durcheinander. Dazwischen nehmen sich die strohgedeckten Häuser mit ihrem Thorbau an der Straße gar anmutig aus. Schade nur, daß die hier überall zahlreich auf den Straßen vertretenen Frauen durch ihre allzu mangelhafte Bekleidung meist einen unangenehmen, häßlichen Eindruck machen. Wir fuhren quer durch das große Dorf Wanyankulam hindurch; es war gerade Markttag, so war auf dem Bazar ein buntes Treiben; besonders waren große Herden von Rindvieh zum Verkauf angetrieben; so massig und mächtig die schwarzen Büffel mit ihrem ungeschickt großen Kopf, ihren vorstehenden, wild stierenden Augen und ihren beiden gewaltigen Hörnern aussahen, so lächerlich klein und zierlich waren die aus dem Tamulenland herangebrachten Kühe, viele nicht viel größer als ausgewachsene Bernhardiner Hunde. Mein Reisegefährte bot mir scherzhaft an, ich solle mir doch für eine Kleinigkeit — ½ Rupie (70 Pf.) das Stück — eine Rinderherde kaufen; schade nur, daß ich sie nicht mit nach Hause nehmen konnte.

Doch am Ende des Dorfes tauchte auch schon der grüne Hügel auf, von dessen Rücken freundlich das Missionshaus herunter grüßt. Wir haben zur Linken den „Teich der Ölmüller", von dem Wanyankulam seinen Namen hat; ein junger Elefant wird gerade in demselben gebadet und wälzt sich behaglich in der kühlenden Flut. Am Anstieg des Hügels passieren wir das Missionshospital; die heidnische Fürstin, in deren Gebiet wir uns hier befinden, hatte dasselbe gebaut und der Regierung geschenkt unter der Bedingung, daß dieselbe einen tüchtigen Arzt anstelle; die Regierung war dazu nicht im stande gewesen, so war die Schenkung an die Basler Mission übergegangen. Allerdings ist auch für sie dies Hospital nur eine Dependenz ihres größeren Missionskrankenhauses in Kalikut; aber da sie hier einen zuverlässigen eingeborenen Unterarzt angestellt hat und der leitende Arzt von Kalikut alle Monat zur Visitation herüberkommt, ist dem Bedürfnis genügt.

Das Hauptgebäude enthält neben dem Sprechzimmer des Arztes, in dem wir einen wohlgefüllten Arzneischrank fanden, je ein Krankenzimmer für Männer und Frauen; im Garten dahinter liegen, unter Bananengruppen versteckt, noch zwei kleine Hütten als Isolierhäuser bei ansteckenden Krankheiten. Fast alle Räume waren voll besetzt; nach Ausweis der Krankenbücher werden in der anspruchslosen Anstalt im Jahr an 6000 Patienten behandelt. Weiter fahrend betreten wir das Missionsgrundstück; eine noch junge Allee von Jackbäumen und dem edlen Teakbauholze führt den Hügel hinauf. Auf halber Höhe steht das freundliche Kirchlein; die Glocke hängt, da ein Kirchturm nicht vorhanden ist, daneben in einem weithin sichtbaren, weißen Glockenstuhl. Die Basler bauen ihre Kirchen meist mit Veranden auf beiden Seiten; einmal schützen sie dadurch das Innere gegen die heißesten Sonnenstrahlen und erhalten es erträglich kühl; dann können Mütter mit ihren unruhigen Kindern und Heiden, die das Gotteshaus noch nicht betreten wollen, da draußen bequem zuhören; und wenn die Gemeinde wächst und die Kirche vergrößert werden muß, ist es bequem und billig, die Veranda hineinzunehmen und einfach durch außen hochgeführte Wände abzuschließen. Ich habe diese praktische Bauart bei andern Missionen nicht gefunden; die Engländer zumal halten auch in Indien meist an der ihnen aus der Heimat bekannten englischen Gotik mit dem viereckig abschneidenden Glockenturm und den stark vorspringenden Seitenpilastern fest. Von dem Missionshaus auf der Höhe hat man einen entzückenden Rundblick; das weite, üppig grüne Waldland dehnt sich wellig und hügelig nach allen Seiten anmutig aus; die zahlreich überallhin zerstreuten Dörfer sind ganz im Grün versteckt; im Osten steigen die Berge malerisch in großen Ketten mächtig hinanstrebend, zu den 6—7000 Fuß hohen Westghats und Blauen Bergen an. Ich fand in dem schön gelegenen Hause gastfreundliche Aufnahme.

Wanyankulam ist ein südöstlich vorgeschobener Posten der Malabar-Mission. Der Zweck der Station ist hauptsächlich,

die dicht gedrängte Bevölkerung in den weiten, zu den Bergen sich hinaufziehenden Thälern und dem vorgelagerten Hügellande zu erreichen. Die heidnische Fürstin des Ländchens und ihre Vorgänger hatten sich dem Eindringen der ihrem Hause verhaßten Mapilla stets mit Erfolg widersetzt; der evangelischen Mission hatte sie, wohl um der von derselben getriebenen kulturellen Arbeiten willen, keinen Widerstand geleistet. Das Hauptmissionsmittel ist hier die Reisepredigt, die weithinein landeinwärts den Schall des Evangeliums trägt. Eine zweite Missionsstätte ist das Hospital, dem wir schon einen Besuch abgestattet haben; die hier Tag für Tag wirksame Thatpredigt der Barmherzigkeit, die zugleich von dem am Hospital mitangestellten Katechisten mit allem Nachdruck gedolmetscht wird, ist vielfach den Heiden noch verständlicher als die bloße Wortverkündigung. Daneben sucht die Mission durch höhere und niedere Schulen Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht zu gewinnen. Ich hatte in Ottapalam, ganz nahe der Bahnstation, und in Wanyankulam, nahe dem Bazar, Gelegenheit, zwei Missions-Mittelschulen kennen zu lernen, in denen die Klassen leidlich stark besetzt sind, also reichlich Gelegenheit gegeben ist, auf empfängliche Kinderherzen einzuwirken.

Wanyankulam ist schon seit 1888, also seit 14 Jahren, Missionsstation, und doch zählt es erst eine Christengemeinde von 167 Seelen, von denen nur 83 abendmahlsberechtigt sind; das ist ein verhältnismäßig geringer Erfolg. Und doch hat die Mission den großen Vorzug gehabt, fast die ganze Zeit in den Händen desselben Missionars, des Missionsveteranen Walter, zu liegen. Die kleinen Zahlen bezeugen allerdings, wie hart der Missionsboden Malabars hier und anderwärts ist. Aber es sind thatsächlich auch in Wanyankulam erheblich mehr getauft, als man nach dem jetzigen Bestande der Gemeinde vermuten sollte; in einem Jahre (1895) wurden z. B. nicht weniger als 80 Seelen getauft, aber nur drei davon blieben in Wanyankulam. Was wurde aus den andern? Die meisten von ihnen waren Tijer oder Kleinbauern. Nun liegt der wertvolle Grundbesitz meist in den Händen der Nambutiri-Brah-

manen oder der Naier; diese verpachten das Land an Großpächter, die Tausende von Mark als Kaution hinterlegen müssen. Meist sind es unternehmende Mapla, die in guten Jahren einen großen Gewinn erzielen, bei Mißernten allerdings auch oft schnell verarmen. Diese Großpächter geben das Land in kleinen Parzellen an die Kleinbauern aus, die von ihnen abhängig sind. Denjenigen nun, die zum Christentum übertreten, wird einfach ihre Pacht gekündigt und dadurch der Lebensunterhalt abgeschnitten. Die Getauften konnten sich deshalb nicht halten und mußten nach andern malabarischen Stationen verpflanzt werden, wo Vorkehrungen getroffen sind, um solchen Übergetretenen Arbeit und Verdienst zu geben. Das ist bitter und bei den mit Zähigkeit an der Scholle hängenden Malabaren keine Empfehlung für das Christentum; aber es ist der einzige Ausweg, der sich bisher geboten hat. Allerdings wenn ich durch die Häuser der Christen ging, die sich in Wanyankulam behauptet oder angesiedelt haben, konnte ich mich eines gewissen Neides nicht erwehren und hätte mir die Kunst eines Malers gewünscht, um diese entzückenden Heimstätten abmalen zu können: Im dichtesten Grün von Mango und Jackbäumen, überragt von einigen hoch zum Licht strebenden Kokospalmen, liegen die freundlichen, strohgedeckten Häuschen; davor steht ein kleiner Hain üppig gedeihender Bananen, deren dicke Fruchtkolben fast das ganze Jahr angenehme, mehlige Früchte darreichen; zur Rechten ist ein keines Gärtchen, unter den breitästigen Mango fast versteckt, lauter Kaffeebäumchen, deren Zweige über und über von hochroten Bohnen bedeckt sind; unmittelbar am Hause steht ein hoher Strauch fast wie unser Flieder, aber mit faustgroßen, roten Früchten, ein Kakaostrauch, und ringsum an den Bäumen klettern die Pfefferreben hinauf, überall ihre schwarzen und dunkelgrünen, kleinen, runden Früchte unter ihren Blättern versteckend.

Während ich in Malabar weilte, beschäftigte die Missionsgeschwister ein schöner Plan, der eben damals gescheitert war. War es nicht das Angemessene und Gewiesene, daß die Mission

ihre Bekehrten als Ackerbauer anzusiedeln suchte? Ist doch Indien fast durchweg ein Ackerbau treibendes Land, und der Reichtum des Landes wie die Kraft seiner Bevölkerung liegt auf dem Lande. Aus den Kreisen der Landarbeiter, der Palmbauern und Ackerknechte stammt der Zuzug der Missionsgemeinden. Ist es nicht möglich, zumal da die großen Industrien auf den Küstenstationen überfüllt sind, irgendwo eine Ackerbaustation zu gründen und Scharen von Christen da auf Missionsgrund anzusiedeln und ihnen die Möglichkeit zu geben, sich allmählich zu freien Bauern auf eigenem Grunde emporzuarbeiten? An der Küste ist das allerdings unmöglich; dort ist das Land zu stark übervölkert, wertvoller Grundbesitz unerschwinglich teuer und fast nicht käuflich. Aber landeinwärts nach den Bergen zu ist zur Zeit die Bevölkerung noch dünn, der Boden billig und immerhin leichter käuflich. So richteten sich die Blicke der Brüder verlangend nach jenem schönen und in seinen Thalsenkungen überaus fruchtbaren Hügellande nördlich von Wanyankulam. Ein tief verschuldeter Najer-Großgrundbesitzer in Panikottur bot der Mission ein sehr großes, mehrere Quadratmeilen umfassendes Areal an, und die Mission hatte große Lust, den ganzen Besitz zu erwerben. Daß derselbe zumeist in trostlos verwildertem Zustande sich befand und zum Teil noch von Urwald bedeckt war, erhöhte in den Augen der Mission seinen Wert; denn das war eine lockende, lohnende Aufgabe, eine wilde Wüste in einen lachenden Fruchtgarten zu verwandeln. Allein die Verhandlungen zerschlugen sich. Natürlich konnte die Basler Mission nur kaufen, wenn die Besitztitel und die eingetragenen Schulden klar und übersichtlich waren; beides ließ sich trotz aller Mühe nicht feststellen. Bei dem herrschenden Neffenerbrecht hat jedes Familienglied einen nach kleinen und kleinsten Bruchstücken zu berechnenden Anteil am Grundbesitz zu verkaufen. Die hypothekarischen Schulden aber werden in den Grundbüchern nicht auf dem Blatte des Besitzes, sondern einfach in der Reihe nach den Tagen der Eintragung niedergeschrieben; welche Schulden also auf irgend einem bestimmten Grundstücke lasten, kann oft auch

durch das sorgfältigste Studium der Grundbücher nicht mit Sicherheit festgestellt werden, und der Besitzer hütet sich wohl, darüber dem Käufer klaren Wein einzuschenken. In diesem Falle war zwar der Najer thatsächlich im Besitz des Grundstücks, aber ein Mapla hatte die rechtsgiltigen Dokumente in den Händen. Die Basler Mission konnte und durfte also nicht kaufen, solange die Besitzverhältnisse unklar waren. Die Lage schien sich mit einem Schlage zu klären. Die Regierung versteigerte das Grundstück, um rückständige Steuern zu decken. Der Vertreter der Mission erstand es zu einem sehr annehmbaren Preise. Aber in letzter Stunde bezahlten die Freunde des Najers wohl auch aus Abneigung gegen eine Missionsniederlassung, seine Schulden, und der Kauf wurde rückgängig gemacht.

Während dieser unerquicklichen Verhandlungen wurden aber den Basler Brüdern erst einmal die Schwierigkeiten des geplanten Unternehmens klar. Christen aus dem Inland an die Küste zu versetzen, ist verhältnismäßig leicht; die Küste mit ihren großen Städten ist das Ziel der Sehnsucht für die Binnenländler; aber Christen oder Katechumenen von der Küste an den Fuß der Berge verpflanzen, das hieße sie in die Verbannung, ins Elend hinausstoßen. Zudem die Urbarmachung und erste Beackerung eines wüsten Grundbesitzes erfordert harte Arbeit und große Anstrengung, und diese zu leisten sind die meist schwachen, abgehungerten Christen außer stande. Vor allem aber, alles Land am Fuß der Berge ist fieberig, und die Urbarmachung von Urwaldstrecken zieht besonders viele und heftige Fieber nach sich; man hat im allgemeinen die Erfahrung gemacht, daß die erste und zweite Generation der Kolonisten am Fieber dahin stirbt; allerdings nimmt man an, daß sich dann durch die fortschreitende Kultur der Gesundheitszustand allmählich bessert. Aber die Mission kann und darf ihre Pfleglinge nicht in Gebiete versetzen, wo sie fast sicher dem Tode verfallen sind, am wenigsten in der Erwartung und Hoffnung, daß dann die dritte oder vierte Generation auf dem durch viel Sterben eroberten Gebiete lebensfähig sein werde. So hat man in Malabar den schönen

Gedanken einer großen Ackerbaukolonie am Fuß der Berge vorläufig zu Grabe getragen; und so sehr ich anfänglich für das weitausschauende Projekt begeistert war, so konnte ich mich doch den gewichtigen Gründen der Brüder nicht verschließen, daß es wenigstens in der zuerst geplanten Form undurchführbar sei.

3.

Die Fahrt von Ottapalam nach Edakolam, der Bahnstation für mein nächstes Ziel, die Station Kodakal, wurde von Stunde zu Stunde schöner; zur Linken hatte ich meist den immer breiter werdenden Ponani-Fluß, dessen weite, sandige Uferflächen von Badenden und Fischern, von hinüber und herüberfahrenden Ochsenwagen und flachen Barken mit weißen Segeln belebt waren. Zur Rechten aber entfaltete sich ein entzückendes Bild nach dem andern. Bald trat die tropische Waldung mit ihrem Bambusdickicht und ihren mächtigen Schattenbäumen unmittelbar an die Bahn heran; dann wich der Wald zurück und machte einem von vielen Dämmen durchschnittenen und in lauter kleine Stückchen zerlegten Reisfelde Platz. Hier ist der Acker eben abgeerntet, die Stoppeln stehen noch, und eine Herde von Buckelrindern sucht sich begierig ihr Futter; dort ist das Feld schon wieder unter Wasser gesetzt, und dicke, schwerfällige Büffel mit riesigen Hörnern wälzen sich behaglich in dem weichen Schlamme und glotzen den vorüberbrausenden Eisenbahnzug neugierig an; dort zieht der Tscherumer seinen mit zwei Zebuochsen bespannten, einfachen Holzpflug durch das aufgeweichte Erdreich, bis an die Knie im Schlamm watend und den Kopf gegen die glühenden Sonnenstrahlen durch einen wie einen Schirm nach allen Seiten vorstehenden Hut schützend; dort ist eine Schar von Männern und Frauen, bis an die Kniee im Schlamme stehend, eifrig beschäftigt, den Reis in kleinen Büschelchen in den lockeren Boden einzupflanzen, eine unendlich mühsame und unsaubere Arbeit, die sie aber mit fabelhafter Schnelligkeit und Regelmäßigkeit ausführen; dort steht ein Reisfeld im ersten üppigen Grün, fast leuchtend im hellen Sonnenscheine, ein dem

Auge unendlich wohlthuender Anblick. So ziehen sich die Reisfelder mit ihrem mannigfaltigen, bunten Leben in alle Winkel des Waldes hinein; ihr grüner Smaragd ist eingefaßt von einer fast noch schöneren Fassung; hier steigt unmittelbar dahinter der Kokospalmenwald auf, im Vordergrunde die halbhohen, jungen Bäumchen, dahinter und darüber die hohen, stolzen Palmen mit ihren meterlangen Wedeln und ihren dicken Fruchttrauben; dort steht vorn eine Reihe der wie Schilfrohr schlank und anmutig aufsteigenden, grünen Arekapalmen mit ihren zarten Blätterfächern, und dahinter drängen sich mächtige Brotfrucht- und Jackbäume. Und immer nur ein paar Minuten schauen wir mit Entzücken das bunte Bild, dann tritt der Wald wieder an die Bahn, gleichsam einen Vorhang vorziehend, bis sich von neuem ein schönes Bild aufrollt.

Auf dem Bahnhofe Edakolam erwartete mich Missionar Eckelmann mit seinem Wagen; wir fuhren schnell durch die schöne Landschaft nach Kodakal-Parapéri, wo mir ein gastlicher Empfang bereitet war. Am Thore standen zwei große, abgehauene Bananenstauden mit purpurrot sich herunterneigenden Blütenkolben; über der Einfahrt am Hause war eine Ehrenpforte errichtet; lange, zarte Palmenwedel waren an den Pfeilern festgebunden, große Fruchttrauben von Kokospalmen, kleinere Trauben von Arekapalmen, große, hellgrüne Blütenkandelaber der Aloe und an Schnüren aufgezogene Mangoblätter waren zu einem reizenden Portale zusammengefügt, und darunter und dahinter standen die 90 Kinder der dortigen Knabenanstalt und sangen zum Willkommen christliche Lieder nach deutschen Weisen. Ich hatte hier die große Freude, bei lieben Verwandten einzukehren, und mit sinniger Liebe war alles für den kurzen Besuch hergerichtet.

Kodakal ist eine dreifache Station; in Kodakal selbst wohnt der Stationsmissionar, dort sind auch Kirche und Schule, Weberei, Ackerbauschule und Hospital; nicht gar weit davon liegt Wawur, die große Dampfziegelei mit einem mächtigen, zwischen den Palmen sonderbar dreinschauendem Fabrikschornstein und

dem zugehörigen Bungalow des Industrie-Bruders; eine halbe Stunde davon liegt Paraperi mit der Knabenanstalt und dem Sitze des Distrikts-Ökonomie-Bruders d. h. dem Verwalter des Missionseigentums in Malabar.

Die Station hat eine merkwürdige Geschichte hinter sich. Der edle Kollektor (Bezirksamtmann) Conolly in Kalikut, ein warmer Freund der Basler Mission, hatte den Wunsch, etwas für die Christianisierung der Najadis, des verachtetsten Waldvolkes in den unwegsamen Dschungeln Malabars, zu thun. Zu diesem Zwecke stellte er den Baslern ein großes Stück Urwald und Unland bei Kodakal zur Verfügung unter der Bedingung, daß sie den Versuch machten, die Najadis zu einem seßhaften Leben und zum Ackerbau zu gewöhnen und ihnen in Kirche und Schule Gottes Wort nahe zu bringen. Die Basler gingen mit großer Selbstverleugnung an die schwere Aufgabe und sammelten eine Schar von Najadis. Aber die Mapla sprengten die ganze Niederlassung, indem sie die Najadis zum Übertritt zum Islam verleiteten. Die Basler saßen bald auf ihrem großen Grundbesitz allein und fingen nun allmählich an, in Kodakal eine regelrechte Missionsarbeit einzurichten. Diese aber war nichts weniger als aussichtsvoll. Der Einfluß der Mohammedaner, der gefährlichsten und fanatischsten Feinde des Christentums in Malabar, steigt nach Süden zu; das nur wenige Stunden südlich von Kodakal gelegene Ponani an der Mündung des Ponaniflusses ist der Mittelpunkt ihrer Macht; in dieser ganzen Gegend üben sie einen wahren Terrorismus. Ihr Einfluß ist auch in sittlicher Beziehung äußerst ungünstig. Die Brahmanen und Naier würden durch Unzucht mit Frauen ihrer Hörigen ihre Kaste verlieren, solche Vergehen kommen deshalb kaum vor; so schauerlich die Verworfenheit der Kastenleute unter sich ist, die Besitzer mißbrauchen ihre Gewalt nicht an ihren Untergebenen und Pächtern. Aber die Mapilla werden als Mohammedaner durch keine Kastenregel in Schranken gehalten, sie leben in wüstester Sittenlosigkeit selbst mit den gemeinsten und schmutzigsten Tscherumern und verderben so die unter ihnen lebende Bevölkernng in Grund und Boden. Das

giebt harte Missionsarbeit. Kodakal war jahrzehntelang eine der armseligsten und aussichtslosesten Stationen in Malabar. Man versetzte die Christen, die anderswo kein Brot fanden, in seine Palmengärten, aber in Kodakal selbst und der Umgegend ging es äußerst langsam voran.

Da sollte etwas ganz Unerwartetes geschehen. Das arme, verachtete Kodakal wurde der Ausgangspunkt der großen malabarischen Bewegung, welche im letzten Jahrzehnt soviel von sich reden gemacht und die Basler Missionsfreunde mit so freudigen Hoffnungen erfüllt hat. Am 2. Advent 1891 konnten nicht weniger als 118 Katechumenen getauft werden; am 1. Advent 1892 standen gar 172 Heiden vor dem Taufstein, und zu Ende des Jahres 1893 war Kodakal, bis dahin fast die kleinste Malabar-Station, mit 1068 Christen an die erste Stelle gerückt, und ist es seither auch durch das noch schneller gewachsene Kalikut (mit 1813 Christen) überflügelt, so nimmt es doch mit 1316 Christen auch heute noch die zweite Stellung ein; es ist nach Mangalur, Kalikut und Udapi die viertgrößte Basler Missionsgemeinde in Indien! Dieser Umschwung ist das Werk eines Jahrzehnts; darüber an Ort und Stelle etwas zu erfahren, darein einen Einblick zu gewinnen, war der Zweck meines Besuchs in Kodakal.

Wir traten bald unsere Wanderung durch die Station an; unser Ziel war zuerst die Knabenanstalt, die im besondern der Obhut meines Vetters Eckelmann anvertraut ist. Den Basler Missionsanstalten haftet das Gepräge einfacher, zweckentsprechender Solidität an; sie sind weder armselig, wie man es im Tamulen- und Telugu-Land bei ähnlichen Anstalten oft findet, noch fordern sie die Kritik durch Eleganz und Großartigkeit heraus, wie es in Nord-Indien oft geschieht. Diesen einfachen, palmblattbedeckten Häusern mit Lehmwänden und Lehmfußboden sieht man es an, daß ihr Bau die Missionskasse nicht stark belastet hat, und daß doch für die einfachen Bedürfnisse solcher Kostschulen ausreichend gesorgt ist. Die Basler Mission hat auf jedem ihrer indischen Missionsgebiete je eine Knaben- und eine Mädchenanstalt. Diese in Kodakal ist die

Knabenanstalt für Malabar. Die Bedürfnisse, die zur Anlegung solcher Schulen drängen, sind mannigfaltig. Teils sind da Waisenkinder, welche keinen Versorger haben, oder Kinder von christlichen Witwen, die nicht im stande sind, sie zu erziehen; teils sind es Kinder christlicher Eltern, denen noch aus den Zeiten des Heidentums das Verständnis für rechte Kindererziehung abgeht, oder Kinder von christlichen Familien, die zu einsam und abgelegen wohnen, als daß für sie eine eigene Schule eingerichtet werden könnte. So ist die allgemeine Idee dieser Basler Anstalten nicht bloß der Dienst der Barmherzigkeit an hilflosen Waisen wie bei den zahlreichen Waisenhäusern Mittel- und Nordindiens; sondern die Mission fühlt die Verpflichtung, die Jugend der christlichen Familien in christlichem Geist zu erziehen, und tritt überall da an Stelle der Eltern ein, wo diese ihre Kinder entweder nicht richtig erziehen wollen oder können. Man muß die furchtbare Vernachlässigung der Kinder, zumal der Mädchen, im Heidentum in Rechnung setzen, um die Praxis der Basler recht zu schätzen. Und doch ist sie nicht ohne Bedenken. Es geht infolge der großen industriellen Unternehmungen ohnehin ein Zug starken Abhängigkeitsgefühls durch die Basler Gemeinden; die Hindu haben immer eine starke Neigung, sich einem Mächtigeren an die Rockschöße zu hängen. So überlassen die Eltern sehr gerne die Sorge für ihre Kinder, für deren Erziehung und damit selbstverständlich auch für ihre Zukunft der Mission, und es entwickelt sich langsam ein doppelter Übelstand: einmal wird der Mission mit der zukünftigen Versorgung dieser Kinder eine schwere Last aufgebürdet; dann werden die Eltern ihren Kindern entfremdet, und das Verantwortlichkeitsgefühl gegen sie erschlafft. Die Leiter der Kinderanstalten sinnen auf Mittel, diesen Übelständen abzuhelfen, um nicht durch sie die segensreichen Erfolge ihrer Häuser in Frage stellen zu lassen; denn segensreich sind sie ohne Zweifel in hohem Maße. Die größere Hälfte des eingeborenen Lehrer- und Katechistenstandes wächst aus ihnen heraus, und es kommt den Lehrern zeitlebens zu gute, daß sie eine tüchtige christliche Erziehung genossen haben.

Wo ich bei meinen Wanderungen durch malabarische Christenhäuser ein besonders freundliches und wohlgeordnetes Heimwesen traf, war gewöhnlich ein in der Mädchenanstalt Tschombala erzogenes Mädchen die Hausmutter. Selbst die großstädtischen Christen von Mangalur holen sich mit Vorliebe ihre Frauen aus der ländlichen Mädchenanstalt Mulki, weil „die sich vor keiner Arbeit scheuen."

Die schwerste Sorge auch in Kodakal ist die Frage des zukünftigen Berufs der Kinder. Nur die begabtesten Knaben können nach den höheren Schulen und Seminarien in Talatscheri geschickt werden. Für die übrigen wird auf andere Weise Rat geschafft. Die einen steuern auf die Industrien, besonders die kunstvolle Weberei los, und es ist für sie bei ihrem Knabenhause ein Webstuhl eingerichtet, auf dem sie sich für diesen Beruf vorbereiten können. Immerhin wäre es das beste, wenn recht viele von den aus bäuerlichen Kreisen stammenden Knaben sich wieder dem Ackerbau zuwenden könnten. Es war zu diesem Zwecke in Kodakal eine kleine Ackerbauschule eingerichtet, in der ein tüchtiger Christ die konfirmierten Jünglinge in die Geheimnisse des indischen Ackerbaus einführt; es ist ein hübscher, kleiner malabarischer Bauernhof, der mit seinen breiten Strohdächern entzückend schön unter den überragenden Kokos- und Arekapalmen daliegt; es gehören etwa 80—90 Morgen Acker dazu, auf denen sich die Zöglinge tüchtig tummeln können. Leider mußte diese Schule inzwischen wieder aufgehoben werden.

Die Knabenanstalt in Paraperi liegt am Rande eines prachtvollen Kokospalmenwaldes. Aus den Anfängen der Station und der Schenkung Conollys her ist die Mission hier im Besitz von mehreren hundert Morgen Land, und sie hat denselben bei jeder passenden Gelegenheit vermehrt. Leider ist es kein Acker-, sondern sogenanntes Compound-Land. Durch ganz Malabar und Kanara ziehen sich von den Westghats herunter schmalere und breitere Landrücken mit rötlichem Laterit, einem Stein von verschiedener Festigkeit, der ein vorzügliches Baumaterial liefert, aber bisweilen, wie dort im Süden, vor Härte fast nicht zu bearbeiten ist. Diese Landrücken ent-

halten das sogenannte Compound-Land, während die breiten Thäler dazwischen den unerschöpflich reichen Reisboden bergen. Das Hochland bringt nichts als Palmen, besonders Kokospalmen; Paraperi ist deshalb wie alle ähnlichen Besitzungen der Mission in Malabar Palmengut. Man kann sich nichts Schöneres denken, als auf den geraden, gut gehaltenen Wegen durch diese prachtvollen Palmenwaldungen zu wandeln; die glatten, schlanken Stämme stehen niemals steif da wie die würdigen Palmyrapalmen, sie biegen und winden sich in den anmutigsten Linien, die breiten Wedel, die doch überall Luft und Licht frei durchlassen, schließen sich wie ein zarter Blätterdom über unserm Haupte zusammen; und unter diesem hohen, luftigen Blätterdache liegen in regelmäßigen Abständen die niedlichen Häuschen der Christenfamilien, bei jedem ein paar von Pfefferreben überrankte, wilde Mango oder eine Gruppe breitblättriger Bananen. Die Kokospalmen sind sehr anspruchslos; gedüngt werden sie nur alle zwei Jahre; wird nur im Jahr einmal um sie herum gehackt und dadurch der Boden locker gehalten, so tragen sie fast das ganze Jahr hindurch unermüdlich ihre wertvollen Nüsse. Allerdings das dulden sie nicht, daß unter ihnen noch andere Früchte gebaut werden, die geringe Fruchtbarkeit des Compound-Landes nehmen sie ganz für sich in Anspruch. Deshalb können selbst die anspruchslosen Palmbauern von den Kokospalmen allein kaum leben; im Durchschnitt wirft eine Palme im Jahr kaum mehr als $1^1/_2$—2 Rupie (2,10 M. — 2,80 M.) Ertrag ab. Die Mission müßte Latifundien haben, um die Christenfamilien auf den Ertrag der Palmen allein anweisen zu können. Sie hat einen andern Weg eingeschlagen, sie läßt die Christen ihre Hauptarbeit in den Webereien und Ziegeleien finden und giebt ihnen nur nebenbei einen Fleck Compound-Land mit einem kleinen Hause darauf in Pacht, damit die Leute an dieser Feldarbeit nach alter Weise ein Gegengewicht gegen den erschlaffenden Fabrikbetrieb haben.

Die Dampfziegelei Kodakal-Wawur ist ein großer Betrieb; es werden Dachziegel, Firstziegel, Fußbodenplatten und allerlei Kunstziegel produziert. Sie giebt etwa 240 Arbeitern,

140 Männern und 100 Frauen regelmäßigen Verdienst, und es ist auch trotz der schlechten Zeiten bisher möglich gewesen, den Betrieb im ganzen Umfang aufrecht zu erhalten. Allerdings sind die Löhne auch nur bescheiden; der Mann erhält im Durchschnitt 3—4 anna (27—36 Pf.) und die Frau 2—2 1/4 anna (18—20 Pf.) Tagelohn. Es müssen schon Mann und Frau in der Fabrik arbeiten, um sich und die Ihrigen anständig durchzubringen. Kodakal und Paraperi zählen zusammen etwa 1100 Christen; wir rechnen davon die Knabenanstalt mit 100 Seelen ab; in der Weberei sind an ca. 40 Stühlen 40 Männer und daneben etwa 25 Frauen mit Spulen beschäftigt; auch sie repräsentieren mit den Alten und den Kindern etwa 100 Christen; von dem Reste — 900 Seelen — hat über die Hälfte ihre Existenz durch die Ziegelei; denn zu den 240 in dem Betriebe selbst Beschäftigten müssen wir noch mindestens ebensoviele Alte und Kinder zählen, welche durch die Erwerbenden mit erhalten werden. Wir gewinnen so einen Einblick in das wirtschaftliche Gefüge der Kodakal-Gemeinde. Wir müssen aber dabei darauf aufmerksam machen, wie unbegründet der in Indien oft erhobene Vorwurf ist, die Basler Mission erziehe mit ihren Industrien nur Reischristen. Ich habe mir auf allen Stationen in Malabar besondere Mühe gegeben, den Gründen nachzuforschen, welche die Christen zum Anschluß an die Gemeinde bewogen haben. Der Basler General-Präses Missionar Hoch hat seither in seinem lehrreichen Büchlein: „Unsere Taufbewerber in Indien. Ihre Beweggründe und Behandlung" (Basel, Miss.-Buchhandlung. 0,40 M.) wichtige Aufschlüsse darüber gegeben. Da somit von erfahrenster Seite diese Frage ausreichend beleuchtet ist, gehe ich hier nicht im einzelnen darauf ein. Ich bemerke nur soviel: die Industrien sind eine Versuchung nur für solche Heiden, welche bisher in noch armseligeren Verhältnissen und mit noch geringerem Lohne gelebt haben. Nun übt gerade die saure und schmutzige Arbeit des Lehmkarrens, Ziegelknetens u. s. w. auf die Hindu im allgemeinen keine Anziehungskraft aus; sie halten das für eine gemeine, ihrer unwürdige Arbeit; den

meisten kostet es eine große Selbstverleugnung, bis sie ihren steifen Nacken unter dies Joch beugen. Es ist gut, daß die Mehrzahl der von der Mission abhängigen Christen in Ziegeleien ihr Brot finden und also zeitlebens in harter, unwillkommener Arbeit stehen. Das ist die sicherste Schutzwehr gegen zu unlautere Elemente.[1])

Damit kommen wir auf die wichtigste Frage, die mich in Kodakal beschäftigte: wie steht es mit dem religiös-sittlichen Leben der in der Bewegung des letzten Jahrzehnts herzugekommenen Hunderte. Ich war zu kurz dort, um mir über diese wichtige Frage ein selbständiges Urteil zu bilden; wie ja überhaupt das innerliche Leben der Christen diejenige Seite ist, die sich einem flüchtigen Reisenden am schwersten erschließt, und über die er sich am leichtesten täuscht, weil sich ihm naturgemäß alles von der freundlichsten Seite zeigt. Ich hatte den Vorteil, diese Frage mit den beiden Missionaren durchzusprechen, welche nacheinander die Leitung von Kodakal gehabt haben, und die, beide in ihrer Art sehr tüchtige Leute, doch so grundverschieden veranlagt sind, daß man, wo sie in ihrem Urteil übereinstimmen, der Wahrheit nahe kommen wird. Und dies ist ihre gemeinsame Meinung: Unter den alten Christen, die vor 1890 zu Kodakal gehörten, gab es gewiß manche tief gegründete, aufrichtig der Heiligung nachjagende Seelen; aber die Mehrzahl der Gemeinde war lau und unzuverlässig, ja es fehlte nicht an Elementen, die „keinen Schuß Pulver wert"

[1]) Größte Nüchternheit und sorgfältige Prüfung der Verhältnisse und Beweggründe jeder übertretenden Familie, möglichst auch Nachforschungen in der Heimat derselben sind dennoch dringend wünschenswert. Es hat sich allemal bitter gerächt, wenn hier und da einzelne gutmütige oder leichtgläubige Missionare zu schnell mit der Aufnahme von Bittstellern bei der Hand gewesen sind. Freilich ist es auch allemal sehr schwer, einen Bittsteller kurzer Hand abzuweisen; denn die Not ist fast in jedem Falle grenzenlos, und die Hindu wissen dieselbe so rührend zu schildern. Zudem spielen eben fast immer irdische Beweggründe eine Rolle, und es ist sehr schwer, gleich anfangs zu sagen, ob dieselben in unlauterer Weise vorherrschen, und ob nicht unter der Zucht des Geistes sich dennoch ein guter Kern heraus entwickeln werde.

waren. Es war dieser Gemeinde — und das ist eine Erfahrung, die ich in Indien überall bestätigt gefunden habe, — nicht zum Segen gewesen, daß sie jahrzehntelang fast in einem Zustand des Stillstandes verharrt hatte. Nun ist nicht zu leugnen, daß bei der weit überwiegenden Mehrzahl — sehr nüchtern urteilende Männer sagten, bei 95 % — die irdischen Beweggründe der Arbeitsversorgung, des bessern Schutzes, der väterlichen Fürsorge usw. bei dem Übertritt der Neugekommenen stark mitgespielt haben. Aber es kommt jetzt beim Rückblick nicht so sehr darauf an zu fragen, was gab diesen Menschen den ersten Anstoß, die Mission zu suchen, sondern was ist nach der christlichen Zucht eines Jahrzehnts aus ihnen geworden? Und da fehlt es doch unter ihnen nicht an aufrichtig Erweckten, die dem Missionar wirklich Freude machen. Doch ist dabei ein großer Unterschied: die aus den relativ höheren Kasten Kommenden, die Iruwer und Tijer, haben mehr geistige Regsamkeit, sie lernen selbst die Heilswahrheiten und schicken auch ihre Kinder gern zur Schule. Freilich hat man manchmal den Eindruck, daß es bei ihnen mehr Sache des Kopfes und ihr eigentliches inneres Leben weniger dabei beteiligt sei. Dagegen verursachen die neugekommenen Tscherumer meist viel Not; sie sind so stumpf und unempfänglich, daß sie auch die allereinfachsten Wahrheiten kaum zu fassen vermögen. Sie empfinden es vielfach sogar als Härte, daß ihre Kinder zur Schule angehalten werden, da sie dieselben als Viehwächter oder in den reifenden Kornfeldern so nötig zu brauchen glauben. Jedenfalls ist durch den starken Zuzug ein neues Leben in die Gemeinde gekommen, und die Gefahr, sich selbstgenügsam auf den eigenen Christenstand zurückzuziehen und zu einer unbedeutenden Christenkaste zu versteinern, ist jetzt ferner gerückt als je zuvor.

4.

Die Fahrt in das Palmenland Malabar hinein wird von Stunde zu Stunde schöner. Stundenweit erstrecken sich die prachtvollsten Kokospalmenwälder, die mit der unbeschreiblichen Eleganz ihrer schlanken Stämme und der Anmut ihrer Wedel-

kronen das Auge immer von neuem in Entzücken versetzen. Hier giebt es keine geschlossenen Ortschaften mehr, sondern das ganze Land ist überdeckt mit zahllosen, zerstreuten Gehöften, die in das Einerlei der Kokoswälder die anmutigste Abwechselung bringen. Hier liegt in einem schönen Haine von Mango und Bananen ein stattliches, zweistöckiges Haus, an das sich aus gedehnte, hellgrüne Reisfelder anschließen; dort ist mitten im grün schimmernden Reisfeld ein kleiner Hügel aufgeworfen; unter einem Kranze von Palmen steht ein armseliges Hüttlein mit einer üppigen Bananenstaude davor; dort ist eine Pflanzung von Schattenbäumen vollständig überrankt von dunkelgrünen Pfefferreben; ab und zu braust der Zug über einen der zahlreichen Flüsse, die bei wenigstündigem Laufe unglaubliche Wassermengen nach dem Meere abführen; die blauen Wasser sind belebt von Booten mit weißschimmernden Segeln; zur Linken haben wir auf weite Strecken das salzige Backwater zur Seite, die merkwürdigen, viele Stunden weit hinter schmalen Lagunen sich hinziehenden Meeresarme, welche von Travankor im Süden bis nach Kasergod im Norden eine fast ununterbrochene Wasserstraße herstellen; an ihren Ufern entfalten sich die Palmen in üppigster Fülle, und zwischen ihnen durch ist hier und da ein Durchlaß, ein flüchtiger Durchblick auf das weite, blaue Meer. Das Auge wird nicht müde, sich an diesem stets wechselnden Landschaftsbilde von unvergleichlicher Anmut und Schönheit zu weiden; Indien hat nichts Schöneres aufzuweisen.

Die altberühmte Stadt Kalikut war das nächste Ziel meiner Reise. Wieviel Erinnerungen knüpfen sich an diesen Namen! Goa im Norden und Kalikut im Süden, das waren zwei Jahrhunderte lang die Angelpunkte der portugiesischen Herrschaft in Indien. Calicut war die erste indische Stadt, in welche Vasco da Gama auf seiner berühmten Entdeckungsreise am 20. Mai 1498 seinen Fuß setzte; und dieser Tag sollte der Wendepunkt in der Geschichte Indiens werden! Seit Jahrzehnten hatten in und bei Calicut liebe Verwandte von mir gewohnt, und der Name Calicut war in unserm

Hause altgewohnt. So war ich in gespannter Erwartung, als mich am Nachmittag des 3. Nov. der Zug dorthin brachte. Schon der Eingang war vielversprechend; unmittelbar vor Calicut passiert die Bahn den Kallai, eines der merkwürdigen Gewässer Malabars, die halb Flüsse, halb Meeresbuchten sind. Zu beiden Seiten drängten sich die Lagerschuppen und Kaufhäuser, auf dem Wasser lagen in langer Reihe die Frachtboote und Flöße mit edlen Bauhölzern; das ganze belebte Bild war eingerahmt von unübersehbaren Wäldern von Kokospalmen, welche ihre stolzen Wipfel hoch über den Dächern der Häuser wiegten und in dem ruhigen Wasser wiederspiegelten.

Calicut ist im Grün der Palmen und Mango fast versteckt; nur wenige Straßen haben fortlaufende Häuserreihen; meist liegen die einzelnen Bungalows in weiten, parkartigen Gehöften zerstreut. Es ist deshalb schwer, irgendwo einen Überblick über die von mehr als 70000 Einwohnern belebte Stadt zu gewinnen. Man sieht sie noch am ersten, wenn man an dem langgestreckten, schönen Strande hinfährt, dem beliebten Abendspaziergang aller Europäer; und es ist in der That wunderbar schön, wenn die Sonne im Westen im weiten Ocean untergeht und dann der Himmel in den leuchtendsten Farben des Regenbogens erglänzt und die stattlichen Paläste ebenso wie die elenden Fischerhütten längs des Ufers in seine Farbenglut taucht, bis die Nacht hereingebrochen ist und der Mond die geheimnisvoll rauschenden Wedel der Kokospalmen mit silbernem Lichtglanz übergossen hat.

Wir biegen vom Strande in den rechtwinklig darauf mündenden Bazar, eine der Hauptverkehrsstraßen der Stadt, ein; Laden drängt sich hier an Laden, alle nach der Straße zu offen, oft bis in die Straße hineingebaut, und die Händler hocken zwischen und hinter ihren Waren auf dem Boden und preisen sie dem Vorübergehenden an. Besonders des Abends, wenn jeder Laden durch eine altmodische Lampe erleuchtet ist, bietet der Bazar mit seinen langen Reihen von gleichartigen Läden, mit der sich dazwischen drängenden und feilschenden Menge ein phantastisches, echt orientalisches Bild; unser Kut-

scher muß sich immer wieder mit lautem Häi, Häi! Bahn durch die Menschenflut machen.

Calicut ist einer der Hauptorte des überseeischen Handels an Indiens Westküste; hat es auch nicht mehr die Bedeutung wie in der portugiesischen Zeit, so sind doch auch jetzt noch zahlreiche englische und deutsche Firmen hier angesiedelt. Wir haben reichlich Gelegenheit, ihre stattlichen Gehöfte aufzusuchen. Die Wohnhäuser oder, wie man in Indien allgemein sagt, die Bungalows machen fast überall einen freundlichen Eindruck. Des heißen Klimas wegen müssen alle Zimmer groß und hoch gebaut werden; und um das blendende Sonnenlicht und die Mittagshitze auszuschließen, baut man um das ganze Haus herum breite Veranden. Diese luftige Anlage läßt auch ein verhältnismäßig kleines Haus von 4 bis 5 Zimmern — die meisten Missionshäuser haben nicht mehr — recht stattlich erscheinen, zumal neben den oft recht dürftigen und baufälligen Hütten der Eingeborenen. Für ein Kaufhaus ist außerdem ein weiter Hofraum unentbehrlich; denn da alle Rohprodukte des Landes vor dem Einschiffen sorgfältig ausgedörrt werden und zumal während und nach der Regenzeit alle Waren immer von neuem getrocknet werden müssen, so ist des Trocknens kein Ende, und es ist gut, daß die heiße Sonne diese Arbeit in verhältnismäßig kurzer Zeit gründlich besorgt. Unentbehrlich sind dann an der Außenseite des Gehöfts die Lagerschuppen oder Godowns, in welchen die langen Reihen der Säcke oder die Haufen von Warenballen aufgespeichert liegen, bis sie aufs Schiff verladen werden können; Kaffee und Ingwer, Kokosfasern und Kopra (das Mark der Kokosnuß) sind die Haupthandelsartikel Kalikuts.

Kalikut ist auch eins der Hauptquartiere der Basler Mission; es ist zweifellos eine der größten deutschen Missionsstationen, wenn nicht nächst Mangalur überhaupt die größte. Es ist eine Freude, zu sehen, wie an dem Süßwasserteich gerade im Mittelpunkt von Calicut um den weiten, öffentlichen Platz herum Missionsgehöft an -gehöft sich reiht. Beginnen wir im Norden, so stoßen wir zunächst auf die Baulichkeiten

der ärztlichen Mission: hier das Hospital mit seinen Krankensälen für Männer und Frauen, dem Konsultationszimmer und dem leider etwas dunklen Operationszimmer; daneben das liebliche Versaba, ganz im Grün versteckt, wo jungen Frauen in ihrer Not geholfen wird. Wir gehen weiter an dem bescheidenen Hause des eingeborenen Hilfsarztes vorbei nach dem stattlichen Wohnhause des Missionsarztes, einem schönen, luftigen Bungalow mit einem kleinen, aber sorgfältig gepflegten Garten. Das ist die erste Gruppe von Missionsgebäuden. Unmittelbar daran reiht sich nach Süden zu die zweite Gruppe, die eigentliche Missionsstation: da ist zunächst die stattliche, etwas nüchterne Kirche, deren Glocke bescheiden in den Zweigen eines gewaltigen wilden Mandelbaumes Unterkunft gefunden hat. Im Schatten der Kirche, fast versteckt hinter derselben, liegt die Gemeindeschule für Mädchen, mit welcher eine Mädchenmittelschule verbunden ist. Eine Schweizer Missionsschwester hat dieses Mädchenschulwesen unter ihrer besonderen Leitung. Über den schattigen Hof gehen wir an dem freundlichen Herbergshause Salem vorbei, in dem auch ich während meines Aufenthaltes gastliche Aufnahme fand, nach dem weiten Bungalow des Stationsmissionars Jaus. Daß dies Haus für die Gemeinde ein wichtiger Mittelpunkt ist, sieht man schon an den vielen Menschen, die den ganzen Tag über mit großen und kleinen Anliegen in demselben aus- und eingehen. Neben diesen Missionsgehöften liegen nun drittens die Schulen: zunächst die Gemeindeschule für Knaben und dann vor allem die Missionshochschule, eine Schule, welche von den ersten Anfängen in 11 Klassen und drei Abteilungen bis zum indischen Abiturientenexamen, das etwa unserer Einjährigen-Prüfung entspricht, aufsteigt. Wir gehen über die breite Straße und den freien Platz; da haben wir die vierte Gruppe von Missionsgebäuden vor uns, die Häuser der Missionshandlung und -Industrie, den großen Laden, den besten und ansehnlichsten in ganz Malabar, daneben die große Weberei und Färberei und die Schneiderei.

Fast alle diese Gebäude liegen nach der Straße zu verhältnismäßig frei und bieten dadurch einen ansehnlichen Anblick; nach der andern Seite zu liegen sie an einen wunderbar schönen Palmenwald gelehnt, in dem noch eine ganze Reihe von Häusern zerstreut liegt, die der Mission gehören, Wohnungen des eingeborenen Pastors und mehrerer Katechisten und Lehrer, und Häuser, welche an Christen vermietet sind. Das Ganze würde für sich allein eine ansehnliche Ortschaft bilden. Allein die Missionsstation Calicut beschränkt sich keineswegs auf dieses im Herzen der Stadt gelegene Hauptquartier; es gehören dazu noch einige wichtige, in andern Stadtteilen zerstreute Niederlassungen; wir erwähnen nur die große Missionsziegelei in der Vorstadt Putiarakal und das Aussätzigen-Asyl in der Nähe des Meeresstrandes. Die Besichtigung aller dieser Institute und das Studium der in denselben gepflegten Zweige der Mission nahm mehrere Tage in Anspruch und wurde durch die kundige Führung des stets zu jeder Auskunft bereiten Stationsmissionars Jaus wesentlich erleichtert und bereichert.

5.

Mein Weg führte mich von Calicut nordwärts längs der Westküste Indiens nach Talatscheri und weiter nach Mangalur. Die beiden auf dieser Reise durchmessenen Landschaften Malabar und Süd-Kanara gehören zu den schönsten Gegenden Indiens; auf die Gefahr hin, meine Leser mit Landschaftsschilderungen zu ermüden, möchte ich von dieser paradiesischen Schönheit erzählen. Ist doch ohnehin Indien keineswegs allgemein und überall ein schönes Land; reichlich drei Viertel seiner Hochebenen und Tiefländer machen, zumal in der kalten und heißen Zeit, einen entschieden öden Eindruck, und die verhältnismäßig kleinen Strecken, wo die Fruchtbarkeit des Bodens, die Glut der Tropensonne und die Mannigfaltigkeit des Landschaftsbildes sich harmonisch vereinigen, müssen den Wanderer für weite Reisen ohne alle landschaftlichen Reize entschädigen. Malabar liegt zwischen der malerisch zerrissenen

Kette der Westghats im Osten und der Meeresküste im Westen so eingeschlossen, daß man Meer und Gebirge mit einem Blicke umfaßt. Die aus dem Indischen Ocean heraufziehenden Regenwolken werden von den Westghats festgehalten und nicht eher durchgelassen, bis sie ihre ersten und kräftigsten Güsse auf das Hügelland zu ihren Füßen niedergeschüttet haben. Infolge dieser ungewöhnlichen Regenmenge strotzt das Land von einer unvergleichlichen Kraft Pflanzen-Lebens, und da obendrein das Meer an vielen Stellen seine salzigen Fluten hinter Sandbänken und Lagunen weit in das Land hinein schiebt, gedeihen die vom Salzwasser lebenden Kokospalmen in einer sonst in Indien nicht wieder zu schauenden Fülle.

Schon bei Calicut und weiterhin an vielen Stellen unseres Weges bietet sich ein echt indisches Bild, eine von Banianen überwachsene Landstraße. Schon jeder einzelne Banianenbaum ist ein fesselnder Anblick: Überall von den Zweigen herunter strecken sich dünne Luftwurzeln zur Erde nieder; sobald sie den Boden berühren, wurzeln sie fest, wachsen schnell und werden in wenigen Jahren zu stattlichen Stämmen, welche ihre Äste weithin ausstrecken und neue Luftwurzeln zur Erde niedersenden. So wird eine einzelne Baniane im Laufe der Jahrzehnte zu einem fast undurchdringlichen Dickicht, zu einem Gewirr von dicken und dünnen, alten und jungen Stämmen, die oft mit ihren weithin sich ausbreitenden Ästen und ihren großen Feigenblättern einen beträchtlichen Flächenraum bedecken und beschatten. Könnte nichts ihr üppiges Wachstum eindämmen, so würden sie bald weite Strecken überwuchern; zum Glück sind die jungen, frischen Triebe der Luftwurzeln so zart und schmackhaft, daß alles Vieh, zumal die Kühe und Ziegen, geradezu darauf erpicht sind und sie immer wieder unten abfressen. Das erhält die breiten Landstraßen offen und bewirkt, daß sich die Banianen in der Regel nur an abgelegenen Stellen oder in eingehegten Gärten in ihrer ganzen Kraft entfalten. Eine Fahrt durch eine Banianenallee ist, zumal bei der anbrechenden Dunkelheit des Abends,

ein geradezu phantastischer Anblick; zwischen den riesig dicken Stämmen hindurch strömt die Farbenglut der untergehenden Sonne; die starken Äste recken und strecken sich hinüber und herüber, und von allen Seiten hängen die Luftwurzeln, dünn wie Zwirnsfäden oder dick wie Schiffstaue, in dicken Knäueln oder langen Strähnen herunter.

Bei Ellatur teilt sich der Weg; zur Linken führt die Poststraße an der Küste entlang; zur Rechten geht der Weg nach Badagara zum Backwater hinunter. Ellatur ist nur ein großes Dorf, es ist bekannt durch seinen Tempel, bei dem jährlich ein großes Fest abgehalten wird. Kommt man, wie ich, aus dem Tamulen-Lande mit seinen großartigen Tempelbauten, so erscheinen freilich solche malabarischen Tempelchen recht kümmerlich und unansehnlich. Etwas interessanter ist nur der große Baum vor dem Tempel: es ist eine Art indischer Eiche mit ziemlich stattlichem Stamm, aber der ursprüngliche Baum ist völlig überwuchert durch einen Parasitenbaum, der sich auf ihm angesiedelt hat. Dieser gefräßige Mitesser, eine Art Pipal (eine indische Feige), begehrt zunächst nur ein kleines Plätzchen in einem leeren Astloche, um zwei oder drei Blätter zu treiben; hat er sich aber dort erst häuslich eingerichtet und Wurzel geschlagen, so dehnt er sich von dort mit rücksichtsloser Gewalt aus, treibt seine Wurzeln bis in das Mark des Baumes hinein, streckt andere Wurzeln auf allen Seiten um den Stamm herum und zur Erde nieder und saugt so planmäßig alle Kraft aus dem alten Baume und erdrückt ihn, bis seine abgestorbenen Zweige zu Boden fallen und über den toten Ästen sich der Parasit mit einer frischen Blätterkrone erhebt.

Wir kommen nach Badagara, um von dort unsere Reise im Backwaterboot fortzusetzen. Backwater (Hinterwasser) sind die fast längs der ganzen Küste sich hinziehenden Salzwasserstreifen, welche vom Meere oft nur durch schmale, von Kokospalmen überwachsene Sandbänke getrennt sind. Badagara liegt in einem dichten Haine von Kokospalmen versteckt; am Ufer entlang stehen die zweiräderigen Ochsenbandis, welche

Menschen und Waren bis hierher gebracht haben; auf dem Salzwasser liegen in langen Reihen die Boote, welche die Weiterbeförderung übernehmen. Die Frachtboote sind fast von einem Ende bis zum andern mit grobgeflochtenen Matten zugedeckt; die Passagierboote haben nur in der Mitte ein langes Mattendach, sind aber an beiden Enden offen. Man kann gerade nicht sagen, daß die Fahrt in diesen Booten angenehm sei; da das Mattendach nur eben über die Bootswand emporragt, ist der Raum darunter von jedem erfrischenden Luftzuge abgeschlossen; die glühend heiße Sonne verbietet vollends einen Aufenthalt außerhalb der „Kajüte", und so ist man von Sonnenaufgang bis zum Untergang ausschließlich auf den engen, niedrigen, fast unerträglich heißen Raum angewiesen. Trotzdem hat auch das Backwater seinen großen Reiz; fährt man doch stundenlang ununterbrochen durch die prachtvollsten Kokoswälder dahin. Wenn am späten Abend der Mond hell am wolkenlosen Himmel steht und sich silberklar im Wasser spiegelt, wenn im fernen Osten die Ghats gespenstisch ihre Felshäupter über die Wälder erheben und die Kokospalmen auf allen Seiten ihre langen Wedel leise im Abendwinde schaukeln, dann ist man wie gebannt durch dieses über alle Beschreibung schöne Zauberbild; Landschaften von eigenartigerer, ich möchte fast sagen, traumhafter Schönheit habe ich nirgends gesehen.

Weiter im Norden verliert die Natur allmählich von ihrer verschwenderischen Kraft; der Boden Malabars ist von langen Lateritstreifen durchsetzt, welche sich von den Ghats zum Meere herüberstrecken; dieser Stein, so fest, daß man überall aus ihm mit leichter Mühe das beste Baumaterial für die Häuser gleich in regelrechten Quadern heraushauen kann, trotzt selbst dem tropischen Regen, und wo die in ihn hineingepflanzten Palmen und Bananen nicht beständig bewässert werden, verkümmern sie. Da sind also die Höhen und Hügel nicht mehr kultivierbar, das Leben zieht sich in die breiten Thalmulden zurück. An den Abhängen tritt die bescheidene Palmyrapalme wieder in ihr Recht. Auch sie hat

ihre Reize. Wo sie, mit dem zierlichen malabarischen Baumfarn untermischt, ihre breiten, harten Blätter wie Fächer auseinanderfalten kann, da merkt ein Fremdling kaum, daß er in ihr nur noch einen kümmerlichen Ersatz für den bisherigen Pflanzenreichtum vor sich hat; und die Palmyra ist so dankbar: aus ihrem Safte gewinnt der Tijer, der Palmbauer, den süßen Zucker und den berauschenden Palmwein, ihre Blätter sind das beste Deckmaterial für die Dächer, ihr Stamm bietet ein vorzügliches, festes Bauholz, und selbst ihre weichlichen Früchte werden von den Malayalen und Kanaresen gern gegessen.

Wir fahren durch Mahé, eine kleine französische Kolonie, einen Hauptsitz der katholischen Mission. Von der politischen Bedeutung der kleinen Stadt merkt man auf dem ziemlich menschenleeren Bazar wenig; aber die Palmengärten auf allen Seiten, die üppigen Bananen, die von Pfefferreben überrankten Mangobäume in den zwischen hohen Lateritwänden auf und ab steigenden Straßen machen Mahé doch zu einer Perle Malabars, zumal das Meer mit seinem prachtvollen Blau und den an den nahen Felsriffen sich brechenden, weißen Schaumwellen einen wundervollen Hintergrund zu dem üppig grünen Bilde giebt.

Wir kommen nach Talatscheri, dem vorläufigen Ziele unserer Reise, der nördlichsten bedeutenden Stadt Malabars, nächst Calicut der wichtigsten Basler Missionsstation auf diesem Gebiete. Schöner kann eine Missionarswohnung kaum liegen als die der jungen Geschwister Hiller am Ende der Stadt; von der mit Banianen eingefaßten Hauptstraße, zu der von beiden Seiten hohe Kokospalmen über die Gartenmauer herüberwinken, uns nähernd, fahren wir durch das offene Thor in das nicht eben große Gehöft ein und stehen vor dem ansehnlichen, zweistöckigen Missionshause. Da thut sich uns zur Linken der Blick über das weite, blaue Meer auf; in der Ferne huschen die Boote mit ihren weißen Segeln wie Möven vorüber, ein Dampfer zieht, einen langen Rauchstreifen hinter sich lassend, nach Süden, und die Wogen des Oceans brechen

sich brandend, schneeweiß aufschäumend unmittelbar an den Felsen der Gartenmauer. Es ist ein unvergleichlich schöner Blick von der offenen Veranda des oberen Stockwerks über das weite Meer, über die an den Felsriffen schäumende Brandung und die üppig grünen Kokoswälder der Küste. Schauerlich großartig muß es in diesem Hause sein, wenn in der Regenzeit die wildaufgeregten Wogen des Meeres in finsterer Nacht gegen das Felsgestade donnern und der Regen mit ungebrochener Kraft gegen die Fenster peitscht.

Mangalur, die größte deutsche Missionsstation.

* * *

In Käfergod, der südlichsten Station in Süd-Kanara, hatte ich einen lieblichen Abend. Der Stationsmissionar Borel hatte seine Lehrer und Katechisten zu sich eingeladen; die Missionare Scheuer und Peter von den benachbarten Stationen in Malabar waren auch dazu gekommen; es sollte mit vereinten Kräften ein großer Reisepredigtzug durch die angrenzenden Gebiete, ein Vorstoß gegen das ungebrochene Heidentum unternommen werden. Dieser Abend war gleichsam die Heerschau über die für den Feldzug zu Gebote stehenden Kräfte. Es war mir lehrreich, in der Mitte einer so großen Katechistenschar zu weilen, von denen viele im Dienste treu erprobt waren, um so mehr, da ich mich davon überzeugen konnte, daß in diesen Kreisen die Kaste mit Stumpf und Stil ausgerottet war; denn wir aßen alle miteinander zu Abend und nahmen dieselbe Speise von denselben Schüsseln, obgleich Deutsche, Kanaresen und Malayalen, und unter den Eingeborenen Leute von sehr verschiedener Kastenabstammung zusammenaßen. Solche freie, ungezwungene Tischgemeinschaft ist in Indien immer ein bemerkenswerter Sieg über die tief eingewurzelten Kastenvorurteile.

Die Nacht war vorgeschritten, als ich den freundlich unter leise rauschenden Kokospalmen liegenden Missionshügel verließ. Br. Borel von Käfergod hatte mir sein Bandi geliehen; der sollte mich bis an den Schiri, einen der breitesten Flüsse auf dem Wege nach Mangalur, bringen; dort sollte mich nach der Verabredung ein Wagen aus Mangalur erwarten. Die Fahrt durch die Straßen von Käfergod war aufgeregt genug. Ich

kam mitten durch eine wüste Götzenprozession; alle Läden des Bazars hatten illuminiert; eine Menschenmenge hielt Umzug; voran marschierte eine Musikkapelle, die einen ohrenzerreißenden Lärm verursachte; hinter ihr wandelte eine doppelt mannshohe Gestalt, über und über mit bunten Kleidern ausstaffiert, die sich nach allen Seiten drehte; dahinter kam, von einer Menge Fackeln hell beleuchtet, der in grellen Farben aufgeputzte Götzenschrein, und daran schloß sich eine unabsehbare Menschenmenge. Ich war froh, als wir den wüsten Heidenlärm hinter uns hatten und in die stille Nacht hineinfuhren. Etwa nachts 2 Uhr kamen wir am Schiriflusse an; mein Wagen mußte von hier möglichst schnell zurückgehen, da ihn Br. Borel am nächsten Morgen für seine Predigtreise brauchte; ich packte deshalb schnell meine Sachen zusammen und verabschiedete das Gefährt; ein paar am Ufer lungernde Kuli trugen meinen Koffer und meine Decken zu dem Fährkahne hinunter, ich stieg selbst hinein; es war nur ein langer, ausgehöhlter Baumstamm, ich mußte auf meinem Gepäck ganz still sitzen, um nicht umzuschlagen; der Fluß war breit und reißend, wir kamen jedoch glücklich hinüber, — aber drüben wartete kein Wagen aus Mangalur! Ich ließ mein Gepäck zum Schutz gegen die blendend hellen Mondstrahlen in den Schatten einiger dichtblättrigen Mango stellen, setzte mich selbst auf meinen Koffer und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Auf dieser Seite des Schiri lag kein Dorf, sondern nur einige zerstreute Gehöfte; an der andern Seite des Weges war ein kleines Mandabam, eine offene Rasthalle für Reisende, in der ein halbes Dutzend in weiße Tücher eingeschlagene Gestalten schliefen, ihre Bandis standen abgeschirrt auf der Straße. Sonst war kein Mensch zu sehen, nur ein paar knurrende Hunde schnüffelten um mich herum. Es war zum Glück eine unbeschreiblich schöne Vollmondnacht; der breite Fluß glitzerte und blinkte zu meinen Füßen wie geschmolzenes Silber, die leuchtenden Strahlen des Mondes spielten zu meinen Häupten in den leise wispernden, silberglänzenden Wedeln der Kokospalmen, die Straße war fast taghell erleuchtet; ich mußte meinen Schirm aufspannen, um

nicht von den überall durchdringenden, gefährlichen Lichtstrahlen getroffen zu werden. Aber unbehaglich fühlte ich mich doch, so mutterseelenallein in einem fremden Lande, von dessen Sprache ich fast kein Wort verstand; dazu war es Sonntag Morgen, und ich hatte versprochen, bis ½11 Uhr in Mangalur zu sein und wo möglich die Vormittagspredigt zu übernehmen. Nun saß ich da am Schiri und sah keine Möglichkeit fortzukommen. Zu gehen war ganz unmöglich, denn fast jede Stunde kreuzt ein mehr oder weniger breiter Fluß den Weg, und Brücken giebt es in diesem Teile des Landes noch nicht; außerdem konnte ich mein Gepäck nicht auf offener Straße stehen lassen. Ich saß und grübelte; da kam eine weiße Gestalt auf mich zu und fragte mich — wahrscheinlich, ich verstand natürlich nichts — nach meinem Begehr. Ich zeigte nur in der Richtung nach Norden und sagte: „Bandi — Mangalura," „einen Bandi nach Mangalur." Illa! nein! war die kurze, wenig ermutigende Antwort. Aber da fing der Mann wieder eine lange Rede an, aus der ich wenigstens zwei Worte verstand: Bandi — Ulala. Zufällig hatte ich am Abend vorher auf der Karte gesehen, daß südlich von Mangalur ein recht breiter Fluß, der Netravati, seine Fluten in die Lagune ergießt, und daß südlich davon ein großes Dorf Ulala liegt; ich vermutete also, der Mann setze mir auseinander, ein Bandi könne vom Schirifluſſe nicht bis Mangalur, sondern nur bis Ulala fahren, von da müsse ich anderweit suchen weiter zu kommen. Ich hatte nur den einen Wunsch weiter zu kommen, ich fing also wieder an: Bandi — Ulala. Richtig, da schüttelte er kräftig den Kopf, wie es der Hindu zur Bejahung thut, und wiederholte: Bandi — Ulala. Er hatte also verstanden, was ich wollte. Nun darf man in Indien niemals reisen, ohne über den Preis einig geworden zu sein, weil die Hindu hinterher gar nicht wissen, wieviel sie fordern sollen; ich mußte also versuchen, mit dem Manne auch noch handelseins zu werden. Ich hatte keine Ahnung, was der landesübliche Preis sei, und wußte nur ungefähr, daß es bis Ulala etwa 4 Meilen sein könnten; ich dachte also bei mir, laß ihn nur fordern! Ich holte

mein Portemonnaie heraus und zeigte ihm eine Rupie hin (1,40 M.) und sagte: Bandi — Ulala — ek — rupi: Für den Bandi nach Ulala biete ich 1,40 M. Illa, illa! rief der Mann, drehte sich um und ging davon! Da saß ich wieder allein auf der Dorfstraße und dachte, ich hätte es recht verkehrt angefangen. So ging wohl eine Stunde dahin, und mir war es recht einsam. Ab und zu kam ein Ochsenwagen von Norden her an; jedes Mal lief ich hin, um zu sehen, ob es der sehnlichst erwartete Bandi aus Mangalur sei, aber jedesmal überschütteten mich die Wagentreiber mit einem solchen Wortschwall, daß ich mich schnell enttäuscht wieder davon machte; die Wagen wurden abgeschirrt, die Begleitmannschaft streckte sich müde unter dem Mandabam, dann war wieder alles still. Endlich tauchte die weiße Gestalt wieder auf; ich ging ihr hoffnungsvoll entgegen. „Ek rupi bandi Ulala illa!“ fing er an, „Two anna meil!“ „Für eine Rupie den ganzen Weg von hier nach Ulala zu fahren ist unmöglich, ich muß wenigstens zwei Anna (18 Pf.) für die (englische) Meile haben,“ übersetzte ich mir. „Two anna meil,“ bestätigte ich sofort mit Freuden und mit den Fingern ihm vorrechnend: es sind 17 englische Meilen bis Ulala, macht 34 Anna = 2 Rupie 2 Anna, holte ich aus der Tasche 2 Rupie und 2 Anna (3,10 M.) hervor und hielt sie ihm hin, — für den Preis hätte mich nirgends im deutschen Vaterlande ein Kutscher 4 Meilen weit befördert! Ich erfuhr nachher, daß 2 Anna für die Meile der offizielle Satz für die Beförderung der englischen Beamten sei; offenbar hatte mich der Mann — zu meinem Glück — für einen reisenden Polizeiinspektor gehalten und darum nicht gewagt mehr zu fordern, als ihm gesetzlich zusteht. Wir waren über den Preis einig; der Mann ging wieder weg; nun hörte ich, wie er hier und da an einem Hause anklopfte, dann war wieder alles still. Inzwischen war es 4 Uhr geworden; es wurde auf der Dorfstraße lebendig, der einsame Europäer mit seinem Gepäck auf der Dorfstraße war natürlich der Gegenstand allgemeiner Neugier; es drängte sich allmählich ein ganzer Haufen um mich, und ich hielt es für geraten, mein Gepäck nicht aus den Augen

zu lassen. Ich gab ihnen zu verstehen, sie möchten mir ein Bandi besorgen, in den ich meine Sachen packen könne; und siehe, da kam auch ein Dutzend junger Leute keuchend und schreiend mit einem leeren Bandi an; alle Hände griffen zu, um meine Sachen hineinzuheben, sogar das verstanden sie von meiner Gebärdensprache, daß ich einen Arm voll Reisstroh haben müsse, um auf den schlechten Wegen nicht zu arg durchgeschüttelt zu werden. Und da kamen auch auf der Straße in der Ferne zwei Zebuochsen angebimmelt, meine rettenden Engel. Ich schenkte dem weißen Manne zum Danke für seine Bemühungen ein Vierannastück, 32 Pf., dafür machte er einen tiefen Salam, dann breitete ich meine Reisedecke über das Stroh und streckte mich müde darauf aus, die Ochsen zogen an, es ging weiter! Ich schlief bald ein und wachte nur eben auf, als das Wasser unter mir weg durch den Wagen lief, wir passierten einen tiefen Fluß, dann ging es wieder den Hügel hinan. — Die Sonne stand schon hoch am Himmel, da hielt der Wagen, der Treiber gab mir zu verstehen, jetzt solle ich aussteigen. Ich kletterte heraus, da sah ich vor mir einen breiten Fluß, jenseits Kokospalmenwälder und einzelne Häuser, aber keine Spur von einer Stadt wie Mangalur von 35 000 Einwohnern. Ich versuchte mit den zahlreich umherstehenden Leuten ein Gespräch anzuknüpfen, aber es war alles vergeblich, ich konnte weder herausbekommen, wo ich sei, noch wie der Fluß heiße, noch wo Mangalur liege. Unterdessen hatte mein Treiber das Gepäck in einen Kahn befördert und hielt mir die Hand hin, um seine Bezahlung in Empfang zu nehmen. Ja, war ich denn nun wirklich in Ulala, war irgendwo da drüben Mangalur? Ich wußte es nicht; doch da sah ich unter den Kokospalmen ein paar mächtige Schornsteine; vielleicht waren das die Schlote einer der Basler Ziegeleien, Dscheppu oder Kudroli. Ich zeige mit dem Finger hin und frage: Dscheppu? Dscheppu! tönt es von allen Seiten zurück. Gott sei Dank, dann lag da drüben Mangalur! Ich bezahlte meinen Kutscher und stieg in das Boot, um den breiten Fluß, es war der Netrawati, zu überschreiten.

Aber da war noch eine Not! Ich hatte keine Ahnung, wie weit es vom jenseitigen Ufer noch bis nach Br. Schaibles Wohnhaus, wo ich erwartet wurde, sein könne; es war ein sehr heißer Tag, gehen konnte ich in dieser Sonnenglut unmöglich; ich mußte irgendwie drüben wieder einen Bandi ausfindig machen, um weiter zu kommen. Das Boot fuhr quer über den Fluß und wollte bei einer einsamen Faktorei anlegen; aber da war kein Mensch, noch viel weniger ein Gefährt zu sehen; ich weigerte mich auszusteigen und befahl, weiter zu fahren. Wir kamen an ein armseliges, schmutziges Dorf, an eine Ziegelei, immer wieder versuchten sie anzulegen, aber ich stieg einfach nicht aus. Da sah ich, längs des Ufers hintreibend, auf der Böschung einen Bandi stehen. Ich befahl meinen Fuhrleuten direkt darauf loszusteuern und stieg aus. War das vielleicht ein Wagen, den mir Br. Schaible entgegengeschickt hatte? Ich frage den Treiber: „Rev. Schaible Balmatha?“ d. h. wollen Sie mich zum Missionar Schaible auf dem Balmatha-Hügel bringen? Er schüttelt zustimmend mit dem Kopfe. Ich lasse mein Gepäck in den Wagen bringen und steige vergnügt ein, der Wagen klappert schwerfällig dahin, wir biegen in belebte Straßen ein, wir sind in Mangalur. Aber da hält der Wagen still; der Kutscher dreht sich um und fragt, wohin es gehen solle. Ich wiederhole: Rev. Schaible, Balmatha! Er sieht mich verständnislos an, illa! — nein, den kenne ich nicht. Ich suche aus meinem Gedächtnis alle mir bekannten Namen von Basler Missionaren in Mangalur zusammen, aber er bleibt dabei: illa, die kenne ich nicht! Da saß ich also wieder fest! Da fiel mir ein, den Missionsladen wird der Mann gewiß kennen; „Mission shop,“ rufe ich. Da blitzt es in seinen Augen auf, er lenkt um, in hurtigem Galopp geht's über die holperigen Straßen, wir fahren unter einer Veranda vor, über der Thür steht: Basel Mission shop, — aber die Thür ist verschlossen. Ich rüttle, ich rufe, keine Antwort; ich gehe um das Gehöft herum und versuche es an der Thorfahrt, alles vergeblich. Endlich sehe ich, daß im Oberstock ein Fenster geöffnet wird; ich rufe deutsch herauf: „Kann mir hier nicht jemand sagen, wo Br. Schaible

wohnt?" Das Fenster wird eilig geschlossen, gleich darauf höre ich, wie jemand die Treppe herunter kommt. Es war Br. Huber, nun war alle Not zu Ende, er gab mir einen zuverlässigen Christen mit, der mich eine halbe Stunde später richtig bei Br. Schaible auf dem Balmatha-Hügel ablieferte.

Aber wo war denn Br. Schaibles Wagen? Der gute Bruder hatte seinen Wagen schon zwei Tage vorher mit seinem Kutscher abgeschickt, um mich am Schiri abzuholen. Unglücklicherweise hatte sich aber der Kutscher ausgedacht, es sei besser, wenn er mich an dem nächsten breiten Flusse nach Mangalur zu, $1^1/_2$ Meilen jenseits des Schiri erwarte. Dort hatte er den ganzen Sonnabend und Sonntag auf mich gewartet. Am Sonntag Nachmittag war ihm denn doch die Zeit lang geworden, und er hatte Durchreisende gefragt, ob denn von mir noch gar nichts zu sehen sei. Da hatte man ihm geantwortet, in der letzten Nacht habe ein Europäer am Schiriflusse gesessen und auf ein Gefährt aus Mangalur gewartet; ob er noch da sitze, wußten sie nicht. Der Kutscher hatte eingespannt und war nach dem Schiri hinuntergefahren, nur um dort zu hören, daß ich wahrscheinlich schon längst in Mangalur sei. Am Montag Abend kam er niedergeschlagen mit müden Ochsen wieder auf dem Balmatha-Hügel an. Ich aber hatte auf dieser Fahrt ungesucht und ungewünscht Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, wie sicher in Indien doch selbst ein gänzlich unerfahrener Fremdling reist, die pax britannica ist wenigstens in Indien eine erfreuliche Thatsache! Ich verstand es seitdem, daß unsere indischen Missionare ohne Waffen leben und reisen, von den friedlichen Hindu haben sie sicherlich nichts zu fürchten.

Unter Br. Schaibles kundiger Leitung trat ich meine Wanderungen durch die Stätten der Missions- und Gemeinde-Arbeit in Mangalur an, und wir hatten fast eine Woche zu thun, um wenigstens einigermaßen einen Einblick in den vielverzweigten Missionsbetrieb zu gewinnen. Missionsfreunde daheim haben oft die Vorstellung, als habe im Grunde ein Missionar weiter nichts zu thun als den Heiden fleißig und

unermüdlich Gottes Wort zu verkündigen und dann die durch seine Predigt gesammelte Gemeinde wieder mit demselben Worte zu bedienen; sie meinen deshalb, zu einer Missionsstation gehöre nichts als ein Haus für den Missionar, eine Kapelle oder Kirche für die Christengemeinde und allenfalls eine Schule für das heranwachsende Geschlecht. Es giebt zumal unter den einfacheren Verhältnissen Afrikas viele Stationen, welche so einfach eingerichtet sind; in Indien wird man so einfache Stationen wenig finden, ja je centraler eine Station ist, um so verwickelter, oft geradezu verwirrender ist der Missionsapparat. Mangalur nun ist die größte deutsche Missionsstation in Indien, ja wahrscheinlich die größte deutsche Station auf dem ganzen Missionsfelde; der Missionsbetrieb hat sich hier überraschend vielseitig entwickelt. Wir schlugen bei unsern Wanderungen naturgemäß einen geographischen Weg ein, um uns durchzufinden: wir besahen zuerst die weitverzweigten Anstalten und Institute, die oberhalb Mangalur auf dem weiten Missionsgehöfte des Balmatha-Hügels zerstreut liegen; wir stiegen dann zur Stadt hinunter, um die in den weit ausgedehnten Stadtteilen verteilten Missionsinstitute aufzusuchen, und fuhren dann zu dem am äußern Rande der Stadt, an den die Halbinsel Mangalur im Norden und Süden umgürtenden Flüssen Khurpur und Netravati gelegenen Etablissements hinaus. Wenn ich jetzt die Missionsfreunde auffordere, mich im Geiste auf einer Wanderung durch Mangalur zu begleiten, wird es rätlicher sein, die Institute missionsmäßig zu ordnen, wie sie nach ihrem Wesen und ihrem Zwecke zusammengehören.

Wir treten unsere Wanderung bei dem Bungalow der Geschwister Schaible an, die mich gastfreundlich aufgenommen haben. Es liegt ungefähr im Mittelpunkte der Missionsansiedelung auf dem Balmatha-Hügel; rings darum her liegen die Bungalows der andern europäischen Geschwister; gehören doch zu Mangalur nicht weniger als zehn verheiratete Geschwisterpaare, fünf junge, unverheiratete Brüder und zwei Missionsschwestern, also 27 erwachsene Missionsgeschwister mit

ihren Kindern, und die Mehrzahl wohnt auf Balmatha. Es ist gesunder und zuträglicher, auf luftiger, den kühlenden Seewinden zugänglicher Höhe zu wohnen als unten in den engen, heißen Gassen der Stadt. Da wegen der drückenden Hitze zudem die Wohnungen groß und weit angelegt und die Häuser zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen von Veranden umgeben werden müssen, bilden die Missionsbungalows auf dem Balmatha eine stattliche, wenn auch einfache Häuserkolonie; die überall eingestreuten Palmen, die breitästigen, dunkelgrünen Mango, die hellgrünen Banianen mit ihrem phantastisch herabhängenden Wurzelgewirr, die kleinen Gärtchen mit Ananas und Bataten, Citronen und Orangen, und die weiten Grasplätze zwischen den Ansiedelungen vermehren den fremdartigen, aber freundlichen Eindruck. Wir steigen zu der geräumigen Kirche hinunter. Zu Mangalur gehört eine Christengemeinde von 2741 Seelen; nun wohnen allerdings viele derselben auf Außendörfern um die Stadt her und haben dort ihre eigenen Kapellen und einheimischen Prediger; aber die Mehrzahl hält sich doch zur Hauptkirche auf Balmatha. Sie ist ein weites, leuchtend weißes Gebäude; um die allzugroße Hitze abzuhalten, ist sie von luftigen Bogengängen umgeben; auch innen ist sie mit einfachem Gestühl zweckentsprechend eingerichtet. Ich feierte mit der Gemeinde Erntedankfest; nach mehreren mageren Jahren war diesmal die Ernte ausreichend gewesen, und die dankbaren Christen opferten reichlich; in der gewölbten Vorhalle der Kirche waren die Opfergaben aufgespeichert: lebendige Ziegen, Hühner, Enten und Tauben, große Trauben von Areka und Kokosnüssen, mächtige Knollen von Yams, enthülster Reis in Strohbehältern, selbstgezimmerte Tische und Stühle und dergleichen mehr. Die Festkollekte brachte an barem Gelde 97 R. (130 M.), und die nach der Kirche abgehaltene Auktion der Naturalgaben, an der sich die Gemeinde mit Freuden beteiligte, ergab noch einen hübschen Zuschuß.

Da die Pastoration einer heidenchristlichen Gemeinde von fast 2750 Seelen vollauf die Kräfte eines Missionars in Anspruch nimmt, zumal derselbe obendrein Distriktspräses — wir

würden sagen, Missionssuperintendent — von Süd-Kanara ist, so ist für die eigentliche Arbeit an den Heiden, für die Bazar- und Reisepredigt ein eigener Missionar angestellt; es war mir immer wieder anziehend, seinen Erzählungen über die Erfahrungen unter Brahmanen und niedern Kasten in Stadt und Land zuzuhören. Gerade die Heidenpredigt ist in hohem Maße Geduldsarbeit; sie erfordert viel barmherzigen Sinn, viel Treue im kleinen, viel Gewandtheit und Schlagfertigkeit.

Ziemlich weit entfernt vom Balmatha-Hügel, nahe an dem von hohen Mauern umgebenen Gefängnis finden wir noch zwei Stiftungen, die leider in Indien bei einer großen Gemeinde nicht fehlen dürfen, das Armenhaus und das Aussätzigen-Asyl. Daß in einer so großen Gemeinde, deren Glieder noch dazu fast alle durch ihren Übertritt zum Christentum aus ihrer altväterlichen Beschäftigung herausgerissen sind, manche Arme und Alte, besonders Witwen und Krüppel sind, denen die Mission den Tisch decken muß, wird nicht wunder nehmen. Der Aussatz ist glücklicherweise in diesem Teile Indiens nicht so verbreitet wie z. B. in Bengalen; es sind nur 12 Kranke, die hier von der Mission zu Tode gepflegt werden; die Witwen im nahen Armenspital kochen ihnen täglich ihren Reis mit; ein wenig Gartenland giebt ihnen Gelegenheit, mit ihrer schwachen Kraft etwas zu arbeiten. Leider sind die von der unbarmherzigen Welt Verstoßenen selbst in dem Schutze dieses Asyls nicht geborgen; ein Mohammedaner, dessen Gehöft in der Nähe liegt, giebt vor, er fürchte Ansteckung von den Aussätzigen, und setzt deshalb alle Hebel in Bewegung, um das Asyl aus seiner Nachbarschaft zu verdrängen.

Mehr zu sehen als von der geistlichen Arbeit, die naturgemäß in der Stille und ohne großen Apparat geschieht, ist von der Schularbeit. Wir hätten tagelang zu thun, wollten wir alle die 16 Schulen, die zur Station Mangalur gehören, besuchen und prüfen. Wie überall, gliedert sich auch hier das Basler Schulwesen in zwei Gruppen, in diejenigen Schulen, welche vorwiegend für Heidenkinder bestimmt sind, und in die

Christenschulen. Wir suchen nur je zwei von den beiden Klassen auf, je eine Mädchen- und Knabenschule. Unser Bandi hält vor einem ziemlich engen Gehöft mitten in der Stadt; zur Rechten und zur Linken sind zweistöckige, aber sehr einfache Häuser. Es ist die Brahmanen-Mittelschule für Mädchen. Für Mädchenerziehung geschah bekanntlich früher in Indien fast gar nichts; es war selbst die Anschauung verbreitet, Mädchen könnten gar nichts lernen, und es sei eine Entweihung für die heiligen Bücher, wenn ein Mädchenauge darauf falle. In diesem Punkte vollzieht sich unter dem Einfluß der Mission ein heilsamer Umschwung der öffentlichen Meinung. Sogar die Brahmanen fangen an, für ihre Töchter Unterricht zu begehren, sie vielleicht deswegen besonders lebhaft, weil ihre Söhne in den Regierungs- und Missionsschulen am meisten von der abendländischen Bildung und Wissenschaft in sich aufnehmen und darum am wenigsten mit völlig ungebildeten Frauen zufrieden sein können. So hat die Basler Mission für die Töchter der höchsten Brahmanenkasten, der Saraswati und Konkani-Brahmanen, eine eigene Mädchenschule eingerichtet. Sie war in der glücklichen Lage, eine durchaus geeignete Lehrerin zur Leitung dieser Schule zu besitzen. In den Anfängen der Mission hatte sich der Saraswati-Brahmane Anandraya Kaundinya bekehrt und war ein tüchtiger Christ und ein warmer Zeuge des Evangeliums vor seinen Landsleuten geworden; die Mission hatte weder Mühe noch Kosten gescheut, um den hervorragend begabten Mann tüchtig auszubilden; sie hatte ihn in ihrem Missionshause in Basel studieren lassen; eine württembergische Pastorentochter hatte ihm die Hand zur Ehe gereicht; und die Missionsleitung hatte wieder auch seinen Kindern eine tüchtige Erziehung zu teil werden lassen. Eine seiner Töchter war nun nach dem Abschluß ihrer Bildung in Europa und nach bestandenem Lehrerinnen-Examen nach Mangalur zurückgekehrt, um als christliche Brahmanentochter unter ihren heidnischen Landsmänninen zu arbeiten. Wie merkwürdig mutete mich diese Brahmanen-Mädchenschule an! Die Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechts ist hier im Süden nicht

so groß, daß ich nicht unbefangen hätte in alle Klassen gehen und mit den Mädchen sprechen können. Fast alle waren mit Schmuck überladen; um den Leib, in der Nase, den Ohren, um den Hals, an den Knöcheln und Zehen trugen sie goldene Ketten, Spangen und Ringe. Und doch ist all dieser Reichtum nur ein glänzendes Elend; denn begabt und lerneifrig, wie die meisten dieser Mädchen sind, müssen sie doch bald, nur zu bald in das Joch der Ehe; bei weitem die meisten Mädchen, auch die ganz kleinen schon, waren schon verlobt, und das Verlöbnis ist bekanntlich in Indien bindend; stirbt der Kindbräutigam, so ist die Braut Witwe und muß den Fluch des Witwenloses tragen bis an ihren Tod. Viele von den elf- und zwölfjährigen Mädchen waren sogar schon verheiratet; ein roter Strich zwischen dem glatt gescheitelten, pechschwarzen Haar und ein unscheinbares Spänglein um den rechten Arm waren die verräterischen Zeichen; zum Glück sind die meist nicht älteren Ehemänner in der Regel auswärts auf Schulen, deshalb wird den jungen Frauen noch ein Jahr oder zwei nach der Eheschließung gestattet, in ihrem Elternhause zu bleiben und die Schule zu besuchen; aber dann mit zwölf oder dreizehn Jahren müssen sie unweigerlich in das Haus der Schwiegereltern ziehen, und dann ist es mit Schule und Kindheitsfreude vorbei, dann beginnt die grausame Sklaverei im fremden Hause und an der Seite des ungeliebten Mannes. Trotzdem so die Schularbeit nur selten zu einem befriedigenden Abschluß kommt, ist sie von Bedeutung, denn sie bahnt den Weg in die verschlossenen Senana. Die armen Frauen, welche als Kinder die Schule besucht haben, heißen die Bibelfrauen meist herzlich willkommen, die an die Aussaat der fröhlichen Kindertage anknüpfen und die in der Schule gelernten Sprüche und biblischen Geschichten wieder ins Gedächtnis rufen.

Es ist ein weiter Weg von Frl. Kaundinyas Mädchenschule bis zur Knaben-High-School; der junge Missionar Pfleiderer ist zum Leiter derselben bestellt. Dies Gymnasium hat nach einer anderen Seite hin einen schweren Stand und einen harten Kampf. Bei der Stellung, welche die Basler

Mission in Mangalur einnimmt, kann sie nicht darauf verzichten, auch an der heranwachsenden heidnischen Jugend zu arbeiten; sie würde sich sonst jede Hoffnung auf die Zukunft abschneiden. An die Jugend aber kann man in Indien nur durch Schulen herankommen. Allein diese Bemühung um die Jugend wird der Basler Mission von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr durch eine wachsende, nichts weniger als freundliche Konkurrenz erschwert. Die gefährlichsten Wettbewerber sind die Katholiken; die katholische Kirche ist in Mangalur und Süd-Kanara seit Jahrhunderten ansässig; Tausende von katholischen Familien haben sich von Goa her über die Westküste verbreitet. Aber diese alten katholischen Gemeinden entwickelten ebenso wenig wie ihre Patres Missionseifer. Das ist anders geworden, seitdem im Jahre 1880 die Jesuiten in Mangalur eingezogen sind und dort die Arbeit übernommen haben. Natürlich haben sie ihrem alten, bösen Grundsatz getreu Mangalur gerade deshalb zu ihrem Hauptquartier erwählt, weil hier die evangelische Mission so stark war. Eine evangelische Mission zu untergraben ist in ihren Augen mindestens ebenso verdienstlich als Heiden zu bekehren. Sie warfen sich mit Nachdruck auf das höhere Schulwesen, und mit ihren großen Mitteln und ihrem zahlreichen Personale war es ihnen bald möglich, das best ausgestattete College des ganzen Distrikts, das St. Aloysius-College einzurichten. Auch die Regierung wollte nicht zurückbleiben; sie hat den Grundsatz, möglichst in jedem Distrikt ein gut eingerichtetes College zu haben; dasjenige für Süd-Kanara richtete sie naturgemäß in der Hauptstadt Mangalur ein. Und nun strengten sich auch die Heiden an; sie merkten, was ihnen von den Missionsschulen für Gefahr drohte, und suchten derselben zu begegnen, indem sie mit bedeutenden Opfern eine eigne heidnische High-School errichteten und einen gebildeten Engländer zum Leiter derselben beriefen. Vier Gymnasien oder Universitätsschulen in einer Stadt von kaum 35000 Einwohnern, das ist offenbar zu viel; in Preußen würde eine solche Stadt ein Gymnasium bekommen und damit ausreichend versorgt sein. Die vier

Schulen müssen sich ja gegenseitig ruinieren. Allein kann gerade die Basler Mission, die ärmste unter ihnen, den ungleichen Kampf aufgeben? In der katholischen Hochschule wird mit immer wiederholten, boshaften Angriffen auf Luther und die Reformation planmäßig dahin gewirkt, die evangelischen Überzeugungen der Schüler zu untergraben und jede Hochachtung vor der evangelischen Kirche zu ersticken. Die Regierungs-Hochschule ist hier wie überall religionslos, und es ist bekannt, welcher Giftstrom von Atheismus und Materialismus sich durch diese alles religiösen Fundamentes entbehrenden Schulen nach Indien ergießt. Die heidnische Konkurrenzschule endlich ist eigens zu dem Zwecke gegründet, den Missionsschulen Abbruch zu thun und die Jugend im Bann der überlieferten heidnischen Anschauungen zu erhalten. Da kann und darf die Basler Schule nicht darauf verzichten, neben allen diesen widerstreitenden Mächten Gottes Wort und die evangelische Weltanschauung geltend zu machen!

Von den Heidenschulen richten wir unsere Schritte nach der Mädchenmittelschule, an deren Spitze die Missionsschwester Helene Krauß steht; sie liegt unweit der Kirche am Abhang des Balmatha-Hügels. Es könnte als ein Luxus erscheinen, daß die Mission in derselben Stadt zwei Mädchen-Mittelschulen unterhält. Allein die Bedingungen und Voraussetzungen jener vorher erwähnten Brahmanen-Mädchenschule und dieser Balmatha-Mittelschule sind so verschieden, daß bei einer Verschmelzung derselben weder die Brahmanen ihre Kinder schicken noch die Christenkinder zu ihrem Recht kommen würden. Bei den Christen ist es Gemeinde-Ordnung, daß die Mädchen nicht unter dem 16. Jahre heiraten; damit ist Raum für eine gesunde und in sich abgeschlossene Schulbildung gegeben. Es sind allerdings auch so der Schwierigkeiten noch genug. Diese und alle niedern Schulen des Süd-Kanara-Gebietes leiden schwer unter der Sprachverwirrung und den englischen Schulordnungen. Mangalur liegt mitten im Gebiete der Tulusprache; die Volks- und Verkehrssprache in der Stadt und weit und breit in der Umgebung ist Tulu.

Diese litteraturlose Sprache wird aber anscheinend mehr und mehr zurückgedrängt durch die verwandte, edlere kanaresische Sprache, und die englische Regierung befördert diese Sprachverschiebung durch die Verfügung, daß in den ihrer Aufsicht unterstellten Schulen nur Kanaresisch Schulsprache sein dürfe. Nun sind ja indische Kinder in der Regel sprachgewandt; es ist ihnen nicht schwer, sich die Laute auch einer ganz fremden Sprache anzueignen; machten mir doch die Kinder dieser Mädchenschule bei meinem Besuche die Freude, mir das Lied „Die Sach' und Ehr, Herr Jesu Christ" deutsch zu singen, obwohl sie selbstverständlich keinen deutschen Sprachunterricht haben. Aber es ist doch äußerst unbequem, wenn die Kinder vom ersten Anfang ihrer Schulzeit in einer Sprache unterrichtet werden müssen, die nicht ihre Muttersprache ist; und diese Schwierigkeit wird noch dadurch vermehrt, daß auch für die Lehrer das Kanaresische eine fremde, nur für die Schule gelernte und nur in der Schule geübte Sprache ist. Allein das ließe sich ja noch ertragen. Nun legt es die ganze englische Schulpolitik darauf ab, daß möglichst viele Kinder Englisch lernen sollen; sobald sie aus den Elementarklassen heraus und in die erste Stufe (Form, sagt der Engländer) der Mittelschule versetzt sind, wird erst der Unterricht in Geschichte und Geographie, dann auch in Rechnen und Naturkunde und schließlich fast in allen Fächern auf Grund von englischen Lehrbüchern in der englischen Sprache erteilt: die Tulukinder müssen also erst mühsam in der kanaresischen und dann vom 10. Jahre ab in der ihnen noch viel fremdartigeren und sehr schwierigen englischen Sprache lernen und denken lernen. Diese Belastung mit Sprachstoffen ist für die Schulen ein arger Hemmschuh, worunter ihre Bildung der Kinder schweren Schaden leidet; sie verstehen zumal das Englische ihrer Lehrbücher und des mündlichen Vortrags oft sehr unvollkommen und werden dadurch zu einem gedankenlosen Auswendiglernen verleitet. Es wurde mir von einem Knaben erzählt, der sein ganzes Geometrie-Buch unverstanden auswendig gelernt hatte und nicht den einfachsten Satz beweisen konnte, sobald der Lehrer

an den Figuren die Buchstaben veränderte. Von einem andern Knaben hörte ich, der sein ganzes Physikbuch auswendig gelernt hatte und mit diesem Wissen stolz ins Examen zog, nur „könne er leider die beschriebenen Experimente nicht machen," weil er nie ein physikalisches Laboratorium betreten hatte!

Die wichtigste Missionsschule in Mangalur ist das Lehrer- und Prediger-Seminar oben auf dem Balmatha-Hügel. Über dem Portale steht die Überschrift: The fear of God is the beginning of Wisdom, die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Die Basler haben ihren einheimischen Helferstab etwas anders organisiert und demnach auch ihre Centralschulen anders eingerichtet als andere Missionen; sie haben ihr Lehrerpersonal von den Katechisten geschieden und so zwei Klassen gebildet, die fast soweit von einander getrennt sind als daheim die Volksschullehrer von den Pastoren. Nach den englischen Schulordnungen der Madras-Präsidentschaft braucht ein angehender Lehrer nur zwei Klassen mehr besucht zu haben, als er Lehrbefähigung zu erlangen wünscht; die Elementarlehrer also, die bis zum 3. Standard unterrichten sollen, brauchen selbst nur den 5. Standard durchgemacht haben. Nach und zum Teil während dieser nach unsern deutschen Begriffen mangelhaften Schulbildung erhalten sie ein Jahr lang eine seminaristische Ausbildung, ein sogenanntes Training, während deren sie aber nichts Neues lernen, sondern nur zu einer Fertigkeit im Unterrichten, wenn ich so sagen darf, abgerichtet werden. Diese Seminarkurse richtet die Regierung in den wichtigsten Städten ein, Mangalur ist eine solche Seminarstadt; die Basler Mission sammelt deshalb dort ihre Lehraspiranten auf dem Balmatha-Hügel und hält sie unter ihrer Aufsicht; die Jünglinge haben täglich in das Regierungsseminar in der Stadt hinunterzusteigen, um dort ihr Training zu erhalten; die Mission giebt als Ergänzung desselben nur wöchentlich sieben Stunden Religionsunterricht, weil diese in den Augen der Mission wichtigste Disciplin von der religionslosen Regierungsschule völlig bei Seite gelassen wird.

Das Prediger-Seminar fand ich geschlossen. Einmal war der Leiter desselben, Missionar Hermelink, auf längere Zeit abwesend, um sich an den Beratungen zur Revision der kanaresischen Bibelübersetzung zu beteiligen. Vor allem aber war das Seminarwesen der Basler in einer Umbildung begriffen. Bisher hatte die Absolvierung der Mittelschule zur Aufnahme in das Prediger-Seminar genügt; jetzt schiebt man die Aufnahme bis nach absolviertem Abiturientenexamen hinaus, man hebt es also annähernd auf die Höhe unsers theologischen Studiums. Ob sich diese Steigerung der Ansprüche wird durchführen lassen, vor allem ob sie nicht zu einer Teilung des Katechistenstandes in einen höhern und niedern führen wird, muß die Erfahrung lehren. Es geht durch alle südindischen Missionen das Bestreben, die Anforderungen an den eingeborenen Gehilfenstand zu steigern. Die Leipziger haben schon seit längerer Zeit an ihre Landprediger und Kandidaten dieselben hohen Forderungen gestellt, welche die Basler jetzt durchführen. Da die Basler Mission durch ihr ganzes Gefüge besonders starken Einfluß auf ihre Gemeindeglieder hat und infolge ihrer eigentümlich schwierigen socialen Lage der Andrang zu den besoldeten Gemeindeämtern groß ist, so kann sie ohne Zweifel auch ihre Anforderungen steigern. In einer von Bildungselementen durchsättigten heidnischen Welt, wie es immerhin die Basler Missionsgebiete sind, ist ein sorgfältig durchgebildeter und geförderter einheimischer Lehrstand von großer Bedeutung, er hebt auch die Gemeinde in den Augen der Heiden. Allerdings hat eine solche Hebung des Bildungsgrades notwendig eine angemessene Steigerung des Gehaltes zur Folge. Da einerseits die Mission für die Reisepredigt und die Arbeit unter den Heiden viel Katechisten in ihrem Dienste braucht, belastet diese Gehaltssteigerung ihre Kasse; und andererseits da die Gemeinden für die Gehälter ihrer Pastoren aufkommen sollen, entsteht für sie die Frage, ob ihre schwachen Schultern die Last eines höher besoldeten Geistlichen zu tragen imstande sind.

Wir wenden uns den industriellen Unternehmungen zu und haben da eine lange Wanderung vor uns; denn auf keiner andern Basler Station, ja überhaupt auf keiner von mir besuchten Missionsstation ist diese Seite so weit ausgebildet wie in Mangalur. Wir beginnen mit der Buchdruckerei am Abhange des Balmatha-Hügels. Die Tulusprache, die Hauptmissionssprache dieses Gebiets, war bis zur Ankunft der Basler noch eine ungeschriebene Sprache; erst die Basler haben sie in Schrift gefaßt, haben ihre Grammatik ergründet und angefangen, eine Litteratur in ihr zu schaffen. Die beiden andern in Frage kommenden Sprachen, das Kanaresische im Norden und das Malayalem in Malabar, hatten gleichfalls früher nur eine höchst mangelhafte und für die Mission unbrauchbare Litteratur, und es war in ihnen noch nicht gedruckt worden. Das hat nämlich in allen drei Sprachen seine Schwierigkeit wegen der vielen sogenannten Schleiflaute; soll z. B. das Wort Stri gedruckt werden, so sind nur Si Haupt- und tr Schleiflaute, es würde eine ganz verkehrte Aussprache herauskommen, wollte man die Buchstaben S—t—r—i gleichwertig setzen. Da erfand der Missionshandwerker Plebst, ein findiger und gewissenhafter Mann, eine auf Grund der Schreibschrift der Eingeborenen einfache und ansprechende Methode, diese Schleiflaute zu setzen, und schnitt sich dazu eigenhändig die ersten Matrizen. Sein System ist inzwischen sehr vervollkommnet, und die Basler Mission genießt den Ruf, in Tulu, Kanaresisch und Malayalem die besten Typen zu besitzen. Die wachsenden Bedürfnisse der Mission, der Schulen und der Gemeinden halten die Druckerei in Atem; vor allem läßt die britische Bibelgesellschaft hier in allen diesen drei Sprachen einen Teil ihrer Bibeln und Bibelteile drucken und setzt dadurch die Druckerei ununterbrochen in Arbeit. Die Mission freut sich, so reichlich ihren litterarischen Bedarf selbst decken zu können und dabei zugleich einer ganzen Anzahl Christen in der Druckerei und Setzerei regelmäßige, lohnende Arbeit zu geben.

Der Druckerei gegenüber liegt die notwendig zu ihr gehörige Buchbinderei. Die Basler Mission hat den Grundsatz, alle Betriebe, die von den Eingeborenen selbständig betrieben werden können, diesen zu überlassen und ihnen, ist's erforderlich, auch für den Anfang noch auf allerlei Weise behilflich zu sein; auf eigenen Füßen und in unabhängigen Betrieben stehende Christenfamilien heranzuziehen, ist ja ihr dringendster Wunsch. Die Buchbinderei liegt in den Händen der wohlhabenden Familie Joshua, die auch noch über ziemlich viel Grundbesitz verfügt. Ihre Werkstätten sind reichlich mit Maschinen ausgestattet; auch eine Vergolderei ist damit verbunden; die mir vorgelegten Probestücke waren zum Teil ausgezeichnet. Allerdings auch die Binderei seufzt unter der rücksichtslosen katholischen Konkurrenz; haben doch auch die Jesuiten in Mangalur eine große Druckerei und Buchbinderei angelegt, um die Basler auf diesem Gebiete aus dem Felde zu schlagen. Es ist ihnen eben jedes Mittel recht, um die evangelische Mission lahm zu legen.

Unten in der Stadt, im Mittelpunkt des Verkehrs finden wir den Basler Buchladen; sein Verkaufsraum ist nicht nur mit allen Schulbüchern, Bibeln, Gesangbüchern und Traktaten in den drei Landessprachen reichlich ausgestattet, sondern er enthält auch eine sorgfältig ausgewählte Sammlung der besten englischen Litteratur, alles, was für den allerdings wenig zahlreichen Stand der englisch Gebildeten von Wert sein könnte. Mit einer gewissen ehrfürchtigen Scheu erfüllte es mich, als ich in die Lagerräume eingeführt wurde und da hochaufgetürmt und wohlgeordnet die Stöße von Bibeln und Bibelteilen der britischen Bibelgesellschaft und die Haufen von Traktaten und kleineren Schriften der Traktatgesellschaft liegen sah. Wie viel ausdauernde Arbeit, wie viel liebende Versenkung in fremdes Sprachtum, wie viel Geist und Kraft ist aufgewendet worden, um diese Rüstkammer für die Missionsarbeit zu füllen! Hin und her in Indien fand ich die Bibelrevisionskomitees an der Arbeit, um das Wort Gottes genauer, idiomatischer als bisher in die spröden Formen der indischen

Sprachen hineinzugießen, und erst im nähern Umgang mit den Bibelrevisoren lernte ich ahnen, welche Schwierigkeiten bei dieser schweren Arbeit zu überwinden, welche Klippen zu umschiffen sind!

Nicht weit vom Buchladen liegt günstig im Centrum der Stadt der Missionsladen; er ist allerdings weder so groß, noch so reich ausgestattet wie das große Missionskaufgeschäft in Calicut; aber er hat doch auch für dies Gebiet seine Bedeutung. Einmal ist mit ihm die kaufmännische Geschäftsleitung der weitverzweigten Missionsindustrieen und die finanzielle Leitung des Missionsbetriebes verbunden. Sodann ist es für den großen Geschwisterkreis in Mangalur unentbehrlich, ein reelles Kaufgeschäft zur Hand zu haben, durch dessen Vermittelung sie alle ihre Bedürfnisse decken können. Vor allem aber ist ein reeller Kaufladen mit festen Preisen für die Hindu an sich ein Anschauungsunterricht, dessen Wert man bei längeren Reisen im Lande bald schätzen lernt. Es ist nämlich für einen Europäer in Indien nichts peinlicher, als daß die Waren keine festen Preise haben. Ich will eine Goldstickerei kaufen, deren wahren Wert zu schätzen ich gar nicht imstande bin; ich weiß genau, daß der Verkäufer einen viel zu hohen Preis fordert und biete ohne weiteres die Hälfte oder ein Drittel seiner Forderung und bin doch, wenn ich nach vielem Feilschen schließlich den Gegenstand erhalte, überzeugt, daß ich zu teuer bezahlt habe. Eines Tages wurde mir ein besonders schöner Gegenstand, ein feiner Kaschmir-Schawl vorgelegt, den ich gern gehabt hätte; der Verkäufer forderte 60 Rupie (90 M.); meine freundliche, sachkundige Beraterin gab an, 30 Rupie (45 M.) sei er ohne Zweifel wert; beides ging über meine Verhältnisse; ich erklärte, so gern ich den Gegenstand hätte, ich könne ihn nicht kaufen, denn ich könne nicht mehr als 10 Rupie (15 M.) dafür zahlen, und dafür könne er ihn mir nicht geben. Der Mann kam zwei Tage lang unermüdlich wieder, um mir den begehrten Gegenstand anzupreisen und vor mir auszubreiten, und als ich schließlich zur Abfahrt

rüstete, reichte er ihn mir für 10 Rupie in den Wagen hinein! Die Verkäufer legen dem kauflustigen Reisenden gern Bücher vor, in welche frühere Käufer ihre Erfahrungen und Erfolge eingetragen haben; der Refrain aller dieser vielsprachigen Einträge ist: wir haben nur einen kleinen Teil der Forderung bezahlt, aber wir sind trotzdem betrogen worden! Was heißt es da einen Laden einrichten, in dem zu festen, reellen Preisen verkauft wird! Das ist eine sittliche That und in dieser Hinsicht ein der evangelischen Mission durchaus würdiges Unternehmen. Man kann nur wünschen, daß bald andere, Engländer oder Inder, sich durch diesen Vorgang zur Nacheiferung anreizen lassen und gleich reelle Geschäfte einrichten, damit die Mission dieser immerhin lästigen Verpflichtung überhoben werde.

Von dem Handelsgeschäft unten in der Stadt wenden wir uns wieder zurück nach dem Balmatha-Hügel, um der Missionsweberei einen Besuch abzustatten. Das ist nun der erste von den Betrieben, die eigens eingerichtet sind, um arbeitslosen Christen eine wirtschaftliche Existenz zu geben. Das Weben eignet sich für viele dazu besonders, weil es von den an sich schwachen körperlichen Konstitutionen der meist nicht sehr leistungsfähigen Leute keine zu starken Anstrengungen fordert, und die feine, etwas kniffelige Arbeit verwickelter Muster ganz nach dem Geschmack der Hindu ist; dazu ist es möglich, für diese Arbeit relativ hohe Löhne zu zahlen, so daß sich ein geschickter Weber fast besser steht als ein Lehrer. Allerdings ist der feine Staub, der beim Weben unvermeidlich ist, und die sitzende Lebensweise bei vornübergebeugter Haltung der Gesundheit der Weber nicht zuträglich. Die Webereien sind übrigens auch deswegen bedeutsam, weil es auf diesem Wege noch verhältnismäßig am leichtesten für die Christen ist, selbständige Betriebe zu gründen; ich traf auf verschiedenen Stationen in Malabar, besonders aber in Mangalur Ansätze und Versuche zu solchen selbständigen Webereien. Wohl die solideste und besteingerichtete ist die des Samuel Muttu, unweit der Missionsweberei auf Balmatha; er hat

20 Webstühle in Arbeit und unterhält eigene Hausierer, welche die fertige Ware im Lande absetzen. Es ist ein verleugnungsvoller Dienst, wenn die Mission solchen selbständigen Betrieben aufhilft; denn sie muß in der Regel die Webstühle und alle maschinellen Einrichtungen beschaffen helfen; und meist sind es entlassene Arbeiter der Missionswebereien, mit denen dieselben beginnen; oft suchen sie sich einen guten Absatz dadurch zu sichern, daß sie ihre mindergute Ware als „mission cloth" anpreisen; sie erzielen dadurch für sich höhere Preise, aber sie verderben die Kundschaft und den Ruf der Missionswebereien. Trotzdem sieht die Mission ihr Aufkommen mit selbstloser Freude; denn nichts ist ihr erwünschter, als möglichst viel Christen heranzuziehen, die auf eigenen Füßen zu stehen vermögen.[1])

Weit größere Betriebe sind die beiden Ziegeleien, die an den beiden Enden der weit ausgedehnten Stadt entzückend schön an den Ufern des Khurpur- und des Netravati-Flusses wie in Palmenwälder eingebettet liegen, die Kudroli- und Dscheppu-Ziegelei, denen wir nacheinander einen Besuch abstatten. Bei den Ziegeleien ist im einzelnen seit einigen Jahren der Gewinn geringer als bei den Webereien, weil sie mit soviel geringerem Materiale arbeiten. Auch haben sie den Nachteil, daß sie ein viel höheres Anlagekapital erfordern, sie sind richtige Fabriken mit einem umständlichen und großartigen Apparat. Aber sie gewähren dafür den schwer ins Gewicht fallenden Vorteil, daß sie viele Arbeiter einzustellen erlauben. In Kudroli sind etwa 400, in Dscheppu 300 Arbeiter beschäftigt. Davon haben wir etwa ein Viertel Katholiken und Heiden abzurechnen, — um sie wird zwischen den Industriebrüdern und den Missionaren

---

[1]) Es ist allerdings aus naheliegenden Gründen zu verstehen, daß es den Industriebrüdern oft nicht leicht ist, diesen idealen Standpunkt festzuhalten; aber die Missionsbrüder habe ich einhellig in dieser Auffassung gefunden, sogar trotz mancher üblen Erfahrung, die sie mit diesen oft nicht in reeller Weise vorwärts strebenden Gemeindegliedern gemacht haben.

in aller Liebe ununterbrochen ein Kleinkrieg geführt; erstere wollen die eingeschulten Arbeiter, zumal in verantwortungsvollen Stellungen, nicht missen und sind der Ansicht, daß zu so aufreibenden Arbeiten, wie dem Herauskarren der fertigen Steine aus den heißen Öfen die Kraft der schwachen Christen nicht ausreiche; auch halten sie es für unrecht, jahrelang bewährte Arbeiter ohne Verschulden zu entlassen; die Missionare aber geizen um jeden Platz, den sie in den Betrieben für ihre Christen und Katechumenen erobern können, und betonen, daß dieselben nur für die Christen ins Leben gerufen seien, und daß man den Heiden gegenüber keinerlei Verpflichtungen habe.

Das giebt uns Veranlassung, auf die Bedeutung dieser Betriebe für das Gemeindeleben einzugehen. Wir sagten, daß etwa 600 Christen in den beiden Ziegeleien Arbeit finden; nehmen wir dazu noch 100 Weber und 30 Spuler in der Weberei und ein Personal von etwa 100 Mann in den vorher erwähnten Werkstätten, so sind im ganzen etwa 830 Christen in den industriellen Betrieben von Mangalur beschäftigt. Es wird eine mäßige Rechnung sein, wenn wir sagen, daß zu diesen Vätern und Müttern noch wenigstens ebenso viele Familienglieder gehören, die noch nicht oder nicht mehr arbeitsfähig sind, die also als Kinder oder Greise von dem Arbeitsertrage der verdienenden Glieder mitleben wollen. Mithin hängen in Mangalur wenigstens 1660, wahrscheinlich etwa 1600 Christen mit ihrem täglichen Brot von den Missionsindustrien ab. Rechnen wir hierzu noch die Lehrer, Katechisten und sonstigen Angestellten der Mission mit ihren Familien, so mag sich die Zahl noch um 100 erhöhen. Und die Gesamtzahl der Christen von Mangalur beträgt 2741 Seelen. Die industriellen Betriebe sind also die Grundlage der wirtschaftlichen Existenz der Mangalurer Christengemeinde. Wie kommt das?

Mangalur ist bei weitem die wichtigste und verkehrsreichste Stadt des Tulu-Landes; sie übt deshalb zumal in

knappen Zeiten dieselbe starke Anziehungskraft aus wie überall aufblühende Städte. Nun wird es für die Christen auf den landeinwärts gelegenen Stationen immer schwieriger, sich wirtschaftlich zu behaupten. Die Mission kann nicht auf jeder Station neue Betriebe einführen; trotz alles Suchens und Mühens wollen sich keine weiteren lebenskräftigen Erwerbszweige erschließen, — so bleibt als letzter Ausweg die Auswanderung nach Mangalur. Die Missionare thun alles, was in ihren Kräften steht, um ihr entgegen zu arbeiten, denn das Verziehen in die „Großstadt" ist für die einfachen Landbewohner in Indien so gefährlich und versuchlich wie daheim; die Dorfgemeinden lichten sich, und die an sich schon bunt genug zusammengesetzte Mangalurer Gemeinde wird noch buntscheckiger; ein Zuwachs an schiffbrüchigen Existenzen ist nie Gewinn für eine Christengemeinde. Die dadurch der Missionsleitung aufgebürdete Sorge wird noch schwerer, wenn solche ungünstigen Geschäftszeiten kommen wie in den letzten Jahren. Die sich von Bombay über das ganze Land ausbreitende Pest, die den ganzen Norden und weite Striche des Südens heimsuchenden schweren Dürren und Hungersnöte, Choleraepidemien und dergleichen lasten wie ein Alp auf dem unglücklichen Lande. Handel und Wandel stocken. Und die chinesischen Wirren im Osten und der unselige Krieg in Südafrika im Westen legen vollends den Welthandel Indiens lahm. Was soll aus einer Ziegelei werden, die jahraus, jahrein hunderttausende von Falzziegeln produziert wie Kudroli, wenn niemand bauen mag? Was soll aus den feinen Jacquard-Geweben der Missionswebereien werden, wenn niemand Geld hat sie zu kaufen? Im gewöhnlichen Geschäftsleben heißt's in solchen Fällen einfach, die Produktion muß eingeschränkt werden; man muß die Zahl der Arbeiter vermindern. Und gerade während ich in Mangalur war, mußten dort zeitweilig 100 Arbeiter entlassen werden, um den Betrieb einzuschränken. Aber die Mission kann von diesem Radikalmittel doch nur einen sehr beschränkten Gebrauch machen, weil es ihre

Christen sind, die dadurch unverschuldet in Not geraten. Das sind schwere Fragen, welche den Mangalurer Brüdern oft das Herz bewegten und sie beim Ausblick auf die Zukunft mit Sorgen erfüllten.

Doch wir sind am Ende unserer Wanderung; nicht als ob wir alle Stätten der Arbeit oder alle Betriebe gesehen hätten; aber es würde zu weit führen und den Leser ermüden, in allen Schulen und Werkstätten einzukehren; wir nehmen von Mangalur Abschied, indem wir noch zwei Punkte aufsuchen, von denen wir einen Blick in die wunderbare Schönheit der Gegend thun können. Des Abends, wenn die Sonne sich zur Neige rüstet, wenn die heiße Arbeit des Tages vollbracht ist, versammeln sich in der Regel etliche der Missionsgeschwister auf einem hohen, freien Platze in der Nähe des Leuchtturms. Die ganze volksbelebte Stadt liegt dort zu unsern Füßen, aber wir sehen nichts von ihr, sie ist völlig in Grün begraben; überall verdecken die hochragenden, anmutigen Wipfel der Kokospalmen und die dunkelgrünen Blätterdächer der Mango die einfachen Lehmhäuser; zur Rechten ragt das jesuitische St. Aloysius-College, dieser unbequeme Rival der evangelischen Mission, anspruchsvoll in die Luft, und aus dem Blütenmeer zu den Füßen dringen die schrillen Töne der Abendmusik in den Götzentempeln zu uns herauf. Im Westen aber sinkt langsam und majestätisch der glühend rote Sonnenball in das endlos sich hinstreckende, dunkelblaue Meer, Wasser und Himmel in purpurnen Glanz tauchend.

Am Sonntag Abend stiegen wir zum Sonnenuntergang nach dem evangelischen Kirchhof hinauf; es war ein bezaubernd schöner Anblick dort oben. Zwischen den mühsam in den harten Laterit gehauenen Gräbern gingen die Missionsgeschwister hin und her, die Denksteine ihrer Lieben mit frischen Blumen schmückend; zu unsern Füßen lag zur Rechten die Stadt, gerade weit genug entfernt, daß ihr Getümmel unsern Frieden nicht störte; wie zwei breite Silberbänder umgürten sie die beiden wasserreichen Flüsse, von

denen der Netravati gerade zu unsern Füßen durch Kokoswälder und saftig grüne Reisfelder dahinfloß. Im Westen schauten wir über die kokosbestandene Lagune hinweg, wo beide Flüsse vereint sich durch die Sandbarre einen Ausweg ins Meer gebahnt haben. Im Osten erhob sich majestätisch und drohend die wildzerrissene Kette der Westghats, den höchsten Gipfel, den Kudrumuk, weit in das Land hinein vorschiebend. Im Westen sank die Sonne ins Meer, und die Schatten des Abends lagerten sich auf den phantastisch geformten Bergen im Osten; aus dem Flusse stiegen weiße Nebel auf, alles um uns her atmete Ruhe und Frieden; durch unser Herz zog es mit den Worten des Sängers:

Ach, denk ich, bist du hier so schön
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem festen Himmelszelt
Und güldnen Schlosse werden!

Mangalur ist wie eine Mausefalle, sagt man dort; es ist schwer hinein-, aber noch schwerer wieder herauszukommen. Ich war fast eine Woche dort gewesen, nun wollte ich doch auch wieder fort. Eigentlich hatte schon am Mittwoch der Dampfer aus Bombay kommen sollen; er traf erst am Freitag ein; aber er war besetzt; es war auch nicht einmal ein Deckplätzchen mehr leer, alle Bemühungen der Basler Brüder, mir mit ihm Überfahrt zu verschaffen, waren vergeblich. Ich blieb sitzen. Nun wurde allerdings am nächsten Montag wieder ein Dampfer erwartet, aber auch der war schon wieder bis auf einige Deckpassagier-Plätze besetzt, und es war sehr zweifelhaft, ob er zur Zeit eintreffen und mich mitnehmen werde. Nun hätte ich ja wieder auf dem Landwege zurückreisen können, wie ich gekommen war; allein das war für mich der Landessprachen Unkundigen ohne die Hilfe der Geschwister auf den unterwegs zu berührenden Stationen kaum möglich, und diese befanden sich fast alle auf ausgedehnten Predigtreisen im Distrikte. Da war guter Rat teuer. Vor

der Einrichtung der Küstendampfer war der Verkehr längs der Küste auf großen arabischen Dhaus bewerkstelligt, die hier Pattemar genannt werden; ich erkundigte mich, ob nicht so ein Fahrzeug zu haben sei. Es lag allerdings ein Pattemar im Hafen, der am Freitag Abend abfuhr; aber auf demselben wollte schon ein Engländer fahren, und ob außer ihm noch Platz für einen zweiten Europäer sei, wußte niemand; außerdem ging das Boot nur bis Kannanur, und ich wollte nach Calicut. Schließlich machten wir ausfindig, daß im Netravati noch ein anderer Pattemar lag, der gegen den hohen Preis von 30 Rupie (42 M.) bereit war, mich allein nach Calicut zu fahren. Die treuen Missionsgeschwister waren nicht ohne Sorgen; die Fahrt nach Calicut dauerte wenigstens 2 × 24 Stunden, konnte sich aber leicht einige Tage länger hinzögern, sobald der Wind umschlug; ich war der einzige Europäer, der Kapitän und seine sechs Matrosen waren Mohammedaner, die keine Silbe Englisch verstanden; auch der einzige Boy, den mir die Basler mitgeben konnten, um für mich zu kochen, verstand kein Englisch; ich konnte mich also durchaus mit niemand verständigen. Sie boten es mir großmütig an, einer aus ihrer Mitte solle mich bis Calicut begleiten; allein das war ein so großes Opfer an Geld, Zeit und Kraft, daß ich es unmöglich annehmen konnte. So stieg ich denn im Vertrauen auf Gottes Güte in meinen Pattemar. Verproviantiert war ich zur Not für eine Woche: drei lebende Hähnchen, zwölf Flaschen Sodawasser, eine Kuscha Trinkwasser, Reis, Kaffee, Kakes, zwei lange Stangen Zuckerrohr, eine Traube reifer Bananen, eine große Papayfrucht (Baummelone), dazu alles Kochgeschirr, Kaffeemaschine, Teller, Messer, Gabeln, Löffel bildeten meine Ausrüstung; mein Reisebett führte ich ohnehin bei mir, einen Klappstuhl liehen mir die Missionsgeschwister, als Tisch diente mein Koffer. Mein treuer Gastfreund, Br. Schaible, begleitete mich an Bord und blieb noch bei mir, bis ich die unbequeme Barre gekreuzt und ins hohe Meer hinausgeglitten war. Dann kehrte auch er im Kahne zurück. Ich

war unter den Leuten fremder Farbe und Sprache auf dem weiten Weltmeer allein. Diese einsamen Tage im Pattemar hatten einen so eigenartigen Reiz, daß ich sie nie vergessen werde. Solange die Sonne sengend heiß am Himmel stand, war ich allerdings unter das Mattendach in der Mitte der Dhau gebannt; die Strahlen der Sonne und ihr Widerschein im Wasser wären zu gefährlich gewesen; aber die Luft war balsamisch kühl; ein wahres Labsal nach der Sonnenglut Malabars und Süd-Kanaras in den letzten Wochen. Meine mohammedanische Mannschaft gewann ich bald dadurch, daß ich ihnen eine lange Stange Zuckerrohr schenkte; sie — und zumal ihr grauhaariger Kapitän — thaten alles, was sie mir an den Augen absehen konnten. Und wenn abends die Sonne ins Meer gesunken war und die Sterne vom Himmel herniederfunkelten und der Mond sein silberhelles Licht über die Bergketten im fernen Osten ergoß, dann saß ich stundenlang auf den harten Brettern am vordern oder hintern Ende des Bootes; dann schäumten alle Wogen um uns her silberhell auf, und unser Kahn ließ einen langen Silberstreifen hinter sich, ganze Haufen leuchtender Quallen trieben an uns vorbei; im fernen Osten hingen die Wetterwolken des Monsuns am Himmel, und die Blitze zuckten unaufhörlich durch den dunklen Nachthimmel, ein prächtiges Schauspiel. Der letzte Tag auf dem Meere war ein Sonntag; so still, so feierlich habe ich kaum einen Tag des Herrn in Indien feiern können; wir fuhren so nahe an der Küste hin, daß wir in der Ferne die weißen Schaumkämme auf den Uferriffen aufspritzen sahen, das Meer war in der angenehm schaukelnden Bewegung, wie meist in der Nähe des Festlandes; ich sehe es noch an den unsichern Zügen meines Tagebuches, daß ich nur mit Mühe schreiben konnte; alles um uns her war Ruhe und Frieden. Am Nachmittag trat völlige Windstille ein, wir lagen auf der Reede von Koilandi still, auf derselben Reede, wo im Jahre 1498 Vasco da Gama auf seiner berühmten ersten Seefahrt nach Ostindien landete. Im Süden ballten sich finstere Gewitterwolken

drohend zusammen; wenige Meilen südlich von uns in Calicut entlud sich ein schweres Gewitter mit furchtbarem Wolkenbruch. Wir waren außer aller Gefahr und sahen nur in der Ferne die Blitze zucken und hörten die Donner rollen. Als nachts 2 Uhr im Hafen von Calicut unsere Anker in den weichen Meeresgrund sanken, war es längst wieder still; des Herrn Engel hatten mich freundlich geleitet.

Ein Besuch in der Hermannsburger Mission.

* * *

Der 16. Oktober 1901 war ein seltener Festtag in der Hermannsburger Mission; vier junge Missionare wollten an diesem Tage zugleich in den heiligen Ehestand treten. Ich hatte auf unerwartete Weise eine Einladung zu dieser schönen Feier erhalten. Auf einer meiner Fahrten durch das Leipziger Missionsgebiet hielt der Zug zum Frühstück in Kuddelur; ich eilte in den Wartesaal und fand den großen, runden Tisch schon fast ganz von einer offenbar zusammengehörigen Reisegesellschaft eingenommen; ich setzte mich auf ein leeres Plätzchen und stellte im stillen meine Beobachtungen an, wer wohl meine Reisegefährten sein möchten; denn trifft man auf einer indischen Bahn eine größere Reisegesellschaft, so sind es gewöhnlich Missionsleute. Ich hatte mich in meiner Erwartung nicht geirrt; wie erstaunte ich, als plötzlich meine Tischnachbarn ein deutsches Gespräch anfingen, — soviele deutsche Landsleute auf diesem fremden Bahnhofe zu finden, hatte ich allerdings nicht erwartet. Es waren die eben aus Deutschland angekommenen Bräute mit einigen jungen Missionaren, eine willkommene Verstärkung des Hermannsburger Geschwisterkreises. Sie luden mich herzlich ein, ihren Ehrentag mit ihnen zu feiern. So machte ich mich am 15. Oktober von Madras nach der Station Kalahasti auf den Weg. Allein der Mensch denkt, und Gott lenkt. Ich fuhr irre, hatte einen ganzen Tag auf kleinen, unzureichenden Bahnhöfen herumzuliegen und kam am nächsten Morgen krank wieder nach Madras zurück. Der erste Ausflug zu den Hermannsburgern war mißglückt.

Fast zwei Monate waren vergangen, da machte ich mich zum zweiten Mal auf den Weg; diesmal war leider meine Zeit stark in Anspruch genommen, und ich konnte nur noch einen Abstecher auf einige der wichtigeren Stationen machen.

Die Gründung der Hermannsburger Mission in Indien ist das Verdienst des Propstes Mylius. Er hatte sich von Ludwig Harms hinaussenden lassen, um, wie er glaubte, das Erbe der alten, deutsch-amerikanisch lutherischen Mission in Radschamundry anzutreten. Als dieser Plan von Amerika her durchkreuzt wurde, wandte sich Mylius nach dem Süden des Telugulandes, um ein noch von keiner andern Gesellschaft in Arbeit genommenes Gebiet zu suchen. Er fand es nicht gar weit im Norden von Madras, im Süden des Arbeitsfeldes der amerikanischen Baptisten. Dort gründete er zuerst die Stationen Sulurpetta und Nayudupett und dehnte sich von da ziemlich schnell über das ganze ins Auge gefaßte Gebiet aus. In diesem Kreise ist die Hermannsburger Mission bis heute die einzige Mission geblieben, ein dankbar anerkannter Vorzug der Arbeit. Propst Mylius folgte den Ideen des Ludwig Harms in Bezug auf den Plan der Stationsanlagen. Wie in der Hermannsburger Mission in Südafrika die Stationen nahe bei einander angelegt, und wie eine dichte, geschlossene Vorpostenkette ins Heidenland vorgeschoben wurden, so wurden auch im Telugulande verhältnismäßig viel Stationen auf engem Raume gegründet, es sind jetzt 10 Stationen in einem Gebiete von 10 Meilen Länge und 14 Meilen Breite mit ungefähr 900 000 Einwohnern; meist ist von Station zu Station nur eine halbe Tagereise; die Stationen bilden in diesem Gebiete ein allerdings immerhin noch recht weitmaschiges Netz, welches über diesen Teil des Teluguvolkes geworfen ist, um viele von ihnen für das Reich Gottes einzufangen. Es wird in Indien wenige Gebiete geben, wo auf so engem Raume so viele Stationen derselben Gesellschaft bei einander liegen.

Wenn meine Eindrücke nicht täuschen, — Reiseeindrücke sind ja allerdings gerade in solchen Dingen nicht sehr zuverlässig, — so ist in diesem Teile Indiens das Heidentum

besonders entartet und steht auf einem tieferen geistlichen und sittlichen Niveau als in dem südlicheren Tamulenlande. Die beiden Hochburgen des Hinduismus sind die uralten Tempelstädte Tirupati und Kalahasti. Schon an Indiens Westküste waren mir Pilgerscharen begegnet, welche von dort über die zerrissenen Ketten der Westghats und die öden Hochebenen Dekhans über hundert Meilen weit nach den heiligen Tempeln von Tirupati wallfahrteten. Tirupati gilt als die nördliche Hochburg des Vischnudienstes, sowie der riesige Srirangam-Tempel bei Tritschinopoli seine Hauptfeste im Herzen des Tamulenlandes ist. Diese beiden Haupttempel eroberte der eifrige Vorkämpfer des Vischnuismus, Ramanudscha, im 12. Jahrhundert für seinen Gott. Auf dem Wege nach Kalahasti sahen wir zahllose Menschen in fieberhafter Thätigkeit; große Granitblöcke wurden zugerichtet, Balken geschnitten, Ziegelhaufen gebrannt; ein reicher, frommer Tamule hatte 4 Lakh Rupien (600,000 Mark) gestiftet, um den etwas in Verfall geratenen Tempel in neuem Glanze herzustellen. Aber wie schauerlich öde ist das Heidentum an diesen heiligen Stätten! In Tirupati liegt die Oberpriesterschaft in der Hand einer Sippe, welche aus diesem Amte große Einkünfte und einen weithin reichenden Einfluß gewonnen hat. Nun waren in verhältnismäßig kurzer Zeit drei Mahants oder Oberpriester auf gewaltsame Weise ums Amt gekommen. Der erste hatte den goldenen Tempelschatz im Werte von 350000 M. gestohlen und durch Kupfermünzen ersetzt; aber der Betrug wurde ruchbar, die steinerne Truhe vor dem Götzenschrein wurde aufgebrochen und das Kupfer gefunden, der Mahant wanderte auf 18 Monate in das Gefängnis und wurde abgesetzt. Sein Nachfolger in der Oberpriesterwürde, ein junger, ungebildeter Mann von 25 Jahren, sollte sich seines Amtes nur kurze Zeit freuen; mißgünstige Verwandte ließen ihm Gift in seine Speisen mischen, und er starb. Es mußte zum dritten Male aus der Sippe ein Mahant gewählt werden; darüber gerieten zwei Zweige derselben miteinander in Streit, und der neue Mahant war erst kurze Zeit in sein

Amt gesetzt, da räumte ihn ein gedungener Meuchelmörder heimlich durch den Dolch aus dem Wege. Als ich in Tirupati weilte, wurde gerade der Mordprozeß vor den Gerichten verhandelt; er enthüllte entsetzliche Abgründe menschlicher Verworfenheit und Zuchtlosigkeit und erregte deshalb in ganz Indien Aufsehen.

Als ich in Kalahasti ankam, fand ich auch dort die Stadt in großer Aufregung; kurz vorher waren die goldenen Tempelgötzen im Werte von 40000 M. gestohlen worden, und man munkelte in der Stadt recht vernehmlich, die Tempelbrahmanen müßten selbst die Diebe sein; der gerade durchreisende englische Polizeiinspektor hatte deswegen kurzer Hand die ganze Sippe ins Gefängnis setzen lassen. — Doch das sind noch die geringeren Zeichen des tiefen sittlichen Verfalls. Die Feder sträubt sich, die schrecklichen Nachtseiten aufzudecken. In Tirupati feiert man noch dem furchtbaren Schiva zu Ehren die scheußliche Schivanacht, wo alle Bande der Zucht und Ordnung aufgelöst sind, und jedes Weib, das sich auf der Straße zeigt, vogelfrei ist; kein anständiger Mann, noch viel weniger ein Weib, wagt in dieser Nacht den Fuß vor die Thür zu setzen. Da ist die zuchtloseste Hurerei Gottesdienst! Und in der Gegend sind einige der berüchtigsten Brahmanenklöster, in denen Männer oder Frauen, leider sogar Männer und Frauen in demselben Gehöft in sogenannter Ehelosigkeit leben; diese Klöster sind Sitze des Hanfrauchens, des Opiumessens und schlimmerer Laster. Doch genug dieser dunklen Bilder; der Hinduismus hat ein besonderes Geschick, überall den äußeren Anstand zu wahren; ein erfahrener Missionar, der jahrzehntelang im Tamulenlande gearbeitet hat, sagte mir, es gehe auch auf den belebtesten Jahrmärkten stets durchaus ehrbar her; er erinnere sich nicht, je etwas gesehen oder gehört zu haben, was mit der oft weitgehenden Ausgelassenheit mancher unserer Volksfeste verglichen werden könne. Aber welche Abgründe der Sittenlosigkeit und Verderbtheit unter dieser glatten Oberfläche verborgen sind, darein thut ein Durchreisender nur hier und da einmal schaudernd einen Blick.

Die erste Station, die ich besuchte, war Tirupati. Ich kam um Mitternacht auf dem einsamen Bahnhof an, aber der inzwischen leider plötzlich abgerufene Missionar Kohlmeyer hatte sich's nicht nehmen lassen, mich am Bahnhof zu erwarten. Die neue Station liegt außerhalb der Stadt und jenseits des Bahndammes; wüstes Kaktusdickicht, in dem giftige Schlangen hausen, umgiebt das Gehöft. Aber das Missionshaus ist gesund, entschieden viel zuträglicher als die alte Station am andern Ende der Stadt. Tirupati liegt am Fuße eines steilen Höhenzuges, der etwa 800—1000 Fuß mit kahlen Felswänden ansteigt; es macht einen merkwürdigen Eindruck, daß am Fuß, auf halber Höhe und oben am Abhang hochragende Gopurams (Tempeltürme) errichtet sind; sie zeigen die vielbegangene Pilgerstraße nach der oben auf der Höhe eine Stunde landeinwärts gelegenen Tempelstadt Alt-Tirupati an; ich durfte sie nicht besuchen; es wird ungern gesehen, wenn „ungläubige" Europäer den heiligen Berg besteigen, keiner der Hermannsburger Missionare hat noch die alten Heiligtümer dort gesehen. Diese kahlen, hohen Felswände strahlen in den Mittagsstunden eine sengende Glut aus. Nun war die alte Station unmittelbar am Fuße des Berges, jenseits der Stadt, angelegt worden, wo kein kühlender Luftzug die Hitze des Glutofens linderte. Man muß eben in Indien, wo es für die Mission meist überaus schwer ist, Grundbesitz zu erwerben, oft auch mit einem weniger geeigneten Grundstück zufrieden sein, bis die Nachfolger vielleicht ein gesunderes und passenderes an sich zu bringen im stande sind; und die Unbequemlichkeiten und Schattenseiten der Stationen gehören mit zu dem oft drückenden Kreuze der Mission.

Daß die ganze Stadt Tirupati unter dem Zeichen des Götzendienstes steht, merkt man auf Schritt und Tritt; das große Tempelgehöft liegt beherrschend im Mittelpunkte der Stadt, die heiligen Affen können von da aus ungestraft nach allen Richtungen ihre Ausflüge unternehmen. Und die Schnitzerei und Bearbeitung der phantastischen Götzenbilder scheint ein Haupterwerbszweig der Einwohner zu sein; nirgends sah ich im Bazar so viele Götzenläden bei einander.

Im Telugulande hat die Mission überall nur unter den tiefstehenden und gering geschätzten Mala- und Madigakasten Eingang gefunden. Auch die Hermannsburger Mission hat bisher Erfolge fast nur unter den Mala, den Kleinbauern der Dörfer, erzielt. Die paar Sudra und Brahmanen, die sich ihr angeschlossen haben, sind bald aufgezählt, die Menge der Gemeinde sind Mala. Nun könnte man ja meinen, wenn die Erfahrung gezeigt habe, daß nur unter den Mala eine offene Thür sei, dann sei es weise Missionspolitik, vor der Hand erst einmal alle andern Kasten bei Seite zu lassen und sich nur an die Mala zu wenden; und einige Missionsgesellschaften haben wirklich Lust gehabt, diesen Weg einzuschlagen. Allein auch der Herr sah Erfolg fast nur unter den Armen und Geringen, unter den Zöllnern und Sündern; er hat sich aber trotzdem nicht von den Pharisäern und Schriftgelehrten, von den Vornehmen und Führern des Volkes abgewandt, sondern ist zu ihnen gegangen in ihre Schulen und in ihre Häuser: er wußte, seine Sendung ging an ganz Israel, an die Vornehmen wie an die Geringen. So muß auch gesunde Missionsarbeit stets auf das ganze Volk angelegt sein, und die Hermannsburger haben recht gethan, sich nicht auf die Mala zu beschränken. Freilich ist es ihnen sauer geworden, sie haben sich nur ungern entschlossen, den einzigen bisher in Indien erprobten Weg, an die höheren Kasten heranzukommen, den Weg durch hohe Schulen, einzuschlagen. Und als sie in Tirupati wirklich eine high school gegründet hatten, errichtete der eifersüchtige Oberpriester mit Hilfe eines von den Hermannsburgern entlassenen Lehrers eine Gegenschule, der er durch seinen Einfluß und seine Geldmittel bald eine große Schülerzahl zuführte, und wie um die Missionare recht zu ärgern, baute er sein ausgedehntes Schulgehöft gerade an dem Wege, den dieselben täglich von der neuen Station nach ihrer high school zurückzulegen haben. Aber die zähen Kinder der Lüneburger Heide ließen sich von einem einmal als richtig erkannten Weg nicht so schnell abbringen; sie stellten einen ihrer tüchtigsten Leute an die Spitze der Schule, verschafften sich ein möglichst zuver-

lässiges einheimisches Lehrpersonal und arbeiteten in aller Stille und Treue weiter. Und der Erfolg blieb nicht aus. Die heidnische Schule unter unzuverlässiger einheimischer Leitung leistete nichts, und als die Prüfungen heranrückten, fielen ihre Schüler fast alle durch; das gab denn doch eine große Ernüchterung, und die Mehrzahl der abtrünnigen Schüler kehrte unmutig in die Missionsschule zurück.

Kalahasti, das ich am nächsten Tage aufsuchte, ist außer durch seinen alten Tempel noch berühmt als Sitz eines ehedem mächtigen Fürstentums. In der „Königsstraße" und vor der Stadt sahen wir mehrere der prunkvollen und ausgedehnten Paläste des Radscha. Wenn man so etwas von der Wirtschaft dieser kleinen indischen Potentaten mit ansieht, denkt man mit Schrecken, wie es in Indien mag ausgesehen haben, als diese gewissenlosen Verschwender unumschränkte Herren waren. Der jetzige Radscha, noch dazu nur ein angenommener Prinz, ist erst 25 Jahre alt; aber er hat in diesen jungen Jahren nicht nur seinen Leib und seine Seele durch ein maßlos lasterhaftes Leben völlig ruiniert, sondern er hat auch den Wohlstand seines Ländchens auf Jahrzehnte hinaus untergraben. Die Staatseinkünfte sind von 16 Lakh (2 250 000 M.) auf 5 Lakh (750 000 M.) heruntergegangen, und er hat obendrein eine Schuld von 35 Lakh (5 000 000 M.) angehäuft. Eine Weile sehen die Engländer gewöhnlich diese heillose Wirtschaft der Radscha mit an; wenn aber die Einnahmequellen zu versiechen drohen, und damit ihr Interesse in Frage kommt, machen sie kurzen Prozeß; sie haben den Radscha unter Kuratel gestellt und die Verwaltung des Ländchens in ihre Hände genommen. Freilich ehe sie die verwahrlosten Kanäle wieder hergestellt, die Teiche ausgebessert und die Straßen gangbar gemacht haben, werden noch Jahre vergehen. In solchen Zeiten der Dürre, wie sie im Winter 1900—1901 auf Indien lastete, rächen sich die Versäumnisse leichtsinniger Radscha am bittersten. Das ganze Land seufzte unter furchtbarer Not, die Felder waren verdorrt, die Wasserläufe ausgetrocknet, überall sah man kümmerliche Jammergestalten, denen die Qualen des Hungers nur zu deutlich an ihrem Leibe geschrieben standen.

In Kalahasti ist noch keine Gemeinde, die Stadt verhält sich ablehnend gegen die neue Botschaft. Aber unter der armen Landbevölkerung hat dieselbe hie und da Wurzel gefaßt; besonders das Dorf Mitta ist ganz christlich. Wir fuhren am Sonntag Nachmittag zu dieser Dorfgemeinde hinaus. Mitta, d. h. Hügel, ist eine Gründung des früh verstorbenen Missionars Schepmann. Diesem überwies auf seine Bitte die Regierung ein größeres Stück Ödland, und er kaufte noch angrenzendes Land hinzu, sodaß er allmählich eine genügend große Dorfflur bekam. Dort siedelte er seine armen Christen an. Wir erwähnten schon, daß die Christen, welche sich der Hermannsburger Mission angeschlossen haben, fast ausschließlich Mala sind. Diese Mala waren ursprünglich eine Weberkaste, und hatten sie auch immer ein kümmerliches Brot, so nährte sie doch ihr Handwerk. Seitdem aber die Engländer den indischen Markt mit ihren spottbilligen Baumwollstoffen überschwemmten, konnten die einheimischen Weber mit ihren primitiven Webstühlen nicht mehr konkurrieren. Dieser Zweig der einheimischen Gewerbe ist weithin vernichtet, die Weber mußten sich nach einem andern Beruf umsehen, um ihr täglich Brot zu verdienen. Im Telugulande haben sie sich mit Vorliebe der Landwirtschaft zugewandt. Das war allerdings nicht ohne Bedenken; denn das seit Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden an die sitzende Lebensweise und geringe körperliche Anstrengung gewöhnte Geschlecht hatte zunächst weder die Körperkraft noch die Ausdauer, um die schwere Ackerarbeit zu verrichten. Der Hauptnachteil aber war, daß aller leidlich gute Acker längst in festen Händen lag, sodaß die Mala nur unter unbequemen Bedingungen Grundbesitzer werden konnten. Missionar Schepmann nun kam seinen christlichen Mala zu Hilfe und gründete mit ihnen und für sie das Christendorf Mitta; ich konnte mich davon überzeugen, daß es ihnen selbst an einem bescheidenen Wohlstande nicht fehlte; litten auch sie in dieser großen Dürre mit unter dem Verfall der Bewässerungseinrichtungen im ganzen Lande, so sahen doch ihre Äcker nicht ganz so vertrocknet aus wie die Felder rings umher. Vor

dem Dorfe ist noch eine ziemlich große Fläche Ödland, mit wüstem Kaktusdickicht bestanden, welches auch noch in leidlich fruchtbares Ackerland umgewandelt werden könnte, wenn nicht das Dorf für seine Kräfte schon Feld genug unter dem Pflug hätte. In den Ställen der beiden Kirchenvorsteher, die wir besuchten, fanden wir je 16 Haupt Rindvieh, und auch sonst fehlte es nicht an Kühen und Ziegen im Dorfe. Die Christen haben sich unter der Obhut der Missionare fast zu der Stellung von leidlich wohlhabenden Sudra emporgearbeitet, sie sind im wesentlichen freie Besitzer. Allerdings hält sich ihr Wohlstand immerhin noch in recht bescheidenen Grenzen. Der mich begleitende Missionar schätzte das ganze Vermögen des etwa 120 Seelen zählenden Dorfes nicht höher als etwa 3000 M.! Und sobald Notzeit kommt, stehen die Leute vor dem Ruin. Die Regierung verlangt pünktlich ihre Steuern und treibt sie im Weigerungsfalle mit Gewalt ein; woher sollen die Leute baar Geld schaffen, wenn sie nichts geerntet haben? Nur zu leicht fallen sie dann Hindugläubigern in die Hände, welche ihnen mit der größten Bereitwilligkeit Geld auf ihren Besitz vorschießen; aber sie verlangen 100 und mehr Prozent Zinsen, und da die armen Leute diese Wucherzinsen nicht zahlen können, sind sie in kurzer Zeit am Bettelstab. Da hilft es der Mission nicht, will sie ihr Christendorf erhalten, so muß sie selbst im Falle der Not das erforderliche Geld vorschießen und ihre Leute hernach anhalten, ihre Schulden zu bezahlen, ein mühsames, unerquickliches, für einen Missionar durchaus unerfreuliches Geschäft. Mitta ist eins der wenigen Dörfer, wo die Ansässigmachung besitzloser Christen nun schon wenigstens einige Jahrzehnte geglückt ist; aber gerade hier sieht man, mit wie vielen Schwierigkeiten, Sorgen und Nöten die Begründung solcher Christendörfer auch im günstigsten Falle für die Mission verbunden ist.

Von Mitta setzte ich meine Reise nach Nayudupett fort, wo ich am Abend spät eintraf. Ich fuhr in einem Kuliwagen, d. h. fünf braune Kulis zogen das Gefährt; es hatte mir erst widerstrebt, mich so von Menschen, noch dazu von Mittaer

Christen ziehen zu lassen; allein der Missionar tröstete mich, ich thue ein gutes Werk, wenn ich in dieser Notzeit den armen Leuten ein paar Groschen zu verdienen gebe. So hatte ich mich ihnen widerstrebend anvertraut. Nayudupett ist bei weitem die größte und am weitesten entwickelte Station der Hermannsburger; sie liegt etwas unbequem hinter den drei großen Ortschaften, die unter dem Namen Nayudupett zusammen gefaßt werden; allein da auch hier die zur Station gehörigen Christen weithin im Distrikt zerstreut wohnen und die nächstgelegenen Dörfer sich bisher ablehnend verhalten, stört die Lage nicht, und sie bietet den Vorteil, daß die Station sich nach dem freien Feld zu ausdehnen kann. Auf dem ziemlich weitläufigen Missionsgehöft liegen zunächst drei Missionarswohnhäuser, — schon das zeigt, daß diese Station stärker besetzt ist: das alte, zuerst gebaute Haus, in dem jetzt der leitende Missionar H. Harms wohnt, durch einen hübschen Obstgarten mit Mango, Orangen und Citronen von ihm getrennt, das neue Haus, in dem die beiden jungen Ehepaare Rohwer und Maneke wohnen, und vor beiden das niedrige, bescheidene Häuschen, das sich Propst Mylius, der Begründer der Hermannsburger Mission, in seinem Alter gebaut hatte; es wird jetzt von dem Leiter der Industrieschule bewohnt. Es war mir lieb, hier einige Zeit an der Hauptwirkungsstätte des alten Mylius zu weilen und mir von seiner tiefgegründeten, originellen Persönlichkeit erzählen zu lassen. Zu seinen Lebzeiten war er die Hermannsburger Telugu-Mission! Er hat ihr in entscheidender Weise den Stempel seines Wesens aufgedrückt. Es lag das zum Teil in den Verhältnissen. Mylius war ein gründlich durchgebildeter Theologe mit ausgeprägt wissenschaftlichen Interessen. Ludwig Harms legte auf die theologische und wissenschaftliche Ausbildung seiner Missionare nicht soviel Wert; so überragte Mylius alle seine indischen Mitarbeiter an Bildung um Haupteslänge, und da er ein tiefgegründeter Christ und trotz seiner oft wunderlichen Eigenheiten ein grunddemütiger Mann war, ließen sich die auch meist erheblich jüngeren Brüder diese Überlegenheit gern gefallen. Da obendrein Indien

ein Kulturland ist, in dem es mit der englischen Regierung, mit gebildeten Europäern, mit studierten Eingeborenen viel zu verhandeln giebt, waren die Brüder froh, daß Mylius ihnen diese ganze Repräsentation der Mission nach außen hin abnahm, zumal sie sich derselben bei ihrer meist mangelhaften Kenntnis der englischen Sprache nicht recht gewachsen fühlten. Kein Nachfolger des Mylius kann unter den veränderten Verhältnissen die Stellung einnehmen, die der „pedda dora“ (der große Herr) inne hatte.

Nayudupett ist die Schulstation der Hermannsburger. Außer der high school in Tirupati hat ihr Schulwesen hier seinen Mittelpunkt. Allerdings den Schulgebäuden ist diese centrale Stellung nicht anzusehen, sie sind von einer kaum noch zu übertreffenden Einfachheit, man könnte fast sagen Armseligkeit. Der Hermannsburger Mission hat es immer an Geldmitteln gefehlt, und was die Missionsfreunde daheim gaben, wurde zum weitaus größten Teile von den aufblühenden Missionen in Afrika aufgezehrt. So ging es und geht es auf den indischen Stationen überall äußerst bescheiden her; keine Mission, die ich besucht habe, meines Wissens auch keine deutsche, muß sich so einschränken und ihre Missionare auch in ihren persönlichen Bedürfnissen so kurz halten. Ich hatte später mehrfach Gelegenheit, mit sachkundigen englischen Missionaren über die zum Unterhalt einer leidlich gut ausgerüsteten Mission erforderlichen Geldmittel zu sprechen; sie wollten es gar nicht glauben, mit wie geringen Mitteln unsere deutschen Missionen betrieben werden müßten; eine gut ausgerüstete englische Station koste soviel wie die ganze Hermannsburger Mission mit ihren 10 Stationen! Gewiß ist die Sparsamkeit ein Ruhm unserer deutschen Mission; aber in Nayudupett freute ich mich doch zu sehen, daß die Station im Umbau und der Erweiterung begriffen ist. Das bisher nur in einem schmalen Lehmzimmerchen untergebrachte Seminar soll ein hübsches, angemessenes Haus auf einem freigelegenen Gehöft erhalten und dahin dann auch das Wohnhaus des Seminarleiters verlegt werden. Die neueingerichtete Industrieschule, in

der geschickte und begabte Jungen zu Tischlern und Zimmerleuten ausgebildet werden sollen, hat schon einen geräumigen Arbeitsschuppen, die übrigen Häuser für Lehrer und Schüler werden folgen. Durch die Verlegung der Industrieschule und des Seminars weg von dem alten Missionsgehöft wird dieses mehr Luft bekommen; dann kann sich auch die in gar zu engen und ungenügenden Räumen untergebrachte Elementarschule ausdehnen und wenigstens einige neue Klassenzimmer erhalten. Vielleicht kann dann auch für die Katechumenen etwas ausreichender gesorgt werden. Die Hermannsburger haben nämlich von den Leipzigern die Praxis übernommen, daß diejenigen, welche zur Taufe vorbereitet werden, einige Monate nach der Station kommen müssen, um dort zu lernen. Sie erhalten ein ganz geringes Kostgeld, etwa 9 Pf. am Tage, das gerade ausreicht, um sie vor dem Hunger zu schützen, und haben dafür die Verpflichtung, jeden Tag vormittags und nachmittags — bis zu 6 Stunden am Tage — unter der Anleitung ihrer Vorbeter den Katechismus, leichte Bibelsprüche und einige biblische Geschichten zu lernen. Der vom Missionar erteilte Katechumenenunterricht ist der Mittelpunkt, gleichsam das Rückgrat dieser angestrengten Lernzeit. Es machte mir einen merkwürdigen Eindruck, unter jeder Veranda, unter schattigen Bäumen, in Schuppen, kurz, wo sie nur etwas Schutz finden konnten, Häuflein von Katechumenen am Boden hocken zu sehen und sie das ihnen hundert Mal Vorgesprochene nachplappern zu hören. Es ist ja so unglaublich schwer, diesen niemals im Lernen geübten und an kein Denken gewöhnten, noch dazu oft auch im Alter vorgeschrittenen Katechumenen etwas sicher beizubringen. Eine Missionarsfrau erzählte mir, sie habe sich zwei Wochen hindurch jeden Tag stundenlang Mühe gegeben, um einer alten, auf ihrer Veranda hockenden Frau das erste Gebot beizubringen. Und das Ende ihrer Bemühungen sei gewesen, daß die alte Frau erklärt habe: Mem sahib, begriffen habe ich nun das Gebot, aber auswendig lernen kann ich es nimmer!

Mein Aufenthalt auf den Hermannsburger Stationen war leider nur kurz; er genügte nicht, um zu einem tieferen Verständnis der auf diesem Missionsfelde vorliegenden Probleme zu kommen. Ich konnte nur in Verbindung mit den andern, später besuchten Telugumissionen versuchen, mir darüber ein Urteil zu bilden. Ich habe den Eindruck, daß die Hermannsburger im Süden des Telugulandes auf einem annähernd ebenso harten Boden stehen wie die Breklumer im Norden; sie haben aber vor diesen den Vorzug, daß in den von ihnen bearbeiteten Landstrichen die Mala einen nicht unerheblichen Prozentsatz der Bevölkerung bilden, und diese haben sich neben den Madiga im letzten Vierteljahrhundert als der weitaus zugänglichste Teil des Teluguvolkes bewiesen. Das giebt auch für die Entwickelung dieser Mission gute Hoffnung. Es ist eine freundliche Fügung, daß auch im Telugulande die lutherische und deutsch geartete Mission leidlich stark vertreten ist; die Hermannsburger im Süden, die beiden amerikanisch-lutherischen Missionen in Guntur und Radschamundry in der Mitte und die Breklumer im Norden bilden eine fast durch das ganze Telugugebiet sich hindurchziehende Kette lutherischer Stationen.

Bei den amerikanischen Lutheranern in Guntur.

* * *

Neben den zahlreichen Missionsunternehmungen, die von Deutschland aus in Indien begonnen sind, giebt es dort auch einige deutsche oder halbdeutsche Missionen unserer lutherischen Brüder in Nordamerika. Am bekanntesten sind in unsern Missionskreisen die Gunturmission der amerikanischen Generalsynode und die Radschamundrymission des dortigen Generalkonzils. Generalsynode und Generalkonzil sind zwei große lutherische Kirchenkörper, deren erster in kirchlicher und lehrhafter Richtung eine freiere, die andere eine strengere, etwa unsern lutherischen Landeskirchen entsprechende Stellung einnimmt. Die Berichterstattung über beide Missionen läßt selbst in Nordamerika viel zu wünschen übrig; so war es bisher den deutschen Missionsfreunden nicht möglich, von den Verhältnissen in beiden Missionen eine deutliche Vorstellung zu gewinnen. Das war der Grund, daß ich gern die Gelegenheit benutzte, einen Abstecher nach Guntur zu machen.

Ich fuhr mit der Ostküstenbahn (Madras-Bezwada), einer neueröffneten Strecke, durch das Teluguland nach Norden. Fast einen Tag lang ging es noch durch Gebiete, in denen man nur zu deutlich die Spuren der eben überstandenen Hungersnot sah; die Fluren lagen öde und sonnenverbrannt da; die Kaktusdickichte wucherten längs der Bahn dahin. Allmählich veränderte sich aber die Landschaft sehr zu ihrem Vorteil. Zu beiden Seiten der Bahn dehnten sich weite, goldgelbe Reisfelder, eben reif zur Ernte. In Scharen waren Männer und Frauen eifrig beschäftigt, mit ihren Sicheln die schweren Ähren

zu schneiden und einzusammeln. Auf den harten Tennen zwischen den Feldern stampften die Ochsen, unermüdlich im Kreise herumwandelnd, das Korn aus, und auf hochbeladenen zweiräderigen Karren zogen die weißen, buckeligen Zebu die köstliche Ernte nach den nahen Dörfern. Den ganzen Horizont schien ein Wald von schlanken Palmen und dunkelgrünen Mangohainen einzufassen, bis sich beim Näherkommen der Waldkranz immer wieder in einzelne größere und kleinere Gruppen auflöste, unter denen Dörfer mit einfachen Lehmhütten verborgen lagen. Wir befanden uns in dem fruchtbaren Landstriche, der von dem Kanalnetze des Kistnaflusses durchzogen wird. Will man sich einen Begriff machen, von welchem Segen die englische Herrschaft für Indien gewesen ist, so muß man in das Mündungsgebiet seiner großen Ströme reisen. Früher waren dieselben eher ein Fluch als ein Segen für das Land. Wenn in der Regenzeit die gewaltigen Wassermassen sich von den Bergen herabwälzten, füllten sie schnell die Ufer bis zum Überfließen, und Dörfer und Haine wurden von den wilden Wogen widerstandslos fortgerissen. Wenn die Regenfluten nachließen, sank das Wasser und ließ weit und breit nur eine verwüstete, sandige Einöde zurück. Das Flußbett war eine breite, unfruchtbare Sandfläche, und längs der Ufer gedieh nur armseliges Gestrüpp. Die Wasserwerke der Engländer haben die wütenden Ströme in dienende Engel verwandelt, die Millionen fleißiger Ackerbauer reiche Ernte bringen. Riesige Dämme, die sogenannten Anicuts, wurden bei Bezwada durch den Kistnastrom und bei Radschamundry durch den Godavery gebaut und dämmten die Hauptmasse der Wasser dieser beiden gewaltigen Flüsse ab, um sie in einem weitverbreiteten und sorgfältig ausgearbeiteten Netz von großen und kleinen Kanälen viele Meilen weit über das Land hinzuführen. Da in Indien der Ackerbau nur überall da große Erträge abwirft, wo die Äcker regelmäßig bewässert werden können, sind durch diese Kanalsysteme die sonst öden und versandeten Flachländer im Delta beider Flüsse zu wahren Kornkammern Indiens umge-

staltet worden. Wie dankbar atmete ich nach all der Öde und Armut, die ich während der letzten Wochen gesehen, nun wieder auf im Anblick wogender Reisfelder, fröhlicher Arbeiter und lachenden Erntesegens!

Bei Bezwada hatte ich den gewaltigen Kistna zweimal zu überschreiten. Die Masse seiner Wasser ist schon oberhalb der Eisenbahnbrücke durch den Anicut abgedämmt und durch die beiden großen, schiffbaren Hauptkanäle abgeleitet; aber auch so noch ist der mehr als einen Kilometer breite Strom ein schöner Anblick; drüben am Ufer steigen an den kahlen rotbraunen Bergen die Tempel der heiligen Stadt Bezwada hinan; an ihrem Fuße, ganz nahe am Wasser, grüßt freundlich zwischen einer Gruppe von Kokospalmen eine evangelische Missionskirche. Auch zur Linken treten die Felsen so nahe an den Fluß heran, als wollten sie ihm den Durchgang zwischen dem Felsenthore versperren; und über die unwillig brausenden Fluten hin schweift der Blick weit nach Westen, wo die lange Kette der wunderlich geformten Ostghats im Sonnenglanz flimmert.

Von Bezwada haben wir nur noch einige Meilen bis Guntur, dem ersten Ziele unserer Reise; aber wir sollen diese Strecke noch recht genießen; über dem Eingang der Zweigbahn steht in großen Buchstaben wiederholt das Plakat: „Züge dieser Bahn dürfen nicht schneller als eine Meile in der Stunde fahren.“ Nachdem ich die Strecke mehrmals gefahren war, verstand ich vollauf, was mir ein hoher indischer Beamter gelegentlich erzählte, er benutze die Eisenbahn nur, wenn er viel Zeit habe; sonst fahre er lieber mit dem Rade. Aber auch diese Fahrerei ging schließlich zu Ende; aus den Reisfeldern hob sich eine große, dunkelgrüne Waldmasse ab, und über diese streckte sich ein hoher, massiver Turm in die Höhe. Wir näherten uns der im Grün versteckten Stadt Guntur. Ich fand bei dem Missionar D. Harpster freundliche Aufnahme; es traf sich günstig, daß gerade an demselben Abend bei meinem Gastfreunde alle Gunturer Missionsgeschwister zum Abendbrot zusammenkamen; so hatte ich gute Gelegenheit,

alle vorläufig kennen zu lernen und mit ihnen zu besprechen, wie ich die Zeit in Guntur am besten auskaufen könne. Einer der jüngeren Missionare, Br. Becker, erbot sich freundlichst, mein Führer zu sein.

Die Guntur-Mission hat zwei Institute, die unwillkürlich in erster Linie die Aufmerksamkeit anziehen, das Hospital und das Kolleg. Wir besuchten am nächsten Vormittag das erstere. Eine als hervorragend tüchtig geltende Ärztin, Frl. Dr. Kugler, hat vor 19 Jahren die missionsärztliche Arbeit ganz klein begonnen. Dank ihrer ausdauernden Beharrlichkeit und ihrem amerikanischen Unternehmungsgeist ist aus den bescheidenen Anfängen ein stattliches Anwesen, eins der schönsten Frauen-Missionshospitäler, das ich in Indien gesehen, hervorgewachsen. Das große, zweistöckige Hauptgebäude, oben und unten mit luftigen, ringsherum laufenden Veranden versehen, ist im Dezember 1898 eröffnet; es enthält in seinen großen, schönen Krankensälen 46 Betten, beherbergt aber oft 70 und mehr Patienten. Die Abgeschlossenheit der Frauen ist hier glücklicherweise noch nicht so groß, daß einem wißbegierigen Missionsfreunde der Zutritt ganz verwehrt werden müßte, wie in den ähnlichen Hospitälern Nordindiens; nur vermied ich vorsichtig die Krankensäle zu betreten, in denen Brahmanenfrauen gepflegt werden. Auf die Kaste muß überhaupt in diesen für die Heiden bestimmten Missionsinstituten auf allerlei Weise Rücksicht genommen werden. Schwierigkeit macht dabei die Beköstigung der Patienten. Die Glieder der höheren Kaste sterben lieber, als daß sie durch den Genuß einer von einer niedern Kastenfrau hergerichteten Speise ihre Kaste aufs Spiel setzen. Die kranken Brahmanenfrauen lassen sich ihren Reis täglich von Haus kommen. Für die andern Patienten ist eine Kochfrau aus hoher Sudrakaste angestellt; kein Glied der niedern Kasten weigert sich, die von einer solchen bereitete Speise zu essen. Eine andere Schwierigkeit ist die, geeignete Pflegekräfte heranzuziehen; Hindu sehen in den Kranken von Gottes Zorn Gestrafte, welche sie eher geneigt sind zu verachten als ihnen beizuspringen; sollte eine Hindufrau höherer Kaste die

Pflegerin sein, so würde sie bei der Pflege jeder Pariafrau ihre Kaste verlieren; wollte man eine Pariafrau dazu anleiten, so würde sich keine Frau höherer Kaste von ihr anrühren lassen. Man hat sich hier damit geholfen, daß man die Pflege unter der steten Aufsicht einer erfahrenen Missionsschwester in die Hände von Halbeuropäern, sogenannten Eurasiern gelegt hat. Das ist immerhin ein Ausweg aus der Verlegenheit, wenn auch kein einwandsfreier.

In einem geräumigen, zweckentsprechend eingerichteten Nebengebäude, gleichsam einem Flügel des Hauptbaus, ist eine Entbindungsanstalt eingerichtet. Die Heiden sind gerade in jenen schweren Stunden besonders grausam gegen die jungen Mütter; zahllose Leben der Kinder wie ihrer meist noch so jugendlichen Mütter gehen in den Wochen durch Vernachlässigung oder falsche Behandlung zu Grunde. Da ist es ein besonders wirksamer und geschätzter Dienst der Barmherzigkeit, wenn die Mission Müttern und Kindern in dieser Not beisteht. Auf der andern Seite des Hauptgebäudes ist das Hospitalgehöft durch eine Mauer abgeschlossen; unmittelbar hinter derselben liegt noch ein notwendiger, ja der am meisten aufgesuchte Teil des Krankenhauses, die Poliklinik. Etwa 12 bis 13 000 Frauen suchen hier in jedem Jahr in allen möglichen großen und kleinen Anliegen Rat und Hilfe; diese Arbeit ist so groß, daß für sie eine eigene Ärztin angestellt ist. Das ist eine rechte Geduldsarbeit, ein unermüdliches Aussäen des edlen Samens in die Herzen der kommenden und gehenden Menge. „Wir lehren," schreibt die Ärztin einmal, „das Wort Gottes Monat für Monat, und es wird im Osten und Westen, im Süden und Norden nach allen Dörfern getragen; es wird bei Nacht bei dem flackernden Feuer erörtert und am Tage wieder und wieder besprochen, wenn sie sich mit ihren Wassertöpfen am Dorfbrunnen treffen. Man erzählt denen, die das Hospital und die Poliklinik noch nicht gesehen haben, daß es einen schönen Platz gebe, wo Frauen den Frauen Medizin geben und ihnen wunderschöne Bilder zeigen, wo die Bibelfrau Lieder singt und Geschichten erzählt von einem ge-

wissen Jesus, der früher auf Erden lebte, das Volk liebte und allerlei Krankheiten, selbst den Aussatz heilte, und daß er noch jetzt Gebete erhört und jedermann, selbst die dunkelbraunen Hindu liebt. Wenn dann die alten Patienten zum zweiten oder dritten Male kommen, bringen sie neue Freunde mit; zuerst sind diese sehr furchtsam, aber bald fühlen sie sich wie zu Hause und reden von dem Krankenhause als „unserm Hospital.““

Gerade in diesem kleinen Poliklinikgebäude hatte sich kurz vor meiner Ankunft ein schreckliches Unglück zugetragen. In einem Nebengemache des Konsultationszimmers befanden sich die Vorräte an Medizin und Droguen, besonders die feuergefährlichen Essenzen und Gase. Eine eigens ausgebildete Apothekerschwester, Miß Whiteman, die bereits seit fünf Jahren die täglich verschriebenen Medizinen zubereitete und wegen ihrer Umsicht und Zuverlässigkeit allgemein geachtet war, pflegte alle Woche einmal in diesen Raum zu gehen, um ihren laufenden Bedarf an Medizinen zu ergänzen. Sie hatte strengen Befehl, niemals in dem gefährlichen Raum Licht anzumachen, und hatte alle die Jahre hindurch diese Weisung nicht ein einziges Mal übertreten. Unglücklicherweise überraschte sie am Dienstag — zwei Tage vor meiner Ankunft — die Dunkelheit, ehe sie ihre Medizinen ganz in Ordnung hatte; um nur gerade noch eine Kleinigkeit nachzusehen, zündete sie ein Streichholz an. In demselben Augenblick hatte auch schon eins der stark vergasenden Spiritusgefäße Feuer gefangen; sie rief laut dem Diener zu, er solle schnell Wasser bringen. Da erschütterte auch schon ein gewaltiger Knall das ganze Gebäude, die Flammen schlugen hoch aus dem Dache heraus, das ganze Haus schien ein Flammenmeer zu sein. Die Glut sank nach wenigen Minuten wieder in sich zusammen, die im Hospital anwesende Ärztin stürzte herbei, um zu sehen, was geschehen sei. Sie fand Miß Whiteman tot und mit verkohlten Kleidern am Boden liegen, der ganze Vorrat von Medizinen im Werte von ungefähr 2000 M. war verloren. Das Unglück war zu plötzlich, zu erschütternd gekommen; alle Missionsgeschwister in Guntur

waren noch wie gelähmt davon. Ich sah nur noch die verkohlte Kammer, die verbrannten Vorräte und — das frisch aufgeworfene Grab.

Das Kolleg ist wohl das stattlichste Gebäude von Guntur; auf einem großen, freien Platze gelegen, ist es ein mächtiger, massiver Gebäudekomplex mit hohen, luftigen Klassenzimmern und einer prächtigen, geräumigen Halle im Oberstock. Es ist ein sogenanntes F. A. oder Kolleg zweiten Grades, d. h. es bereitet bis zum F. A. (First of Arts) Examen vor; es entspricht damit ziemlich genau einem deutschen Gymnasium, nur daß durch die starke Bevorzugung des Englischen und die Betonung der mathematischen Fächer die Anforderungen etwas verschoben werden. Wir fanden die oberen Klassen gerade im Staatsexamen, welches jährlich von der Universität Madras abgehalten wird; es besteht in einer langen Reihe unter Klausur auszuarbeitender Aufsätze über vorgeschriebene Themata. Es ist ein Zeichen des Vertrauens, welches die Missionare auch bei der Regierung genießen, daß in der Regel die Missionskollegs zur Abhaltung der Examina bestimmt werden. So fanden wir denn die ganze Aula des Kollegs angefüllt mit Examinanden aus dem ganzen Kistnakreise, welche über ihre Arbeiten gebeugt saßen und nur flüchtig einen neugierigen Blick auf den fremden Europäer warfen. Das Auffälligste an an dem Guntur-Kolleg ist der hohe, massive Turm, welcher das Gebäude krönt; es ist derselbe Turm, der mich schon vor meiner Ankunft von weither über die Felder gegrüßt hatte, das Wahrzeichen von Guntur. Ich stieg hinauf und hatte oben eine prächtige Aussicht: zu den Füßen dehnt sich weithin die im Grün der Mango- und Akazienhaine fast versteckte Stadt, aus der Scharen von grünen Papageien zum Turme hinaufflogen und denselben mit ihrem mißtönenden Geschrei umflatterten. Um die Stadt her dehnten sich die weiten, fruchtbaren, goldgelben Gefilde, und in der Ferne war das Bild eingerahmt durch lang hingezogene, in der Sonnenglut flimmernde Berge.

Es ist immerhin etwas Ungewöhnliches, daß diese verhältnismäßig kleine Mission ein nach akademischen Ehren

strebendes Kolleg unterhält; die weit größer angelegten Basler, Leipziger und Goßnerschen Missionen begnügen sich mit einem bescheideneren Schulwesen, das mit der high school — der nächst tieferen Staffel der Schulpyramide — abschließt. Es scheint auch, daß die amerikanische Missionsleitung nicht ganz imstande sei, den hohen Anforderungen eines so weit ausgebildeten Schulwesens gerecht zu werden; wir trafen allerdings den Principal d. h. Direktor der Schule nicht an; er weilte auf Urlaub in der Heimat; man mußte sich während seiner Abwesenheit mit Vertretungen behelfen; doch das ist ein vorübergehender Notstand, der Principal Dr. Wolf ist inzwischen nach Guntur zurückgekehrt. Schwerer fällt ins Gewicht, daß die kleine Mission bisher nicht imstande gewesen ist, einen genügenden christlichen Lehrerstab zu stellen; von den 26 Lehrern der Schule sind nur 8 Christen; da nun der christliche Einfluß, der durch den Unterricht und die Persönlichkeit der Lehrer auf die Schüler ausgeübt wird, einer der wesentlichsten Antriebe ist, solche Schulen zu begründen, ist es allemal bedauerlich, wenn gerade dies Ziel infolge eines unzureichenden Lehrerpersonals nur höchst mangelhaft erreicht werden kann. Allerdings seufzt unter dieser Not mit dem Guntur-Kolleg noch so manche ähnliche Missionsschule im Norden Indiens!

Auf der andern Seite macht doch schließlich so ein großes und anspruchsvolles Schulwesen einer Missionsleitung verhältnismäßig wenig Kosten. Die laufenden Ausgaben dieses Kollegs belaufen sich auf etwa 15000 Rupien; allein davon werden durch die Schulgelder und Regierungszuschüsse 11300 Rupien gedeckt, so daß die Mission nur 3700 Rupien, ca. 5500 M. zuzuschießen hat. Für diese geringe Summe übt sie einen maßgebenden und weithin fühlbaren Einfluß auf das Schulwesen des ganzen Kreises aus. Die Schule wird von ca. 500 Schülern besucht, und unter diesen sind nicht weniger als 306 Brahmanen. Es giebt heute noch kein ähnliches Mittel, so viele Glieder der höheren und höchsten Kasten unter den Einfluß der Mission zu stellen. Alle diese Schüler beugen sich willig unter die Ordnung, daß jeden Tag eine Stunde

Bibelunterricht ist. Man darf sich allerdings nicht wundern, daß viele diese Lektionen nur unter dem Drucke lernen; viele stehen der Bibel durchaus gleichgiltig gegenüber. Aber sie lernen doch die Wahrheit kennen; und ohne Zweifel wird manches von dem guten Samen, der so in Geduld in die Herzen ausgestreut wird, mit der Zeit aufgehen und Frucht bringen. Auch das ist ein nicht gering zu veranschlagender Fortschritt, daß die Brahmanenjungen ohne Murren die Christenkinder aus den niedersten Kasten, von Mala- und Madiga-Abstammung, neben sich sitzen lassen und in den Pausen harmlos mit ihnen spielen. In dem gar nicht weit entfernt liegenden Masulipatam, wo die englische Kirchenmission eins ihrer hervorragendsten Kollegs hat, wagte man jahrzehntelang nicht, solche Schüler der niedersten Kasten aufzunehmen, um nicht dadurch die eifersüchtige Kastenempfindlichkeit der andern Schüler wachzurufen.

Darin aber besteht eigentlich für die Guntur-Mission die Hauptbedeutung ihres großen Kollegs, daß damit ein festes Rückgrat für das christliche Schulsystem und für die Erziehung des eingeborenen Helferstabes gewonnen wird. Die Dorfschulen, welche diese Mission sonst hin und her im Lande errichtet, sind außerordentlich einfacher Art; wir werden hernach noch davon zu reden haben. Alle, welche als Lehrer, Katechisten oder Prediger der Mission irgendwie von Nutzen sein sollen, müssen eine bessere und höhere Ausbildung erlangen, als diese Elementarschulen zu geben vermögen. Eine solche zweckentsprechende Ausbildung läßt sich aber bei den indischen Schulverhältnissen überall nur erreichen in Anlehnung an ein größeres, den Vorschriften der Regierung angepaßtes Schulwesen. Nun befindet sich da die Mission in einer eigentümlichen Schwierigkeit. Die Kinder, welche zu einer höheren Ausbildung in Frage kommen, sind entweder Kinder ganz armer Eltern, oder die Kinder von Angestellten der Mission, welchen diese doch nur eben so viel Gehalt zu gewähren vermag, als sie zum Lebensunterhalt brauchen. Die Mission kann also kaum anders, als die Kosten für diese gesamte höhere Bildung ihrer Zöglinge selbst übernehmen; nach einer mir vorliegenden

Rechnung waren von 16000 M. Jahreskosten der Erziehung die Eltern der Kinder nur imstande, 1100 M., also kaum den vierzehnten Teil zu bezahlen. Wenn nun aber diese Jungen einen höheren Grad von Schulbildung erreicht und Examina bestanden haben, dann winkt ihnen die Aussicht, im Dienste der Regierung oder europäischer Handelshäuser den dreifachen Sold zu erhalten, als die Mission ihnen bieten kann, und das Verlangen nach einer angesehenen und einträglichen Lebensstellung ist meist stärker als das Gefühl der Dankbarkeit und der Verpflichtung gegen die Mission. So gehen viele der auf Kosten der Mission erzogenen Kräfte doch schließlich verloren.

Die Guntur-Mission hat für diese Aufgabe der Erziehung eines christlichen Helferstabes ein großes Gehöft bestimmt, welches nicht weit vom Kolleg und von dem Gehöfte des Seniors unter den Missionaren liegt; einer der jüngeren Missionare wohnt auch auf diesem Schulgehöft. Unser nächster Weg führte uns dorthin. Da liegen eine ganze Menge Schul- und Erziehungshäuser bei einander: zuerst das große, massive zweistöckige Knabenkosthaus für diejenigen Christenkinder, welche das Kolleg und seine Zweigschulen besuchen, es sind ihrer etwa 140. Sobald diese Schüler die Elementarklassen hinter sich haben, sichtet die Mission unter ihnen; diejenigen, die nicht hervorragende Gaben zeigen, gehen von der 4. oder 5. Klasse (Standard) in das Lehrerseminar, um darin zu Elementarlehrern ausgebildet zu werden. Die Begabteren besuchen das Kolleg noch drei bis vier Jahr weiter, bis sie die Mittelklassen (Lower Secondary) absolviert haben, und treten dann in die sogenannte Bibelschule, das Katechistenseminar ein, um in einem zweijährigen Kursus zu Katechisten ausgebildet zu werden. Man versucht auch immer wieder, die begabtesten Knaben bis zur high school im Kolleg zu lassen; aber noch hat es kein Christenknabe fertig gebracht, das Abiturientenexamen zu bestehen. Man muß eben in Rechnung ziehen, daß sie ausnahmslos aus Familien stammen, die noch vor einem Menschenalter absolut ungebildet waren, bei denen deshalb die geistigen Kräfte ungleich schwächer entwickelt sind, als bei den intelligenten und lerneifrigen Brahmanen.

Schon lange, ehe ich nach Guntur kam, hatte ich von einer eigentümlichen Schule gehört, die dort beſteht, und die faſt einzigartig in Indien iſt, einer mohammedaniſchen Induſtrieſchule. Ich ſprach denn auch gleich nach meiner Ankunft die Bitte aus, dieſe Schule beſuchen zu dürfen, und nach einigem Zaudern und Überlegen gab meine freundliche Wirtin, Frau Miſſionar Harpſter, die Leiterin der Schule, ihre Einwilligung dazu. Ich habe ihre Bedenken erſt ſpäter verſtehen gelernt. Ich kam aus Südindien; und iſt auch dort die Frau überall zu einer großen Zurückhaltung genötigt, ſo lebt ſie doch nirgends in ſklaviſcher Abgeſchloſſenheit; ich konnte überall unbedenklich die Mädchen-Schulen, -Inſtitute und Frauen-Krankenhäuſer beſuchen, die Heiden nahmen daran keinen Anſtoß. Je weiter man in den Norden Indiens kommt, um ſo ſtrenger wird die Abgeſchloſſenheit des weiblichen Geſchlechts; wenn ich gelegentlich ſpäter in Benares oder Delhi den Wunſch ausſprach, dies oder jenes für Frauen beſtimmte Miſſionsinſtitut zu ſehen, wurde mir meine Bitte rund abgeſchlagen; keines Mannes Fuß dürfe dieſe Anſtalten betreten, ſonſt würden ſofort alle Heiden dieſelben verlaſſen, und der ganze Beſtand der Miſſion würde in Frage geſtellt. Hier in Guntur befand ich mich auf der Grenze von Süd- und Nordindien, und es war nicht ausgemacht, ob die ſüdindiſche oder die nordindiſche Auffaſſung vorwiegen werde. Frau Harpſter erzählte mir von allerlei merkwürdigen Erfahrungen, die ſie in dieſer Hinſicht gemacht hatte. Vor einigen Jahren wollte ſie auch in dieſer Schule die in ganz Indien übliche öffentliche Belohnung der beſten Schüler durch Preiſe oder Prämien einführen und lud deshalb die Mütter ihrer Schülerinnen zu dem Feſtakte ein. Zu ihrer großen Überraſchung verurſachte dieſe freundliche Abſicht eine ungeheure Aufregung in der Stadt. Die angeſehenſten Mohammedaner und ihre Prieſter hielten eine Konferenz ab und erklärten den Miſſionaren, ſo etwas ſei unerhört; eine mohammedaniſche Frau dürfe nie und nimmer bei einer öffentlichen Preisverteilung erſcheinen!

Ich hatte glücklicherweiſe Briefe an zwei Schülerinnen bei

mir und hatte besondern Auftrag über diese an ihren Missionar und ihre Verwandten in Kalikut zu berichten; das bahnte mir den Weg. Wir fuhren durch immer enger werdende Gassen und hielten schließlich vor einer niedrigen, unscheinbaren Lehmmauer. Unser Kutscher ging mit unsern Karten hinein, um der schon dort weilenden Frau Missionar Harpster unsere Ankunft mitzuteilen. Sie setzte ihren Schülerinnen kurz den Zweck meines Kommens auseinander und gab ihnen Gelegenheit sich zu entfernen, wenn ihnen der Besuch des fremden Herrn unangenehm sei. Die älteren mohammedanischen Frauen und Mädchen stoben eiligst auseinander und versteckten sich im Hofe und in den Nebengebäuden; es machte uns aber doch Spaß zu beobachten, wie sie bald alle wieder hervorkamen und durch die offenen Fenster und an den Thüren neugierig guckten; wir nahmen natürlich keine Notiz von ihnen. Die kleineren Mädchen und die Christenfrauen waren zurückgeblieben.

Was war denn Besonderes an dieser Schule? Frau Missionar Harpster hatte sich wieder und wieder die Frage vorgelegt, wie es wohl möglich sei, den zahlreichen mohammedanischen Frauen und Mädchen der Stadt mit dem Worte Gottes nahe zu kommen. Unter den Hindu-Frauen und -Mädchen wirkten die Zenanaschwestern mit Hausbesuchen und Mädchenschulen; aber es schien fast aussichtslos, auf diese Weise auch den mohammedanischen Teil der weiblichen Bevölkerung zu erreichen. Da verfiel sie auf einen höchst originellen Ausweg; sie wußte, daß die Mohammedanerinnen ebenso wie die Hindu kostbare Stickereien in glänzenden Farben leidenschaftlich lieben, und sie hatte ein ungewöhnliches Geschick zu solchen feinen Handarbeiten. So richtete sie für mohammedanische Frauen und Mädchen eine Stickereischule ein: jedes Mädchen, das in dieselbe eintreten wollte, hat erst die damit verbundenen Elementarklassen zu absolvieren; jeder Tageslauf wird mit Gottes Wort eröffnet und geschlossen; alle stickenden Frauen erhalten 2 anna = 18 Pf. Tagelohn, das ist nach indischen Verhältnissen ein angemessener Lohn für Frauen. Der Plan fand Anklang; mohammedanische Frauen und Mäd-

chen kamen und lernten mit der Zeit wundervoll sticken. Ich habe nie wieder in Indien, selbst nicht in Agra und Delhi, solche feinen, geschmackvollen Stickereien auf Seide mit Gold- und Silberfäden gesehen wie hier. Bei der Kunstausstellung 1899 in Madras erhielt die Schule nicht weniger als sechs erste, zwei zweite Preise und sechs „ehrenvolle Anerkennungen". Die beiden jungen Christenfrauen, welche ich suchte, waren von Kalikut an der Westküste über 150 Meilen hierher gereist, um unter Frau Harpsters Anleitung die Stickerei gründlich zu lernen und sich damit später ihr Brot zu verdienen. Auch die mohammedanischen Frauen kommen meist sehr gern zur Schule; um sich nicht den Blicken von Männern auszusetzen, schleichen sich viele schon vor Sonnenaufgang in das Schulgehöft und bleiben dort bis Sonnenuntergang, um dann, tief in ihre „burkhas" oder Umschlagetücher gehüllt, längs der Straßenwände eiligst wieder nach Hause zu gehen.

Es ließe sich noch viel von den Missionsanstalten Gunturs erzählen, von den Knaben- und Mädchenschulen, von dem Mädchenpensionat und dem Lehrerinnenseminar, von dem Knaben- und Mädchenwaisenhause für Radschputen und Bhilkinder, von der Kirche und der Druckerei u. s. w. Allein ich fürchte, daß meine Leser eine Wanderung durch alle diese Schulen und Anstalten weitaus nicht so interessieren wird, wie es mir lieb ist, im Geiste mich wieder an diese Stätten des Segens und der geduldigen Arbeit zu versetzen. Und schließlich sind sie nicht die Hauptsache, ja sie sind vielleicht eher geeignet uns von dem Wichtigsten abzuführen. Guntur ist der Mittelpunkt einer großen Bewegung, und von dieser zu hören, über ihren Umfang und Charakter möglichst genaue Nachrichten einzusammeln, war ich nach Guntur gereist.

Es sind überall in Indien niedere Kasten oder Kastenlose, unter denen bisher die Mission festen Fuß gefaßt und Bewegungen hervorgerufen hat, im äußersten Süden die niedere Sudrakaste der Schanar, im mittleren Tamulenlande die kastenlosen Paria, in Bengalen die Bergstämme der Kol u. s. w. So sind es auch im Telugulande zwei Bevölkerungs-

schichten, die sich bisher allein, diese aber in hervorragendem Maße für das Evangelium offen gezeigt haben. Die Mala und die Madiga. Man hat sich gewöhnt, alle Kastenlosen Indiens unter dem Namen Paria zusammenzufassen; allein diese Bezeichnung ist irreführend, wenn sie die Erwartung erweckt, als seien die sozialen Verhältnisse bei diesen verachteten Volksklassen überall annähernd dieselben.

Die Mala sind ursprünglich eine Weberkaste, und viele von ihnen sitzen noch jetzt, mit den Beinen in einem Erdloche, am Boden vor dem primitiven indischen Webstuhl und stellen billige Baumwollstoffe her, während ihre Frauen spinnen und spulen. War ohnehin von jeher der Verdienst bei dieser mühsamen und langsamen Weberei gering, so hat die das Land überschwemmende Konkurrenz der billigen Manchesterstoffe vollends dies Handwerk ruiniert. Das ist eine von den großen Schattenseiten und den schweren Anklagen gegen die englische Kolonialwirtschaft, daß sie, wo es gilt, den englischen Industrieen neue Absatzgebiete zu schaffen, die einheimischen Handwerke erbarmungslos zertritt. In ihrer Not wandten sich die Mala dem Ackerbau zu; das war freilich für sie ein schwerer Wechsel der Beschäftigung, denn ihre seit undenklichen Zeiten an die leichte Weberarbeit gewöhnten Muskeln und Glieder waren der ungleich schwereren Ackerarbeit nicht gewachsen. Immerhin brachten es viele zu einem kleinen Landbesitz und zu einem wenn auch äußerst bescheidenen Wohlstande. Der ganze Klan aber blieb unter dem Drucke und schaute nach einer neuen Zeit aus. Dieser Zustand des Übergangs, der doch eben im letzten Grunde mit dem Anbruch der neuen Zeit zusammenhing, machte die Mala für die Predigt des Evangeliums empfänglich; es hat sich unter ihnen zuerst geregt.

Die Nachbarn und auf der Skala der sozialen Abstufung zunächst Stehenden sind die Madiga. Sie sind von Haus aus Lederarbeiter und Schuhmacher und monopolisieren alle Zweige der Gerberei. Ist es nun in den Augen der Hindu schon ohnehin etwas Verunreinigendes und Entehrendes, mit den

Fellen toter, zumal gefallener Tiere zu schaffen zu haben, so wird bei den Madiga dieser Makel um so größer, weil allgemein bekannt ist, daß ihnen das Fleisch dieser gefallenen Tiere als Leckerbissen gilt, und weil sie mit Vorliebe auf tote und gefallene Kühe, die heiligsten Tiere, fahnden, ja wo es irgend angeht, diese Tiere vergiften, um sie in ihre Gewalt zu bekommen. Ein unüberwindlicher Abscheu vor diesen „Aasessern" trennt die übrigen Hindukasten von den Madiga! Selbst die Mala sehen mit unbeschreiblicher Verachtung auf sie herab. Nun wachte aber auch in den Madiga die Sehnsucht nach einem besseren, menschenwürdigeren Dasein auf; sie ahnten, daß die christliche Mission ihnen helfen könne, so schlossen auch sie sich ihr in Scharen an.

Es ist höchst merkwürdig zu studieren, wie sich beide Volksschichten in verschiedenen Strichen des Telugulandes zur Mission gestellt haben. In Ongole im Nellur-Distrikt ist unter den amerikanischen Baptisten eine Massenbewegung der Madiga zum Christentum entstanden, aber die Mala verhalten sich fast ganz ablehnend. Im Gunturbezirke regt es sich mächtig unter den Mala, aber die Mehrzahl der Madiga bleibt stumpf. Die Mala und Madiga sind alte Feinde; die ersten gehören zu den „Rechte Hand"-Kasten — den respektabeln —, die andern zu den „Linke Hand"-Kasten, — den mit einem Makel behafteten Mischkasten. Zu den Zeiten der religiösen Feste gab es früher oft unter ihnen heftige, blutige Raufereien. Stirbt auch dieser alte Geist der Feindseligkeit schnell aus, so stört er doch noch die Missionsarbeit mannigfach. Wo es sich unter Mala und Madiga desselben Bezirks gleichzeitig regt, werden sich nur ungern beide derselben Mission anschließen. Dort im Kistna- und Godavery-Gebiete haben sich die Baptisten als Madigamissionare aufgespielt, — man sollte vielleicht der Gerechtigkeit wegen lieber sagen, ihre eingeborenen Agenten, die meist selbst Madiga sind, haben diese Ansicht gepflegt und verbreitet. In der That sind mehr als neun Zehntel ihrer Christen Madiga! Die Folge ist, daß sich die Mala mit Vorliebe den lutherischen Missionen in Guntur und Radscha-

mundry oder der englischen Kirchenmission anschließen. Das hätte ja nicht viel auf sich, wenn nicht oft Mala und Madigachristen in demselben Dorfe wohnten; gehören sie zu verschiedenen Kirchen, kommen vielleicht gar noch sektenhafte Eigenheiten dazu, so kann es an Reibungen nicht fehlen.

Wir haben es also in Guntur fast ausschließlich mit einer Malamission zu thun; kaum mehr als 1% ihrer Bekehrten gehört andern Kasten an; diese Lutheraner sind Malamission mit derselben Exklusivität wie die englische Mission in Tinnevely Schanarmission oder die Goßnersche in Tschota Nagpur Kolsmission ist. Die Arbeit unter diesen Mala ist unendlich schwer. Die Mala sind — wie die meisten Kastenlosen — ein armes, schmutziges, unwissendes Volk; seit Jahrhunderten unterdrückt, neigen sie besonders zu gemeinen, niedern Lastern. Die Göttin der Cholera und der Fieber hält sie in Bann; mit vielen Opfern von Ziegen und Hühnern suchen sie ihren Groll zu besänftigen. Wie groß die Furcht vor diesen finstern Mächten ist, dafür nur ein Beispiel: In einem Dorfe, wo eine Gemeinde von 130 Christen bestand, brach die Cholera aus. Da wallfahrtete die ganze Dorfschaft, die Christen mit den Heiden, zu einem nahegelegenen Grabe, und alle flehten mit vielen Thränen und Opfern von Kokosnüssen und Ghi die Ankamma, die Choleragöttin, an, mit ihnen Erbarmen zu haben und die furchtbare Krankheit abzuwenden!

In einigen Bezirken besteht noch die Leibeigenschaft, und die Mala werden mit dem Acker verkauft, auf dem sie leben; in andern sind sie zwar dem Namen nach frei, aber ihre vielen Schulden berauben sie jeder freien Bewegung. Und die Heiden lassen kein Mittel der Gewalt und Bedrückung unversucht, um sie im Bann der alten Religion und der alten Knechtschaft zurückzuhalten. Sie verbieten den Kaufleuten, den widerspenstigen Mala Getreide zu verkaufen; die Bauern dürfen ihnen keine Arbeit geben, die Wäscher ihre Kleider nicht waschen. Sie dürfen die Wege nicht mehr betreten, auf denen ihre Vorfahren seit undenklichen Zeiten gegangen sind. Ihr Vieh darf sich nicht den öffentlichen Teichen nähern. Gedungene

onen. berspannt ist, die der gefährlichen Sonnen-
an ht sein müssen, kann man nur vorn
da man nun in der Regel nur
eine Sitzgelegenheit ist nicht vor-
mangelhaften Wegen kaum rat-
noch hinten recht Gelegen-
diesen Mangel teilweise
ang — besonders des
ter dem Bandi zu
rer unermüdlich in
t oder ih ließlich immer
Widerstand le war. Das
cht einmal in dem M tsetzlichen
wahren, wie die abessynische nsun-
gethan hat." ten
o noch nicht zu Ende! Immerhin ist in dem
die Gemeinde um 1229 Personen gewachsen, und
einigen früher Getauften wurden in dieser Zeit 1442
Christen zum heiligen Abendmahl zugelassen; aber o weh!
selbst von dieser kleinen Zahl haben noch 712, fast genau die
Hälfte wieder unter Kirchenzucht gestellt oder ganz von der
Liste der Christen gestrichen werden müssen! Man sieht, das
ist ein Filtrierprozeß, so radikal, so vollständig, daß schließlich
von 12763 Taufbewerbern nach einem Jahrzehnt 730 als
wirklicher Zuwachs zum Stamm der Gemeinden übrig bleiben.
Ich weiß nicht, ob es irgendwo auf dem Missionsfelde ähnlich
betrübende Zustände giebt? Man sagte mir in Indien wieder
und wieder: Ihr habt eben in Europa gar keine Ahnung, mit
welchen Schwierigkeiten die Mission unter den niedern Kasten
zu kämpfen hat! Wenn es mir so gestattet wurde, einen Blick
hinter die Kulissen zu thun, dann begann ich etwas von diesen
Nöten zu ahnen.

Und dennoch ist die Gunturmission eine blühende Mission;
die Gemeinden zählen 18964 Christen; im letzten Jahre
wurden 1542 Personen getauft, und die Gemeinden wuchsen
immerhin bei einer Verlustziffer von 1100 Seelen um 1153
Personen; dabei blieben noch 3351 Personen im Taufunter-

Buben treiben bei Nacht Schafe und Ziegen in ihre reifenden Saatfelder. Wenn ihre Frauen zur Erntezeit mit schneiden wollen, ruft man ihnen zu, sie sollen erst die Kastenzeichen an ihre Stirn malen und dann wiederkommen. Versucht ein Katechist eine Schule einzurichten, so werden die Kinder erbarmungslos auseinander gejagt. Ja, sie scheuen selbst vor offener Gewaltthat und Blutvergießen nicht zurück, — bis ihnen die allzu nachsichtige Obrigkeit ein: bis hieher und nicht weiter! zuruft.

Und doch, trotz aller Unterdrückung kommen die Mala in Scharen! In einem einzigen Distrikte, in Tenali-Bapatla, meldeten sich in zehn Jahren nicht weniger als 12643 Mala zur Taufe. Aber von dieser großen Zahl konnten nur 2642 getauft werden; wo blieben die übrigen 10000? Sie sind wieder hinter sich gegangen, sie haben die bescheidenen Ansprüche an die Taufbewerber nicht erfüllen können oder wollen, sie haben zurückgeschaut nach den Fleischtöpfen Ägyptens! Die Ansprüche an die Taufbewerber sind in der That außerordentlich gering; sie müssen die zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, ein Tischgebet und 14 Tauffragen auswendig wissen; ein normales deutsches Schulkind würde das alles bequem in einer Woche lernen, aber die Mala haben seit Generationen nie etwas auswendig gelernt; ihr Gedächtnis und ihre Geisteskräfte sind durchaus ungeübt und eingerostet. Immerhin, soviel könnten und sollten sie lernen! Daß bei so mäßigen Anforderungen nur so wenige, kaum der fünfte Teil der Taufbewerber wirklich zur Taufe kommt, ist ein betrübendes Zeichen.

Wenn nur wenigstens die Getauften Lichter in dem Herrn wären! Aber die Sichtung geht unter ihnen in demselben Tempo weiter: Ich bleibe in demselben Tenali-Bapatla-Bezirke, um an diesem Beispiel ein deutliches Bild zu geben; in den andern Bezirken der Gunturmission liegen die Verhältnisse ganz ebenso. Also es wurden im letzten Jahrzehnt 2642 Personen getauft; dazu kamen noch 1286 Zugezogene, von andern Missionen Übergetretene u. s. w., also ein Zugang von

3928 Personen. Aber diesem Zugang steht in demselben Zeitraum ein Abgang von 2700 Personen gegenüber; davon sind nur 471 gestorben; man fragt mit Befremden, wo sind die übrigen 2229 Getauften geblieben? Der Missionar weiß es selbst nicht, — sie sind verzogen, abgefallen, zu den Baptisten oder den Römern übergetreten; — jedenfalls sind sie nicht mehr da! Da kann man nicht im mindesten zweifeln, daß der erfahrene Dr. Uhl recht hat, wenn er urteilt: „Weder irgend ein Teil, noch das Ganze unserer Gemeinden ist stark und zuverlässig genug, um sich selbst oder ihren eingeborenen Lehrern überlassen, der Versuchung Widerstand leisten zu können. Sie würden Gottes Wort nicht einmal in dem Maße von sich aus imstande sein zu bewahren, wie die abessynische Kirche durch die Jahrhunderte gethan hat."

Wir sind noch nicht zu Ende! Immerhin ist in dem Jahrzehnt die Gemeinde um 1229 Personen gewachsen, und mit einigen früher Getauften wurden in dieser Zeit 1442 Christen zum heiligen Abendmahl zugelassen; aber o weh! selbst von dieser kleinen Zahl haben noch 712, fast genau die Hälfte wieder unter Kirchenzucht gestellt oder ganz von der Liste der Christen gestrichen werden müssen! Man sieht, das ist ein Filtrierprozeß, so radikal, so vollständig, daß schließlich von 12763 Taufbewerbern nach einem Jahrzehnt 730 als wirklicher Zuwachs zum Stamm der Gemeinden übrig bleiben. Ich weiß nicht, ob es irgendwo auf dem Missionsfelde ähnlich betrübende Zustände giebt? Man sagte mir in Indien wieder und wieder: Ihr habt eben in Europa gar keine Ahnung, mit welchen Schwierigkeiten die Mission unter den niedern Kasten zu kämpfen hat! Wenn es mir so gestattet wurde, einen Blick hinter die Kulissen zu thun, dann begann ich etwas von diesen Nöten zu ahnen.

Und dennoch ist die Gunturmission eine blühende Mission; die Gemeinden zählen 18964 Christen; im letzten Jahre wurden 1542 Personen getauft, und die Gemeinden wuchsen immerhin bei einer Verlustziffer von 1100 Seelen um 1153 Personen; dabei blieben noch 3351 Personen im Taufunter-

richte, es steht also noch weiterer normaler Zuwachs in Aussicht. Also nach der Goßnerschen und der Leipziger Mission ist die Guntur-Mission die zahlreichste lutherische Mission Indiens![1])

Nun verlohnte sich's wohl, tiefer in den Organismus der Mission hinabzusteigen, die Verwendung der Missionare, die Ausbildung der Helfer, die Organisation der Dorfschulen, die Handhabung der Kirchenzucht, die Erziehung zur Selbsthilfe, die Versorgung mit Kirchen und Kapellen zu studieren. Jede Mission wird ja um so interessanter, je genauer man ihr inneres Gefüge kennen lernt; und bei den durchaus eigenartigen Verhältnissen dieser Malamission zeigt sich überall eine originale Art, und, wir können es nicht leugnen, vieles, was uns befremdlich, verbesserungsbedürftig erscheint. Aber es ist bekanntlich immer leichter kritisieren als besser machen. Viel wichtiger ist es, den Eindruck festzuhalten, in welchem Maße die Mission unter den untern Volksklassen Geduldsarbeit ist. Wahrlich, hier ist Glaube und Geduld der Heiligen!

---

[1]) Während des Drucks erhalte ich den neuesten Jahresbericht (1901). Das Berichtsjahr umfaßt die Zeit nach der großen Hungersnot. Die großartigen Hilfsleistungen der Mission haben, wie zu erwarten stand, tiefen Eindruck auf das Volk gemacht und den verschiedenen Gesellschaften große Scharen von Taufbewerbern zugeführt. Die neue Statistik legt andere Zähltermine zu Grunde als meine obigen Berechnungen. Danach ist die Gesamtzahl der Getauften vom 31. Dez. 1898 bis zum 31. Dez. 1900 von 17 811 auf 20 486, also um 2675 gestiegen. Dabei blieben noch 19 113 Katechumenen im Taufunterrichte, eine unverhältnismäßig große Zahl! Es steht also für die nächsten Jahre weiterer, großer Zuwachs in Aussicht.

Ein Blick in die Breklumer Telugu-Mission.

* * *

Es war am 18. Dez. 1900 morgens 1 Uhr, da lief der von Süden her kommende Postzug, in den ich am Nachmittag vorher in Radschamundry eingestiegen war, in Vizianagaram ein. Es war sehr finster, Stationen werden in Indien selten ausgerufen, um die Passagiere kümmert sich niemand, ich wußte nicht recht, wo wir seien. Da wurde die Thür aufgerissen, und ein schlanker Herr, dem man den Missionar auf den ersten Blick ansah, rief herein: Ist Pastor Richter hier? Es war Missionar Pohl, der den weiten Weg von Parvatipur her nicht gescheut hatte, um mich in Vizianagaram abzuholen und mich auf meinem kurzen Besuche in der Breklumer Mission zu begleiten. Schnell war mein Gepäck aus dem Wagen herausgeschafft, der Zug rollte weiter, wir standen auf dem einsamen Bahnhof allein; die Sterne funkelten über uns in einer Pracht, wie ich es noch kaum gesehen; das südliche Kreuz war eben am Horizonte aufgegangen, das erste Mal, daß ich es zu Gesichte bekam. Br. Pohl war schon 1½ Tage früher in Vizianagaram angekommen, um alles für einen schnellen Aufbruch herzurichten; so standen die Bandi zur Reise bereit, die Kuli hatten abgekocht, die Buckelochsen waren gefüttert, es brauchte nur noch gepackt und eingeschirrt zu werden. Reichlich eine Stunde ging freilich auch darüber noch hin; denn in Indien und zumal bei einer Ochsenwagenfahrt ist die Losung: Eile mit Weile. Aber diesmal wurde mir die Zeit nicht lang; mit Br. Pohl gab es mancherlei zu besprechen, hatte ich doch wohl schon einige Briefe mit ihm gewechselt und manchen Bericht von ihm gelesen, aber ihn noch nie von Angesicht ge-

sehen. Außerdem war es ein so wunderbarer Anblick, in dieser balsamischen Tropennacht unter den funkelnden Sternen die braunen Gestalten um die flackernden Feuer herum hantieren, in die einfachen Bandi hinein- und wieder herausklettern, die Ochsen ins Joch spannen, die schwerfälligen Gefährte hochrichten, kurz alles mit großer Umständlichkeit herrichten zu sehen. Endlich hieß es: einsteigen! Ich kletterte in das für mich bestimmte Bandi; ich war dankbar, Br. Pohl hatte es mir bequem hergerichtet, auf einer guten Lage Reisstroh hatte er einen Bettrahmen einlegen und auf diesen eine Reisematratze ausbreiten lassen, auch an einem Kopfkissen fehlte es nicht. So streckte ich meine müden Glieder behaglich aus, und während wir durch die schweigenden Straßen von Vizianagaram rumpelten, versuchte ich zur Ruhe zu kommen und einzuschlafen.

Ich habe das Vergnügen der Ochsenwagenfahrten nie so reichlich genossen wie in jener Woche, hatte ich doch während derselben nicht weniger als fünf Nächte und drei Tage im Bandi zuzubringen; das ist für einen indischen Missionar wenig, aber für einen eiligen Reisenden, der in einem halben Jahre möglichst viel von Indien sehen will, war es doch eine genügende Probe; ich kann nur sagen, daß sie dank der umsichtigen Fürsorge meines treuen Reisebegleiters befriedigend verlaufen ist. Langsam geht es ja allerdings; um die $10^1/_2$ (deutsche) Meilen von Vizianagaram nach Parvatipur zurückzulegen, brauchten wir 26 Fahrstunden, um dann die 18 Meilen von Parvatipur über Salur nach der Bahn zurück zu gelangen, brauchten wir nochmals 35 Stunden; der Ochsenwagen legt ganz gewissenhaft in jeder Stunde zwei englische Meilen oder in $2^1/_4$ Stunden eine deutsche Meile zurück, und der Trost bei diesem langsamen Fortkommen ist, daß die Ochsen Tag und Nacht regelmäßig fortlaufen, — wenn nicht etwa der Banditreiber einschläft, und der Wagen stehen bleibt; doch das ist dann unsere eigene Schuld, wir hätten ja den lässigen Treiber wecken können. Das ist eine Unbequemlichkeit im Bandi, daß man von der Gegend, durch die man fährt, wenig sieht; denn da das Bandi an den Seiten

mit großen Matten überspannt ist, die der gefährlichen Sonnenstrahlen wegen ganz dicht sein müssen, kann man nur vorn oder hinten hinausschauen; da man nun in der Regel nur liegen oder hocken kann, — eine Sitzgelegenheit ist nicht vorhanden, wäre auch bei den mangelhaften Wegen kaum ratsam, — so hat man weder vorn noch hinten recht Gelegenheit etwas zu sehen. Wir machten diesen Mangel teilweise dadurch wieder gut, daß wir stundenlang — besonders des Morgens und Abends — vor oder hinter dem Bandi zu Fuß gingen, und besonders Br. Pohl war unermüdlich in solchen Wanderungen. Aber ich fand doch schließlich immer bald, daß an der Gegend herzlich wenig zu sehen war. Das ganze Land trug noch zu sehr den Stempel der entsetzlichen Dürre der letzten Jahre; auch die eben abgeschlossene Monsun-Zeit hatte fast keinen Regen gebracht; so waren die meisten Äcker kahl und verbrannt, die Bäume welk und verstaubt, die ganze Landschaft grau in grau. Die Flußbetten, welche wir passierten, waren bis auf den letzten Tropfen ausgetrocknet. Nur wenn wir von Zeit zu Zeit einen Hain der steifblätterigen Palmyrapalmen durchfuhren oder unsere Straße auf weite Strecken mit stattlichen Tamarinden eingefaßt war, welche über und über voll der nützlichen, säuerlichen Fruchtschoten hingen, hatten wir ein reicheres, fesselndes Bild vor uns. Anziehend war je weiter je mehr die Aussicht auf die immer näher heranrückende Kette der Ostghats, an deren Fuße und auf deren Abhängen die Stationen der Breklumer Mission liegen. Teils in einzelnen, abgesprengten Bergen, — den vorgeschobenen Vorposten, um die wir in weitem Bogen herumfahren mußten, teils in langgestreckten Höhenzügen oder in zerrissenen, gezackten Kuppen zog sich das Bergland unabsehbar von Norden nach Süden.

Über die heißesten Stunden des Tages rasteten wir in dem Tschattram (Sattram) bei dem Orte Gadschipatinagaram (nagaram = Stadt; pati = Herr; gadschi Name des Shiva; „Stadt Gadschis, des Herrn"). Diese von der englischen Regierung in ganz Indien eingerichteten Reiserasthäuser

sind eine große Wohlthat; nur mit ihrer Hilfe ist es bei dem Mangel brauchbarer Gasthäuser möglich, leidlich bequem zu reisen. In den großen Städten und Verkehrsmittelpunkten sind es richtige Dakbungalows, Häuser, die mehr oder weniger vollständig im Stile der gewöhnlichen Europäer-Häuser gebaut sind; an solchen verhältnismäßig abgelegenen Straßen, wie wir sie in dieser Woche passierten, genügen kleine, einfache Sattiram. Unser Sátträm oder Tschättram in Gadschipatinagaram war nur ein Lehmschuppen mit einem Grasdache und zwei Zimmern, jedes mit einem kleinem Badegelasse; die Ausrüstung bestand in einigen einfachen Töpfen und Krügen, einem nicht sehr taktfesten Tische und einem der landesüblichen Lehnsessel. Auf der Hinfahrt hatten wir das ganze Sattram zu unserer Verfügung, da konnten wir es uns bequem machen; als ich auf dem Rückwege hier wieder rastete, hatte die eine Hälfte ein schwer am Fieber erkrankter englischer Beamter eingenommen, und da diese Häuser in erster Linie für die Beamten der englischen Regierung eingerichtet sind, mußte ich zufrieden sein mit dem Platze, den er mir übrig ließ. Br. Pohl hatte an alles gedacht, was solchen vorübergehenden Aufenthalt im Rasthause angenehm machen kann; die in unser Bandi eingelassenen Bettrahmen wurden herausgenommen und durch eingefügte Beine in Ruhebetten verwandelt; aus einer verborgenen Ecke des Bandi kamen ein Klapptisch und ein paar Klappstühle heraus; der mitgebrachte Koch richtete in der draußen unter den schattigen Tamarinden gelegenen Küche ein schmackhaftes Essen von den mitgebrachten Vorräten an, der Kuli trug in die Badezelle das Wasser zu einem in der glühenden Hitze angenehm erfrischenden Bade. Kurz wir waren recht erfrischt und gestärkt, als wir uns am späten Nachmittag wieder auf den Weg machten, um nun den Rest unserer Fahrt, 16½ Stunden, im wesentlichen ohne Unterbrechung zurückzulegen. Nur einmal hielten wir ein halbes Stündchen, aber ohne auszuspannen, um unser mitgenommenes Abendbrot zu verzehren; es war ein wunderbarer Anblick; um uns her hatten Dutzende von Bandi

für die Nacht ausgespannt; überall flackerten Feuer, und die dunkeln Gestalten bewegten sich wie Gespenster zwischen ihnen hin und her oder hockten um die im Feuer hängenden Kochtöpfe, mit gespannter Aufmerksamkeit die Zurichtung ihres Abendessens verfolgend, und darüber funkelten wieder die Sterne vom friedlichen Abendhimmel wie ebensoviel strahlende Diamanten.

Die Sonne war am nächsten Morgen schon hoch gestiegen, als wir uns Parvatipur näherten; ein uns entgegengesandter Karren, den fünf dunkelbraune Kulis zogen, brachte uns schnell über die letzte Strecke des Weges, wir bogen in den freundlichen Garten der Missionsstation Parvatipur ein, wo Frau Missionar Pohl auch den Fremdling mit großer Herzlichkeit begrüßte. Nachdem wir Frühstück gegessen und ein wenig geruht hatten, traten wir unsere Wanderung durch die Station und die nähere Umgebung an. Die Missionsstation liegt eigentlich nicht bei dem Städtchen Parvatipur, sondern 20 Minuten davon bei dem Dorfe Belgam;[1]) es ist besser, der Stadt nicht zu nahe zu sein; denn da hier und in einigen andern Städten dieses Landstriches die Natsch-Mädchen oder Tempeldirnen eine ziemlich hohe Sudrakaste bilden und hier wie überall neben dem Tempeldienste von Kasten wegen der Unzucht berufsmäßig obliegen, ist das sittliche Verderben in den größeren Ortschaften furchtbar, und die daher stammenden Krankheiten nehmen in geradezu unglaublicher Weise überhand. Die Missionsstation liegt außerhalb dieser vergifteten Atmosphäre ziemlich frei im Felde. Nach allen Seiten hat man einen besonders bei Sonnenuntergang sehr schönen Ausblick auf die in großem Bogen die Landschaft auf drei Seiten einrahmenden Ketten und Kuppen des Ostghats. Von der Landstraße links abbiegend kommen wir also durch den hübsch mit Kieswegen

[1]) Als sich die Mission hier niederließ, fand sich in der Stadt selbst durchaus kein geeigneter Bauplatz. Auch die Regierung hat alle ihre Bureaus, Post, Schule, Hospital, Gerichtshallen, Polizeistation u. s. w. nach Belgam verlegt. Auch der Kollektor (Landrat) und Polizeiinspektor wohnen dort.

angelegten Garten zunächst zu dem Wohnhause der Geschwister Pohl; es ist ein einstöckiger Bau, auf den aber ein Obergemach aufgesetzt ist, um das Schlafzimmer der Missionsgeschwister höher und damit gesunder und luftiger zu legen. Um das Haus hat Br. Pohl ein kleines Wäldchen von Bäumen angelegt, die in ihrem Wuchse und ihren Blättern unsern Buchen ähnlich sehen und uns darum heimatlich berühren. Hinter dem Missionshaus durchschreitend kommen wir an zwei einfache, niedrige Häuserreihen, welche, rechtwinkelig zu einander stehend, die eine Ecke des Gartens ausfüllen. Das etwas stattlichere ziegelgedeckte Haus links ist das Seminar; freundlich ist darin besonders das kapellenartig hergerichtete Lehrzimmer, welches Missionare und Zöglinge miteinander nett und angemessen ausgeschmückt haben. Ein angebautes Zimmerchen an diesem Seminargebäude ist die Apotheke Br. Pohls; hat er auch nicht Medizin studiert, so hat er sich doch genügend ärztliche Kenntnisse angeeignet, um hunderte von Kranken in kleineren Nöten zu beraten, ihre Wunden zu verbinden und die regelmäßig wiederkehrenden Fieber zu behandeln; für schwierigere Fälle ist nicht weit von der Station ein Regierungshospital mit einem eingeborenen Arzte eingerichtet. Aber die meisten Eingeborenen, auch die Heiden haben zunächst größeres Zutrauen zu dem freundlichen Missionar als zu ihrem studierten Landsmann. Zwischen dem Seminar und dem andern Gebäude, der einfachen Katechisten Wohnung, durchschreitend, betreten wir das zweite Missionsgehöft, das eigentlich für Missionsschwestern bestimmt ist; da vorläufig solche leider in Parvatipur noch nicht vorhanden sind, ist das Bungalow den Geschw. Leuckfeld eingeräumt. Leuckfeld war eigentlich für die Bergstationen im Djeypur-Lande bestimmt, hatte auch die dort oben gesprochene Odiya-Sprache gelernt und mehrere Jahre dort Missionsarbeit gethan. Da brachten ihn die furchtbaren Schwarzwasserfieber jenes ungesunden Berglandes an den Rand des Todes, und der Arzt erklärte, daß für ihn nur eine Hoffnung längerer Wirksamkeit sei, wenn er sofort von Djeypur weg auf die gesunderen Stationen in der

Ebene versetzt werde. Hier unten in Parvatipur wird fast nur Telugu gesprochen, und das ist eine vom Odiya so verschiedene Sprache wie Deutsch vom Hebräisch. Er mußte also mit dem Sprachenlernen noch einmal von vorn anfangen, ein schweres Kreuz für einen Missionar! Dies zweite Bungalow ist sehr praktisch gebaut: vorn in das Haus eintretend, kommt man durch eine breite, tiefe Veranda in das geräumige und luftige Wohnzimmer; an dieses sind rechts und links je zwei mäßig große Zimmer angebaut; da das Haus für zwei Lehrschwestern bestimmt ist, wird die eine rechts, die andere links ihr besonderes Reich haben. Hinten führt eine Treppe zu dem großen Schlafzimmer hinauf, welches so eingerichtet ist, daß es bequem in zwei zerlegt werden kann, sobald dies von den Schwestern gewünscht wird.

Br. Pohls Wägelein stand schon bereit, um uns von der Station weg nach den andern Mittelpunkten seiner Arbeit in dem Dorfe Belgam und der Stadt Parvatipur zu fahren. Wir hatten kaum das Gehöft verlassen, da machte mich Br. Pohl auf eine merkwürdige Ausgeburt indischen Aberglaubens aufmerksam. Es war eine kleine Kapelle, wie man sie in Indien zu Hunderten findet, ganz ähnlich den Kapellen mit den Heiligen-Bildern, wie sie die Katholiken an allen Straßen lieben. Gewöhnlich ist darin ein Götzenbild und ein Altar davor; in diesem Falle war der Götze nichts als ein alter, verlassener Termiten-Haufen, der aus irgend einem unbegreiflichen Grunde abgöttisch verehrt wird. In der Stadt ist noch nicht viel von der Mission zu sehen; die sittenlosen Bewohner, die eifersüchtigen Brahmanen und die um ihren Einfluß besorgten Tempeldirnen vereinigen sich, um den Missionaren die Festsetzung zu erschweren. Sie haben nur eine armselige Pariaschule eröffnen können. Dagegen hat in dem näher gelegenen Dorfe Belgam die Mission festen Fuß gefaßt. Dort liegt die hübsche Kirche mit einem freundlichen, viereckig abschneidenden Glockenturm und um dieselbe herum die Knaben- und Mädchenschule und die Wohnungen eines Katechisten und dreier Lehrer. Das Ganze bildet ein hübsches

Gehöft, welches durch seine schönen Schattenbäume um so wertvoller ist. Bei meinem Besuch war gerade ein Wasserträger beschäftigt, eine neuangepflanzte Hecke um das Grundstück zu begießen; er machte sich echt indisch seine Arbeit so umständlich wie irgend möglich, er hatte nämlich kein anderes Gefäß als eine Scherbe, und damit lief er ganz behaglich ein paar hundertmal zwischen den Bäumen und der durstigen Hecke hin und her, konnte er doch auf diese Weise den ganzen Tag mit dem Bewässern derselben zubringen. Und doch ließ ihn Br. Pohl gern gewähren, denn diese neue Hecke hatte vielem Ärger ein Ende gemacht. Durch ein Versehen waren beim Ankauf des Grundstücks die Kaufbriefe nicht vor Gericht in Ordnung gebracht, und während einer Vakanz der Station war der alte Zaun eingefallen. Nun hatte das Gehöft keine Grenze mehr gegen den Nachbar, und dieser hatte, um von dem Schatten der hohen Bäume auf demselben Nutzen zu ziehen, hart an demselben eine Branntweinbude eröffnet. Da war es endlich Br. Pohl gelungen, durch Kauf auch diesen angrenzenden Streifen in die Hand zu bekommen, und nun hatte er sich beeilt, die jetzt feststehende Grenze des Schulgehöfts durch eine lebendige Hecke zu sichern. Diese Schulen sind natürlich beide nur Elementarschulen; aber doch erheben sie sich weit über die Pariaschule, welche wir durch Gassen und Gäßchen, über Dunghaufen und Pfützen hinweg an einem abgelegenen Ende des Dorfes aufsuchten, es war nur ein kleiner, niedriger Raum in einer Lehmhütte, in dem anderthalb Dutzend halbnackte Jungen auf dem kahlen Lehmboden um ihren Lehrer hockten und das Abc lernten.

Unter traulichen Gesprächen war der Tag schnell dahingegangen; die Nacht bricht in Indien mit großer Pünktlichkeit gegen 6 Uhr ein; ich durfte nicht zu lange mehr in Parvatipur verweilen, wenn ich am nächsten Morgen in Salur eintreffen wollte, da der Ochsenwagen immerhin gegen 13 Stunden zu dem Wege gebraucht. Br. Pohl hatte diesen schon vorausgeschickt, wir fuhren im Kulikarren hinter ihm her und erreichten ihn am Sitanagaramfluß. Wir hatten

eine nicht ganz unbedenkliche Gegend zu passieren; als wir den breiten Fluß überschritten, der ausnahmsweise noch leidlich viel Wasser hatte, wurden wir durch die wenig erfreuliche Nachricht erschreckt, es seien Räuber auf der Straße, eben erst sei ein Wagenzug vor uns von ihnen angefallen. Wir hatten keine Wahl als vorwärts zu gehen, so befahlen wir unsere Seelen in Gottes Hand und fuhren weiter. Es ist uns auch kein Haar gekrümmt worden. Etwa um Mitternacht kamen wir durch Bobbili, eine vorgeschobene Missionsstation der Kanadischen Baptisten; wir hätten die englischen Missionsgeschwister gern begrüßt; allein um diese Zeit war es selbstverständlich unmöglich, und bis zum nächsten Tage wollten wir uns in Bobbili nicht aufhalten.

Als am nächsten Morgen der Tag graute, merkten wir schon, daß wir uns einer verkehrsreichen Stadt an einer vielbefahrenen Landstraße näherten; Ochsenwagen und Karren, Lastträger und Reiter kamen in immer wachsender Zahl an uns vorbei. Wir fuhren quer durch die Stadt Salur hindurch. Endlich hielten wir vor der außerhalb der Stadt gelegenen Missionsstation; Geschw. Schulze hatten uns schon erwartet. Bald hatten wir den Reisestaub abgespült und uns an einem guten, deutschen Frühstück erfrischt. So konnten wir auch hier unsere Wanderung durch die Station antreten, und es gab hier noch mehr zu sehen als in Parvatipur. Das Bungalow, in dem wir abgestiegen waren, ist eigentlich für zwei Missionarsfamilien eingerichtet, und soviel sollten auch in Salur immer stationiert sein, um die Arbeit zu bewältigen. Geschw. Bothmann hatten einige Wochen zuvor Salur verlassen, um weiter im Nordosten die lange geplante, neue Missionsstation Gunipur anzulegen. Links aus dem Hause heraustretend, gewahren wir im Schatten einer mächtigen Tamarinde, welche es fast mit ihren überhängenden Zweigen zuzudecken scheint, ein ganz kleines Lehmhüttchen; es ist die Poliklinik Br. Schulzes. Er entfaltet eine noch größere ärztliche Thätigkeit als Br. Pohl in Parvatipur, und thut diesen Dienst der Barmherzigkeit an den Kranken mit Vorliebe.

Freilich wenn er in diesem kleinen Hüttchen steht, umgeben von seinen Flaschen, Büchsen, Kisten und Krügen, dann kann er sich nur eben umdrehen, die Patienten müssen draußen vor der halb heruntergeklappten Thür stehen, ihre Anliegen vorbringen und die Medizin in Empfang nehmen. Es ist gut, daß an Stelle dieses allzu primitiven Häuschens dort noch etwas weiter links jenseits des Steges über den das Gehöft abschließenden Graben bereits ein angemesseneres Hospital gebaut ist, ein freundliches Häuschen mit drei Zimmern, einem Wartezimmer für die Patienten, einem Sprechzimmer für Br. Schulze und einem Raum, in dem die Patienten, die besonderer ärztlicher Aufsicht bedürfen, untergebracht werden können. Wir gehen über den Steg zurück unter den dichten, schattigen Tamarinden durch; wir kommen an den Wirtschaftsgelassen, der Küche und den Ställen vorbei, hinter dem Bungalow Schulzes herum an das alte Knabenhaus; es ist nur ein recht einfacher Steinbau mit Ziegeldach, der den Knaben zugleich als Wohn-, Eß-, Schlaf- und Schulzimmer dient, er ist aber nicht recht ausreichend, und ein größerer, angemessenerer Bau ist bereits im Entstehen. An diesem Neubau vorüber kommen wir an den von weißen Mauern eingefaßten Friedhof; ist Salur an sich schon recht heiß, so ist es in diesen weißen Mauern, welche die Sonnenstrahlen blendend zurückwerfen, fast unerträglich, wir flüchten deshalb bald und gelangen an einen zweiten, größeren Neubau, die erst halb fertige Mittelschule (Lower Secondary); sie ist etwas vollkommener angelegt, als viele derartige Schulen in Südindien, sie hat nämlich für jede Klasse ein eigenes Zimmer und für die ganze Schule zu den Morgenandachten und den Festakten eine Aula. Freilich macht solch ein größerer Bau dem beaufsichtigenden Missionar große Arbeit. Da es zu kostspielig sein würde, denselben einem europäischen Baumeister zu übergeben, und die eingeborenen zu unzuverlässig sind, muß er selbst Bauherr und womöglich Vorarbeiter sein, er muß jede Mauer unter Augen haben und den Bau immer wieder inspizieren. Ist er durch andere Pflichten genötigt, die Station für einige

Tage zu verlassen, dann ist es besser, den Bau so lange ruhen zu lassen, weil die braunen Arbeiter, sich selbst überlassen, alles verkehrt machen und hauptsächlich faulenzen würden.[1]) An dem Gemüsegarten mit seinem sonderbaren, tropischen Gemüse vorbei kommen wir zu einem weiteren Arbeitsgebiet Br. Schulzes, zur Industrieschule. Hier soll strebsamen und geschickten Christenkindern, zumal der ärmeren Familien Gelegenheit geboten werden, die Schreinerei gründlich zu lernen. Br. Schulze hat Geschick zu dieser Arbeit; ich sah in der Werkstatt fast fertig eine Kanzel und einen Taufstein mit gotischen Holzschnitzereien, die einem Schreiner daheim alle Ehre gemacht hätten. Um das erforderliche trockene Holz immer zur Stelle zu haben, hat Br. Schulze gegenüber jenseits der Straße ein Holzlager und daneben eine Sägerei eingerichtet. Man kauft in Indien das Holz gern in großen, unbehauenen Stämmen und läßt es sich selbst nach Bedürfnis zuschneiden. Salur ist die Durchgangsstation für die oben in Djeypur arbeitenden Missionsgeschwister; sie müssen, da das Bergland in vielen Beziehungen zurück ist, ihre meisten Einkäufe unten in der Ebene machen; Salur ist dafür der nächste und geeignetste Ort; so ist Br. Schulze für sie eine Art Agent und Vermittler; er sendet ihnen alles, was er auf dem Bazar in Salur kaufen kann, er richtet für sie Baumaterialien zu und läßt nach Kräften für sie in seiner Schreinerei Thüren, Fenster, Spinde und dergleichen arbeiten.

Wir sind auf unserm Rundgang wieder an dem festlich geschmückten Eingange angelangt, wo wir am Morgen angekommen sind; wir überschreiten jetzt die Straße und betreten jenseits derselben das freundlich von hochragenden Tamarinden beschattete Gehöft der Missionsschwestern; hier ist es wirklich auch von solchen besetzt; wir trafen Frl. Fleming dort, die leider unter dem indischen Klima und fast ununterbrochenen Fiebern besonders schwer hat leiden und inzwischen in die

[1]) Die Mittelschule ist am 3. Sept. vorigen Jahrs eingeweiht. Br. Schulze hat die Aula nett ausgemalt und auch eine Empore für ein Harmonium und den Posaunenchor hineingebaut.

deutsche Heimat hat zurückkehren müssen. Das Salurer Schwesternhaus ist ganz nach dem Muster desjenigen in Parvatipur gebaut; Frl. Fleming rüstete eben zum Empfang der jungen Schwester Bernecker, welche in den nächsten Tagen von Deutschland her erwartet wurde. Da in Salur schon etliche Jahre Schwesternarbeit betrieben ist, hat hier dieser Zweig der Arbeit schon etwas festere Gestalt angenommen; neben dem Schwesternhause steht die kleine Mädchenkostschule und in der Stadt ist eine weitere Mädchenschule eröffnet.

Während dieser Wanderung durch die Station war es sehr heiß geworden, wir freuten uns, daß wir uns während der heißesten Stunden des Tages in Br. Schulzes kühles Wohnzimmer zurückziehen konnten. Br. Schulze hätte mich gern auch in seinen Distrikt geführt und mir besonders sein liebes Pniel gezeigt. Es ist ja so schön, einen Missionar ganz begeistert von seinem Volke und seiner Arbeit zu sehen; so war es mir eine Freude, von Br. Schulzes Plänen zu hören. Durch merkwürdige Fügungen ist er in den Besitz eines großen Areals von fast zwei deutschen Quadratmeilen gekommen; es gehört ihm allerdings nur ein kleiner Teil davon, das übrige ist ihm gegen eine Schuld von etwa 4000 M. auf zehn Jahre verpfändet. Nun zahlt aber der Gläubiger keine Zinsen, sondern sucht vielmehr bei jeder Gelegenheit aus Br. Schulze noch etwas mehr Geld herauszuschlagen; es ist deshalb wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er nach Ablauf der ausbedungenen zehn Jahre imstande sein wird, seine Schuld abzuzahlen; so wird auf die eine oder andere Weise wahrscheinlich der ganze Grundbesitz in Br. Schulzes Hände übergehen. Zwei Quadratmeilen sind nun ja ein riesiger Besitz, und wenn sie in Deutschland lägen, wären sie eine wahre Goldgrube; sie liegen aber selbst von Salur aus recht abgelegen, 5½ Stunden nach Süden zu in den Bergen, sie sind von Kuppen und Felsen, von Schluchten und Abhängen durchzogen, und nur der kleinste Teil ist anbaufähiges Land. Br. Schulze rechnet, daß etwa 700—800 Menschen darauf ihr Brot essen können. Darauf gründet er seine Hoffnungen. Die jungen Christen sind meist

blutarm, viele verlieren durch ihren Übertritt zum Christentum auch noch das letzte Besitztum; da hofft Br. Schulze diese armen Christen auf seinem Grundbesitze ansiedeln und ihnen dadurch zu einer wirtschaftlichen Existenz verhelfen zu können.

Unter allerlei Gesprächen über diese und ähnliche Missionsfragen war der Abend hereingebrochen; die Wagen fuhren vor, wir sollten nach der Stadt Salur hinein, um dort in der Kirche die Weihnachtsbescherung der Knaben- und Mädchenschule mit anzusehen. Wir fanden die Kirche festlich geschmückt; an Stelle unserer heimatlichen Tanne dienten schwanke Kasuarinenzweige als Weihnachtsbäume, mit Lichtern und buntem Papierschmuck war nicht gespart. Als die Kirchthüren geöffnet wurden, strömte eine große Menschenmenge, Christen und Heiden, hinein, alle hockten still und bescheiden auf dem mattenbedeckten Fußboden nieder, die Knaben und Mädchen saßen erwartungsvoll in den vordersten Reihen; ihre schwarzen Augen funkelten vor Freude, ihre landesüblichen Zöpfe — auch die Knaben tragen hier solche — hatten sie zur Feier des Tages mit weißen oder roten Blüten geschmückt. Wie lieblich klangen unsere schönen Weihnachtslieder in der wohllautenden Telugu-Sprache, dem Italienischen Indiens! Die Weihnachtsgeschenke waren die denkbar einfachsten, ein paar Murmeln, Federhalter, Bleistifte, Griffel, kleine Traktätchen und — nicht zu vergessen — eine ordentliche Handvoll indischer Süßigkeiten. Ich sah an der ungeheuchelten Freude, daß die kleinen Gaben ihren Zweck vollauf erreichten, die Herzen fröhlich zu machen, hoffentlich auch noch den Nebenzweck, die Kinder mit neuer Lust zur Schule zu erfüllen.

Wir waren eben durch die dunkle Nacht nach der Missionsstation zurückgefahren, da kam noch ein Mann zu Besuch, der ein rechter Beweis von der Kraft des Christentums ist. Es war Tschinnaia, eine in den Kreisen der Breklumer Missionsfreunde bekannte Persönlichkeit. Vor 12 Jahren befand er sich im Taufunterrichte, und es fielen eben die ersten Lichtstrahlen in seine verfinsterte Seele. Da verführte ihn böswillig ein nichtswürdiges Weib, seine frühere Konkubine, zum

Ehebruch, um seinem Christwerden einen Riegel vorzuschieben. Als er sich seines Falles bewußt wurde, war er so wütend auf das Weib, daß er sie an der Kehle packte; da fiel sie um und war tot: er war zum Mörder geworden. Voll Verzweiflung stürzte er sich in einen Brunnen, blieb aber an den Stufensteinen hängen und wurde lebend wieder herausgezogen. Da stellte er sich selbst dem Gericht und ließ sich als Mörder ohne Widerstreben zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilen. Im Gefängnis in Radschamundry that er aufrichtig Buße, und da Br. Pohl gerade damals etliche Jahre in dieser Stadt weilte, suchte er ihn oft auf, unterrichtete ihn, betete mit ihm und taufte ihn schließlich. Die Zeit seiner Haft ging zu Ende, er kehrte als ein bußfertiger Sünder, als Christ nach Salur zurück. Auch auf sein Weib und seine Kinder übte er einen so guten Einfluß aus, daß auch sie sich der christlichen Kirche anschlossen. Seitdem hat er einen unanstößigen Wandel vor Christen und Heiden geführt.

Br. Pohl gab mir wieder ein Stück Wegs das Geleit; Frl. Fleming hatte uns freundlichst ihren Kastenwagen geliehen, der uns bis Ramabhadrapuram bringen sollte, wo wir am Morgen einen Ochsenwagen zurückgelassen hatten. Es war eine schreckliche Fahrt; wir wurden so geschüttelt, daß wir fortwährend mit den Köpfen zusammenflogen und uns nur mit Mühe unterhalten konnten. In der Mitternachtsstunde trennten wir uns im Glanze des südlichen Kreuzes, Br. Pohl schlug den Rückweg nach seiner Station Parvatipur ein; ich trat die zwanzigstündige Rückfahrt nach Vicianagaram an. Ich freute mich der Einsamkeit und Stille, denn in diesen letzten Tagen waren zu viel Eindrücke an mir vorübergezogen; ich brauchte Zeit, um sie zu verarbeiten. Wie gern hätte ich länger auf den beiden besuchten Stationen geweilt, wie viel lieber noch wäre ich nach den Bergstationen mit ihren hoffnungsvollen Ernten hinauf gezogen. Aber ich war dankbar, daß ich wenigstens diesen Einblick in die Breklumer Missionsarbeit gewonnen hatte. Sie ist ein gesunder Typus einer jungen, im ersten Wachstum begriffenen Mission; da sind alle Zweige

der Arbeit, eine kleine Gemeinde und Außenstationen, Knaben- und Mädchenschulen, Knaben- und Mädchenkosthäuser, Seminar und Poliklinik, Industrieschule und Schwesternarbeit bereits vorhanden, aber alle noch in den Anfängen, — die ganze Mission gleicht einem Wurzelschößling, der seine Wurzeln in ein fruchtbares Erdreich gesenkt hat und nun eben nach allen Seiten vielversprechend seine gesunden Triebe aussendet. Möge Gott alle Hoffnungen der Missionsgemeinde erfüllen, möge er zu allem Wollen seiner Arbeiter ein gnädiges Vollbringen geben zu seines Namens Ehre.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Vom großen Missionsfelde.

Erzählungen u. Schilderungen aus der neueren Missionsgeschichte

von

Julius Richter,

Herausgeber der „Evangelischen Missionen".

Erstes Bändchen. Preis 2,40 M., geb. 3 M.

Inhalt: Der Ertrag der Missionsarbeit des 19. Jahrh. — Missionsdirektor D. Wangemann. — Samuel Gobat. — Scheich Ali und seine Freunde. — Mission und Kultur in Transvaal. — Missions-Pionier-Arbeit im südlichen Kamerun. — Japan als Missionsfeld. — Unter den Elendesten der Elenden. — In einer chinesischen Volksschule. — Adam Oppermann, der schwarze Kirchenpatron von Adamshoop.

Die Aufsätze sind so anziehend im Inhalt und so anmutig in der Form, daß sie auch bei einsamer Lektüre sich und der heiligen Missionssache viele Freunde erwerben können. Wir empfehlen dies Büchlein allen Missionsfreunden. **Kirchliche Wochenschrift.**

Eine Sammlung von Erzählungen und Schilderungen aus der neueren Missionsgeschichte, welche für Missionsansprachen u. Missionsstunden Specialstoffe zur selbständigen Verarbeitung dienen will und wirklich in reicher Fülle bietet. Richter ist in solcher Darbietung Meister und versteht es, das Trefflichste zu anziehendem Strauße zu binden. Erfreulicherweise werden diesem ersten Bändchen weitere folgen. **Mancherlei Gaben.**

Uganda.

Ein Blatt aus der Geschichte der evangelischen Mission und der Kolonialpolitik in Centralafrika.

Von

Julius Richter.

Preis 3 M., gebunden 3,75 M.

Wir haben hier ein in knapper Form abgefaßtes, nichtsdestoweniger aber bedeutendes Werk vor uns. Unter Herbeiziehung vieler Quellen hat der Verf. uns eine außerordentlich übersichtliche Geschichte des modernen Uganda gegeben, wobei wir als großes Verdienst hervorheben müssen, daß, obwohl der Verf. vom Standpunkt des Missionars und über Missionen schreibt, er seine Arbeit doch gänzlich frei von dem süßlichen Tone gehalten hat, welcher Werken dieser Art nur zu oft anhaftet. Der Verf. schreibt Geschichte, nackte Thatsachen, deren Wirkung auf die Mission und Zusammenhang mit derselben er so objektiv, als ihm möglich ist, darlegt. **Litt. Centralblatt.**

Süd-Indien.

Land und Volk der Tamulen.

Von **Hans Gehring.**

Mit 91 Abbildungen und 1 Karte. 5 M., eleg. geb. 6 M.

Hier haben wir einen gediegenen Lesestoff für den Familientisch wie für Missionsvereine. Was sonst in Büchern und Zeitschriften über jenes wunderbare Land zerstreut veröffentlicht ist, das lesen wir hier in einem Zusammenhange, der dem Missionsforscher ebensoviel bieten wird, wie dem Missionsfreunde. Überall tritt uns der Reiz des Selbsterlebten entgegen. Nicht so leicht wird das Interesse des Lesers ermüden. Wir sind überzeugt, daß dieses Buch besonders durch seinen **vorzügl. Bilderschmuck** in weiteren Kreisen Freunde finden wird.

Theol. Litteratur-Bericht.

Indische Reisebriefe.

Von Hermann Dalton.

4,40 M., geb. 5 M.

Diese „Reisebriefe" sind weit mehr als ein unterwegs geführtes Tagebuch mit dem kaleidoskopartigen Durcheinander wechselnder Reiseeindrücke, sie sind in sich abgerundete, fein und sorgfältig durchgearbeitete Schilderungen, deren jedes eine mächtige Seite des indischen Lebens zur Anschauung bringt. Dalton reist als Missionsfreund, und macht kein Hehl daraus, daß es ihm überall die wichtigste, liebste Aufgabe gewesen ist, der evangelischen Mission nachzugehen und sie in ihrer reichgeordneten Thätigkeit zu beobachten. Dabei aber ist er so vielseitig angeregt, so voller Interessen für die Kunst, die Religion, die Kultur und die Geschichte Indiens, daß er in alle diese Gebiete den Leser einführt und auf denselben orientiert. Die „Reisebriefe" sind nicht für den Fachmann geschrieben, sie wenden sich an den großen Kreis des gebildeten Publikums, an die Missionsfreunde zumal und an alle, welche sich für das herrliche Indien begeistern können. Möge das inhaltreiche Buch viele und dankbare Leser finden!

P. Julius Richter.

Begrich, F., **Missionsgedanken** aus den altkirchlichen evangelischen Perikopen auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. 1,80 M.

Blomberg, P. D. v., **Allerlei aus Südafrika.** 2 M., geb. 2,80 M.

Brockes, P. Ferd., **Quer durch Klein-Asien.** Bilder von einer Winterreise durch das armenische Notstandsgebiet. Mit Vorwort von Gen.-Sup. D. Braun in Berlin. Mit 138 Abbildungen. 4 M., geb. 5 M.

Grundemann, D. R., **Missionsstudien und Kritiken.** 2,80 M.; geb. 3,60 M. II. Reihe: 3,60 M., geb. 4,40 M.

Hansen, P. H., **Beitrag zur Geschichte der Insel Madagaskar** besonders im letzten Jahrzehnt. Auf Grund norwegischer Quellen. Mit einer Karte. 5,50 M., geb. 6,50 M.

Kunze, G., Missionar, **Im Dienst des Kreuzes** auf ungebahnten Pfaden. 1,80 M., geb. 2,50 M.

Onasch, J. H. C., Miss. a. D., **Siegespalmen aus Ostindien.** 1,20 M., geb. 1,80 M.

Reichelt, G. Th., **Die Himalaya-Mission der Brüdergemeine.** Mit 19 Bildern. 1 M., geb. 1,50 M.

Schreiber, Miss.-Insp. Dr. A., **Eine Missionsreise** in den fernen Osten. Mit 44 Bildern und 1 Karte. 1,20 M., geb. 2 M.

Stein, P. E., **Das Missionssendschreiben St. Pauli an die Kolosser** in Missionsbetrachtungen für Missionsfreunde ausgelegt u. durch Beispiele aus der Missionsgeschichte illustr. 2,40; geb. 3 M.

Thomas, J. W., Miss., **Von Nias nach Kaiser-Wilhelms-Land** und über Australien zurück nach Deutschland. Ein Reisejahr. Mit 10 Abbildungen. 1,20 M., geb. 1,80 M.

Warneck, Prof. D. G., **Missionsstunden.** I. Bd.: Die Mission im Lichte der Bibel. 4. Aufl. 4,20 M., geb. 5,20 M. — II. Bd.: Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte. 1. Abtl. Afrika und die Südsee. 4. Aufl. 5 M., geb. 6 M. — 2. Abtl. Asien und Amerika. Von D. R. Grundemann. 3. Aufl. 4,20 M., geb. 5,20 M.

Wegner, P. R., **Einzelzüge aus der Arbeit der Rheinischen Mission.** Ein Handbuch f. Missionsansprachen. 3,50 M., geb. 4 M.

Young, Egerton R., **Unter den Indianern** Britisch-Nordamerikas. I. Im Birkenkahn und Hundeschlitten. Aus dem Englischen von E. v. Engelhardt. Mit 4 Abbild. 2,40 M., geb. 3 M. — II. Auf der Indianerfährte. Übersetzt und bearbeitet von Pfarrer Julius Richter. Mit 18 Abbildungen. 2 M., geb. 2,50 M.

Zychlinsky, P. von, **Missions-Bibel.** Mit einem Vorwort von D. G. Warneck. 60 Pf.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Die

Evangelischen Missionen.

Illustriertes Familienblatt.

Herausgegeben von Pfarrer **Julius Richter.**

Monatlich ein Heft von 24 S. gr. Lex.-Oktav-Format mit 10—16 Bildern.
Preis jährlich 3 M., mit Porto 3,60 M.

Die früheren Jahrgänge (von 1895 an) sind noch eleg. geb. à 4 M. zu haben.

Die „Evangelischen Missionen" haben ihren Weg in viele Häuser gefunden und selbst von allerhöchster Stelle ist ihnen die Anerkennung nicht versagt geblieben. Alle, die sich mit der Mission bekannt machen möchten, seien nachdrücklich auf dieses Familienblatt hingewiesen, das zwischen den wissenschaftlichen und den erbaulichen Missionsblättern die Mitte haltend — einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Heidenmission gewährt und über Land und Leute anschaulich orientiert.

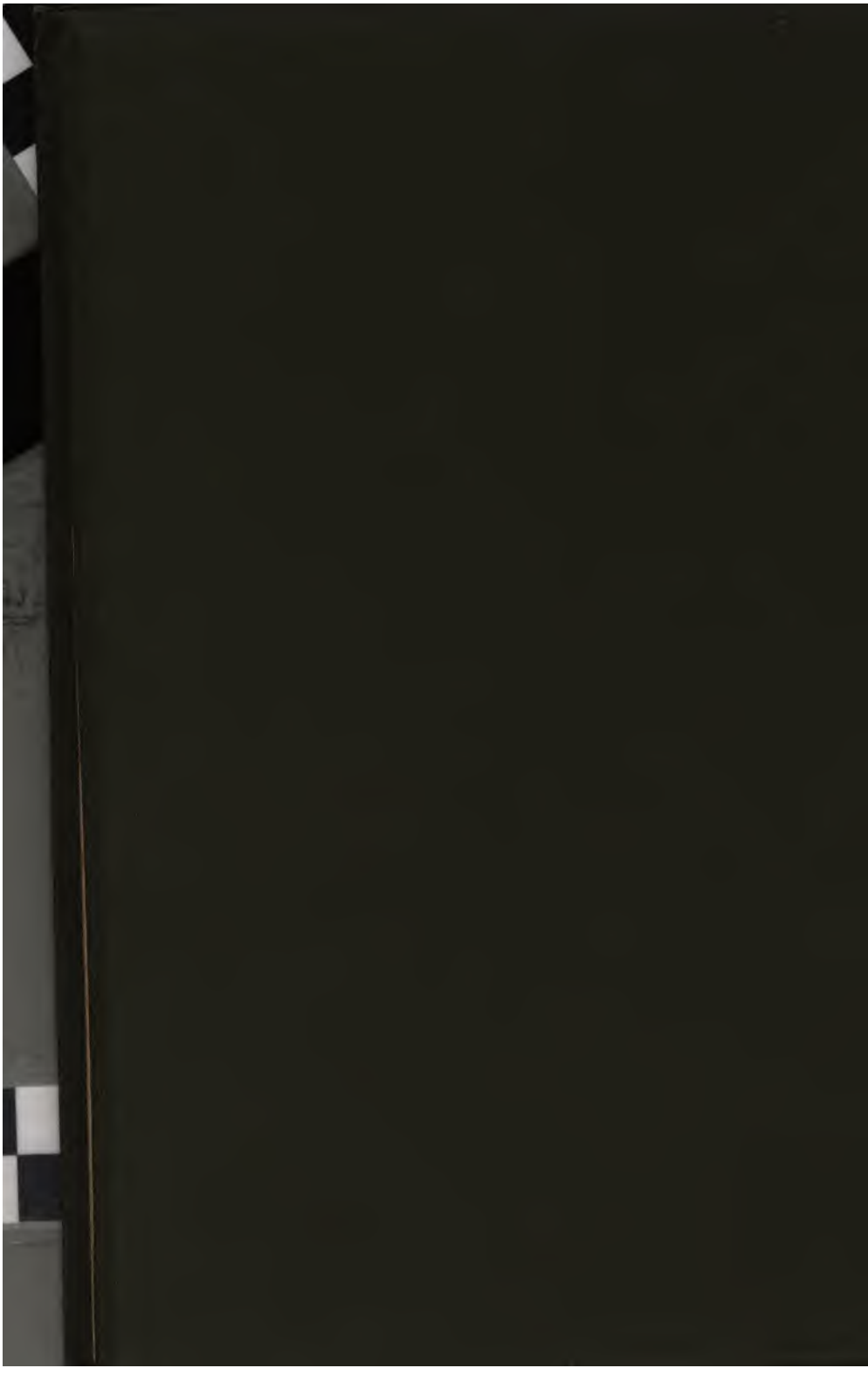
Die „Evangelischen Missionen" erfreuen sich in weiteren Kreisen einer stetig wachsenden Anerkennung, sowohl bezüglich des Textes als der Ausstattung. Die Zahl der Bilder, meist nach Originalen, belief sich im siebten Jahrgang (1901) auf mehr als **180.**

Seit Januar 1899 erscheint neben den „Evangelischen Missionen":

Saat und Ernte

auf dem Missionsfelde.

Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend.

Herausgegeben von **P. J. Richter** und **P. P. Richter.**

Monatlich ein Heft von 8 S. mit 4—5 Bildern. Jährl. 1 M., m. Porto 1,36 M.;
10 Ex. 9 M.; 25 Ex. 20 M.; 50 Ex. 35 M.; von 100 Ex. an à 60 Pf.
Die „Ev. Missionen" mit „Saat und Ernte" 3,75 M., mit Porto 4,35 M.